



J. H. Pestalozzi.

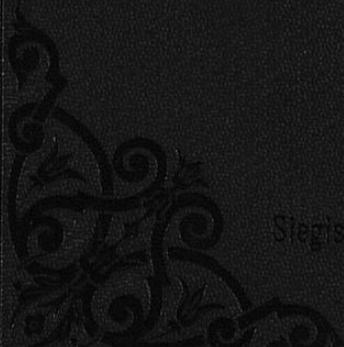
Dargestellt

von

L. W. Seyffarth.



Leipzig.
Siegismund & Volkening.



210

~~9. 12. 50~~

29. F. H.

~~I. C. 51~~

I. C. 51

+4094 798 01

11

Johann Heinrich Pestalozzi.

Nach

seinem Leben und aus seinen Schriften

dargestellt.

Von

L. W. Senffarth,

Nector der Stadtschulen zu Luckenwalde.

Fünfte Auflage.

I. C. 51.

Leipzig, 1873.

Verlag von Siegmund & Volkering.

Buchhandlung für pädagogische Literatur.

I 96 51

Die Uebersetzung in andere Sprachen bleibt vorbehalten.



Herrn H. Morf,

a. Seminardirektor und Waisenvater zu Winterthur

aus Freundschaft und Dankbarkeit

gewidmet.

Vorwort.

Das Ende des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts haben auf die Kulturentwicklung der Neuzeit entscheidend eingewirkt. Namentlich war es Deutschland, welches, aus einer trüben Vergangenheit sich emporarbeitend, Männer erzeugte, die mit ursprünglicher, schöpferischer Kraft das sittliche und geistige, das nationale und häusliche Leben einer Neugestaltung entgegenführten. Je mehr sich die von jenen Geistesheroen angebahnte Entwicklung entfaltet, desto mehr erkennt man auch die Bedeutung jener Männer, desto mehr erfahren sie gerechte Würdigung.

Einer der edelsten und einflussreichsten von ihnen ist Johann Heinrich Pestalozzi, zwar ein Schweizer, aber im deutsch-nationalen Geiste wirkend. Ihm fiel das wichtigste Gebiet des Lebens der Menschheit zu: das Gebiet der Erziehung, der Bildung des heranwachsenden Geschlechtes, das Gebiet, von dem das Wohl des Einzelnen, wie der Gesamtheit, der Segen des Hauses, wie der Staaten, das Glück der ganzen Zukunft abhängt. Aus seinem ursprünglichen, schöpferischen Geiste hat er ewige und unwandelbare Ideen offenbart, hat in Armuth und Niedrigkeit unter dem Haß vieler seiner Zeitgenossen und unter der Ungunst der Zeitverhältnisse ihre Ausführung erprobt und angebahnt und ist schließlich selbst das Opfer dieser Ideen geworden.

Indem er die Ideale aller Bildung fand, indem er Zweck und Ziel derselben bestimmte, wirkte er umgestaltend auf Theorie und Praxis der Erziehung und des Unterrichtes, ist er der Schöpfer der neuen Pädagogik nach ihrer wissenschaftlichen Begründung, wie nach ihren praktischen Ergebnissen geworden.

Leider ist gerade dieser auf unsre Kulturentwicklung so einflussreiche Geist im Allgemeinen wenig gekannt, ja noch vielfach verkannt. Die schriftlichen Darstellungen seiner Ideen, seine Werke, waren fast ganz unbekannt; vor fünfzig Jahren war die erste Gesamtausgabe derselben in ziemlich mangelhafter Redaction erschienen, und obwohl diese Ausgabe längst vergriffen war, dachte Niemand daran, dieselbe zu erneuern und zugleich zu ergänzen und zu berichtigen. Da habe ich dieses Unternehmen gewagt, nachdem ich schon längere Zeit mich mit pädagogischen Studien und speziell mit der Erforschung der pestalozzi'schen Ideen beschäftigt hatte.

Bei dem tiefern Eindringen in jene Werke, deren viele bisher gänzlich unbekannt oder unbeachtet waren, trat mir aber ein ganz anderes Bild von Pestalozzi vor die Seele, als das war, welches ich aus den bisherigen Biographi'n geschöpft hatte. Zu gleicher Zeit erschien das epochemachende Werk H. Morf's: „Zur Biographie Pestalozzi's“, welches, auf eingehenden Quellenstudien beruhend, neue überraschende Aufschlüsse über einzelne Partien aus dem Leben Pestalozzi's brachte. Bei einem längern Aufenthalte in der Schweiz und namentlich bei diesem mir nun in Freundschaft verbundenen Manne trug ich ihm den Gedanken vor, ob es nicht gerathen sein möchte, zur Verbreitung der Pestalozzi'schen Ideen eine Darstellung seines Lebens und Strebens, welche auf alle Kreise des Volkes berechnet wäre, zu geben. Herr Morf war erfreut über diesen Gedanken und munterte mich zur Ausführung desselben auf, indem er mir zugleich seine Unterstützung dabei zusagte. Der Buchhändler Volkering, Theilnehmer der Verlagsbuchhandlung, in der die gegenwärtige Schrift erschienen ist, hatte mich schon 1870 um eine kurze Darstellung des Lebens Pestalozzi's gebeten und ich ging jetzt gern auf seinen Wunsch ein, eine solche zu liefern.

Das Werk liegt jetzt vor. Wenn auch innerhalb Jahresfrist entstanden, so ist es doch das Ergebnis jahrelanger und eingehender Studien und, wie ich bestimmt behaupten darf, es enthält die erste Biographie des großen Mannes, die ihm nach allen Seiten gerecht zu werden sucht. So anerkenntswerth die Aufzeichnungen der bisherigen Biographen sind, so konnten sie doch eine allseitige Biographie nicht liefern, theils, weil ihnen viele

Schriften Pestalozzi's nicht zu Gebote standen, theils, weil manche Lebensumstände noch in Dunkel gehüllt waren. Auch betrachteten die meisten Pestalozzi von einem einseitigen theologischen oder politischen Standpunkte, wodurch natürlich ein schiefes Bild entstehen mußte, oder sie legen den Hauptnachdruck auf seine didaktischen Versuche, die er später selbst als verfehlt, als bloße Experimente bezeichnet, die das Wahre seines Strebens nicht darstellen.

Das erste Werk, welches Pestalozzi von einem höhern, einem allgemeinen Standpunkte aus beurtheilt, ist das von Herrn Morf*). Dieses treffliche Werk ist aber weniger für das ganze Volk berechnet; es enthält durch die darin niedergelegten, mit großer Sorgfalt und Hingebung angestellten Quellenstudien, namentlich durch die Aufklärung durch amtliche Aktenstücke seinen unvergänglichen wissenschaftlichen Werth, so daß neben diesem ausführlichen Werke, welches zunächst auch bloß bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes fortzuführen ist, ein mehr populär geschriebenes, in einzelnen Partien weiter, in andern kürzer abgefaßtes wohl eine Stelle haben kann.

Wenn Pestalozzi der Begründer der neuen Pädagogik ist, so darf man deshalb in seinen Schriften nicht speziell didaktische, technische Ausführungen suchen. Er wollte, wie er es selbst ausspricht, nur allgemeine Wahrheiten feststellen und indem er dies thut, faßt er die Pädagogik nicht bloß als eine Angelegenheit der Schule und des Hauses, sondern als eine nationale Angelegenheit und erhebt sie damit zu einer Staatswissenschaft ersten Ranges. Daher kommt es auch, daß er vielfach das politische und soziale Leben berührt; ohne Besserung dieser Verhältnisse hält er eine segensvolle allgemeine Menschenbildung nicht für möglich, weshalb auch ein großer Theil seiner Schriften der Politik gewidmet ist. Ohne Berücksichtigung dieser Grundlage seines pädagogischen Systems bleibt dasselbe in seinem Wesen wie in seinen letzten Endzwecken überhaupt unverständlich, weshalb die gegenwärtige Schrift auch dieser Seite seines Lebens, die von den

*) Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Volkserziehung von H. Morf, alt Seminardirektor und Wissensater in Winterthur. Erst er Theil. Pestalozzi's Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes. Zweite vermehrte Auflage. Winterthur, Bleuler, Hausherr & Co. 1868. XII und S.

frühern Biographen fast ganz übersehen ist, eine besondere Aufmerksamkeit widmet.

Pestalozzi ist durchaus kein Parteimann. Obwohl in einer freien Republik geboren und erzogen, versteht er doch auch die monarchische Staatsverfassung zu würdigen, obwohl Reformirter, läßt er auch der katholischen Lehre volle Gerechtigkeit widerfahren, aber gegen eins ist er ein unversöhnlicher Feind: den Geist der Finsterniß, mag er nun in monarchischer oder republikanischer Form, mag er in katholischem oder evangelischem Gewande erscheinen, den Geist der Selbstsucht, der den Einzelnen, wie die Völker ins Verderben stürzt. Er spricht ebensowohl gegen Napoleon, wie gegen die Ausschreitungen der Revolution, ebensowohl gegen die Gottesleugner, wie gegen die religiösen Fanatiker.

Aber er streitet nicht um Meinungen, er tritt nur für die ewig wahren Prinzipien alles Menschensegens ein, und sein Streben kann nicht besser ausgedrückt werden, als mit seinen eigenen Worten in der Vorrede zu Lienhard und Gertrud: „Ich habe keinen Theil an allem Streit der Menschen über ihre Meinungen; aber das, was sie brav und fromm und treu und bieder machen, was Liebe Gottes und Liebe des Nächsten in ihr Herz und was Glück und Segen in ihr Haus bringen kann, das, meine ich, sei außer allem Streit uns allen und für uns alle in unsre Herzen gelegt.“

Luckenwalde, im Mai 1872.

L. W. Senffarth.

Inhalt.

	Seite
1. Kap. Die freie Schweiz im achtzehnten Jahrhundert	11
2. " Pestalozzi's erste Jugendjahre	17
3. " In der Schule	22
4. " Das Genfer Geschäft	26
5. " Die Patrioten in Zürich	29
6. " Die ersten schriftstellerischen Versuche	34
7. " Zukunftsläne	41
8. " Die erste Liebe	45
9. " Die Gründung des Neuhof	52
10. " Verheirathung und Freude und Leid	55
11. " Die Armenerschulungsanstalt auf dem Neuhofe	61
12. " Die „Abendstunde eines Einsiedlers.“	65
13. " „Lienhard und Gertrud.“	68
14. " „Ein Schweizer Blatt.“	73
15. " Zwei Schriften über Preisfragen	79
16. " Die Fortsetzung von „Lienhard und Gertrud.“	83
17. " „Die Fabeln.“	89
18. " Nachforschungen über den Gang der Natur in der Ent- wicklung des Menschengeschlechts.“	94
19. " Häusliches und öffentliches Leben von 1780—1798.	99
20. " Wichtige Bekanntschaften	104
21. " Die französische Revolution	108
22. " Die Revolution in der Schweiz.	114
23. " Stanz.	119
24. " Neuer Anfang in Burgdorf	126
25. " Der Schritt zur Selbständigkeit	131
26. " „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.“	136
27. " „Der natürliche Schulmeister.“	144

	Seite
28. Kap. Reiches Leben in Burgdorf	148
29. " Pestalozzi und Bonaparte	154
30. " Yverdon	162
31. " Die „Reden an mein Haus.“	172
32. " Pestalozzi und Preußen	177
33. " „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmuth meines Zeit- alters und meines Vaterlandes“	185
34. " Die Ausgabe der sämtlichen Werke Pestalozzi's	192
35. " Die „Lebensschicksale“ und der „Schwanengesang“	196
36. " Das Lebensende	204



Erstes Kapitel.

Die freie Schweiz im achtzehnten Jahrhundert.

Schweiz — wer stellte sich bei diesem Namen nicht ein Land voll wunderbarer Schönheiten vor, ein Stück Erde, wie es kein zweites unter der Sonne gibt? Und sie ist es auch! Ihre mit ewigem Eis und Schnee bedeckten Berge, ihre lieblichen, wie ihre schauerlichen Thäler, ihre grünen und blauen Seen mit den reizenden oder ernsten Umgebungen, ihre Wasserfälle und ihre Lawinen, ihre Matten und Alpen an den abschüssigen Bergeshalden mit dem wunderbar frischen Grün zwischen grauen Felsen und dunkeln Wäldern, die reine, stärkende Luft ihrer Gebirge, und dazu ein Volk, so treu und so bieder — ja es ist ein schönes Stück Erde! Und wer denkt nicht an den Winkelried und an den Tell und an so manchen andern Namen, der in der Schweiz ein Stück Menschheitsgeschichte gelebt hat?

Die Schweiz ist ein freies Land — der Freiheit Hauch umwehet dich in der ganzen Natur, magst du wandeln durch die einsamen Thäler oder dich hindurch kämpfen auf die Gipfel der Berge; ob du über die sonnigen Alpen schreitest, oder durch den schattigen Wald; mag Sturm und Gewitter dich umtoben mit ihrer furchtbaren Gewalt in schauerlicher Felsenschlucht, oder mag Sonne oder Mond vom unbewölkten Himmel auf dich herabblühen, wenn du über die Spiegelglätte des See's fährst: du spürst den Odem der Freiheit und es nimmt dich nicht Wunder, daß dieses Land einen Tell und einen Winkelried geboren!

Und doch hat auch dieses schöne und durch die Natur zur Freiheit angelegte Land Zeiten schweren politischen Druckes kennen gelernt, Zeiten, wo die große Mehrzahl des Volkes unter der selbstfüchtigen Herrschaft Weniger niedergehalten ward und verkümmerte! — Eine solche Zeit ist's, in die ich dich einführen muß, lieber Leser.

Nach den furchtbaren Wehen, unter denen die neue Zeit geboren wurde, trat eine Erschlaffung des geistigen und sittlichen Le-

bens in Europa ein, die vom Ende des dreißigjährigen Krieges bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts andauerte. Wenn aber die guten Kräfte in der Menschheit schlafen, dann kommen die bösen oben auf und behaupten den Plan; das Zeitalter Ludwigs XIV. ist Zeugniß dafür.

Auch die freie Schweiz konnte sich gegen das Eindringen dieses bösen Zeitgeistes nicht wehren. Durch selbstsüchtige Bestrebungen und Eifersüchteleien in sich getrennt, bot die Schweizerische Eidgenossenschaft, die im 18. Jahrhundert aus 13 souveränen Kantonen, 18 gemeinen Herrschaften, 9 zugewandten und 2 schutzverwandten Orten bestand, wie die übrigen Länder Europa's, ein Bild des innern Verfalles, der geistigen, wie sittlichen Ohnmacht dar. Was Wunder, wenn in den freien Republiken einzelne aristokratische Geschlechter sich die Herrschaft anmaßten und alle materiellen Hilfsmittel in ihre Hand bringen konnten, ohne auf energischen Widerstand zu stoßen? Hauptsächlich war es die ländliche Bevölkerung, die unter dem Drucke der herrschenden aristokratischen Geschlechter der Städte fürchtbar zu leiden hatte.

Der Mann, von dem unser Buch handeln soll, ist im Kanton Zürich geboren. Nur aus den damaligen politischen und sozialen Zuständen dieses Kantons können wir ihn und seine Bestrebungen recht verstehen lernen.

Das Züricher Land stand zur Stadt in dem Verhältniß des Unterthans zum Herrscher. Aber die Stadt Zürich gehörte nicht zu den milden und menschenfreundlichen Herrschern, die das Wohl ihrer Unterthanen befördern, sondern zu denen, die ihre Unterthanen drücken und zu Grunde richten. Das beweisen die gesetzlichen Erlasse, die nicht etwa vom ganzen Volke beschlossen wurden, wie man's in einer ordentlichen Republik erwarten sollte, sondern die lediglich von der Stadtobrigkeit ausgingen, und Niemand durfte dagegen ein Wort sagen. Ich führe nur einige dieser gesetzlichen Bestimmungen an, das Andere kann sich der erstaunte Leser dann selbst ausmalen.

Alles, was Geld und Ehre einbrachte, mußten die Städter an sich zu ziehen. Alle Aemter in Kirche und Staat waren deshalb den Söhnen der Landschaft verschlossen; nur Stadtbürger konnten Geistliche, Landvögte, Landschreiber, Richter u. s. w. werden. Und damit das Landvolk diesen Druck nicht fühle, sondern die Sache ganz natürlich finde, mußte es in der Dummheit erhalten werden. Die höhern Schulen der Stadt waren den Söhnen der Landbürger so gut wie verschlossen. Was sollten sie auch da? Ein Amt hätten sie ja doch nicht erlangen können, alles das hatten die Stadtbürger zu Handen genommen. Eine Ausnahme bildeten etwa nur die Landärzte, Schärer geheißten. Solche Praxis wollte kein Stadtbürger, sie brachte zu wenig ein. Ihre Bildung war auch eine ziemlich oberflächliche, man verlangte etwa so viel von ihnen, als

heutzutage von den Chirurgen zweiter Klasse. Den Landkindern ward gestattet, das Allernothwendigste hierzu auf den Züricher Schulen zu holen, aber ja nicht mehr. Die Dorfschulen aber befanden sich im erbärmlichsten Zustande und weder der Vogt, noch die Väter der Stadt dachten daran, hier eine Besserung herbeizuführen. Wer aber wissen will, wie es in diesen Schulen aussah, der kann es in dem Buche von Jeremias Gotthelf: „Leiden und Freuden eines Schulmeisters,“ lesen, und dies Buch erzählt noch dazu die Zustände, wie sie zu Anfange unseres Jahrhunderts waren. Die Hauptsache in der Schule war, daß der Heidelberger Katechismus und damit die Religion, eingebläut wurden; Lesen wurde nur zur Noth erlernt, Schreiben und Rechnen blieben den Kindern spanische Dörfer. Die Schulmeister waren unwissende Tröpfe, die sich meist von einem Handwerk nährten. Von einer geistigen Erhebung des Volkes zu selbständigem Denken und Urtheilen und zu sittlichem Wollen und Handeln konnte da keine Rede sein. Wenn ein Schulmeister ja das Volk aufklären und nur einigermaßen vom alten Mechanismus und Schlandrian abweichen wollte, kam er in Gefahr, für einen Ketzer angesehen zu werden, der die „heilige Religion“ umstürzen wollte. So tief war das Volk herabgekommen, daß es sogar das Gefühl für seine verdorbenen Zustände verloren hatte. Regte sich aber ja einmal in einer Gemeinde ein freierer Sinn, verlangte sie nach mehr Lust zum Leben, dann schlugen meist die Herren Geistlichen, die ja im städtischen Hochmuth groß geworden waren, als getreue Polizisten der „gnädigen Herren und Oberen“ und als Wahrer ihrer eigenen Interessen, tapfer auf die „Kotte Korah“ los, bis sie dem Volke selber als größte Sünderin erschien, die gegen Gott und die gnädige Oberkeit gefrevelt. Dabei herrschte auf den Dörfern selbst der größte Zwiespalt zwischen Reichen und Armen; die Reichen sogten den Armen aus und der Arme bestahl den Reichen.

Abgaben zahlte nur das Landvolk in Gestalt von Zehnten und Grundzinsen. In einem großen Theile des Kantons herrschte noch der Erbfall, d. h. beim Tode des Vaters einer Familie bezog der Landvogt einer Gegend „zu Handen der gnädigen Herren“ das „beste Stück“ der Hinterlassenschaft, war' es auch nur ein Kleidungsstück gewesen. So gaben die „Väter“ trostlosen Kindern, die ihren Ernährer verloren, ihre „väterliche“ Liebe kund! — Die Herren aber bezogen diese Stücke der Hinterlassenschaft nicht in natura, sondern in einer entsprechenden Geldsumme, die mit Härte eingetrieben wurde. Als ein Mitglied des Züricher Kleinen Rathes, der in der Literaturgeschichte bekannte Bodmer, im Jahre 1768 auf gänzliche Aufhebung des Erb- oder Leibfalles antrug, schlug man auf ihn zu mit „Hize, Grobheit und Eifer.“ —

Daß das Handwerk damals auch in der freien Schweiz zünftig war, soll uns nicht wundern, wohl aber, daß nur die Stadt=

burger (Burger hieß es damals, nicht Bürger) einer Zunft angehören, also ein Handwerk erlernen und betreiben durften. Allerdings gab es einige Bauernhandwerke, z. B. das der Schneider, Schuster, Küfer und Schmiede, die auf dem Lande unentbehrlich waren und die ein Stadtbürger nicht treiben mochte. Diese durften „nach Noth und Bedürfniß“ von Landbürgern ausgeübt werden. Sobald ein Handwerk einen etwas bessern Anstrich hatte und doch auf dem Lande nicht entbehrt werden konnte, mußte das Recht zur Ausübung auf dem Dorfe durch eine namhafte Geldabgabe an die betreffende Stadtzunft erkaufte und durch neue Gaben von Zeitraum zu Zeitraum erneuert werden, so namentlich die Bäckerei. Jedes bessere Handwerk war dem Landbürger versagt und verboten.

Die schweizerischen Kantone waren unter sich streng gesondert, nicht nur, daß jeder seine eigne Verfassung und Verwaltung hatte, auch von Freizügigkeit war keine Spur vorhanden, ja innerhalb desselben Kantons durfte keine Person seinen Wohnsitz wechseln oder nur unter erschwerenden Umständen. An ein Freihandelsystem war da nicht zu denken. Nun, das lag in den Verhältnissen der damaligen Zeit überhaupt; aber das lag nicht darin, daß die Stadtbürger von Zürich allen möglichen Gewinn in ihre Tasche zu bringen versuchten. Der Landmann durfte z. B. nach einer Verordnung „der Bürgermeister, Klein- und Großen Rätthe“ vom Jahre 1749 für keinen auswärtigen Fabrikanten arbeiten, auch an keinem auswärtigen Orte arbeiten lassen, „massen jedermänniglich derjenigen Arbeiten, welche Unsere inner den Creuzen sitzende verbürgerte Kaufleute und Handelsleute ihnen zukommen lassen, allein sich bedienen; — Sonsten Wir auf Erfahren nicht nur solche Waaren Oberkeitlich konfiscieren, sondern die Uebertretter mit ernstlicher Straf ansehen lassen werden . . . Ingleichen ist unser Oberkeitlicher Befehl, daß bei unverschonter Straf Unsere Angehörige Landtöchter, die ihnen zu machen erlaubte rauhe Tüchlein weder außer Lands zum Verkaufen führen, schicken oder bringen, noch an Jemand andern, als Unsern inner den Creuzen sess- und wohnhaften Bürgern verkaufen mögen sollen.“ Noch 1798 verordneten die „Herren und Oberen“: „Es solle die Handlung auf hiesigem Platz Niemandem als Verbürgerten erlaubt sein.“ Der Landmann mußte zahlen, was die „Burger“ verlangten.

Noch bezeichnender ist die Verordnung, daß der Landmann sein selbstgesponnenes und selbstgewobtes Tuch nicht einmal färben oder bleichen lassen durfte, obgleich nur „Stadtbürger“ Färber und Bleicher sein konnten. Wollte nun der Bauer seine Hemden, Röcke und dergl. nicht aus roher Leinwand oder rohem Tuch tragen, so mußte er diese rohen Webereien einem Stadtbürger verkaufen und gefärbte oder gebleichte dafür zurückkaufen. Für beides machte natürlich der Bürger den Preis.

Den Preis, zu welchem der Wein nach der Weinlese an die

„Stadtburger“ verkauft werden mußte, setzten die Weinherren (Burger) fest.

Kein Landmann durfte einem andern Geld unter 5 Prozent leihen. That er's und kam es ihm aus, so verlor der gutmeinende Mann die Hälfte seines Kapitals, das dann den „gnädigen Herren“ zukam. Und warum durfte der Landmann das nicht? Die Burger wollten eben ihr Geld zu 5 Procent anlegen und mußten sorgen, daß der Bauer kein wohlfeileres finde.

Ein Jagdpatent durfte der Bauer nicht kaufen, doch war gnädigst gestattet, daß die Hunde eines Stadtburgers mit einem Bauer jagen durften. Die Beute gehörte natürlich dem Burger.

Aber thaten die Landleute gar nichts gegen solche alle Menschenrechte vernichtenden Beschränkungen und Bedrückungen? Man höre!

Dem Landvolke waren in alten Urkunden von 1489 und 1531 — dem „Waldmannischen Spruch“ und dem „Kappeler Brief“ — gewisse kleine Freiheiten zugesichert. Die Urkunden wurden in den Archiven der Gemeinden niedergelegt. Im Laufe der Zeit aber schmeichelten die gnädigen Herren den Gemeinden die Urkunden bis auf wenige wieder ab. Im Jahre 1794 erinnerte man sich in Stäfa am Züricher See dieser Urkunden und suchte sie im Archiv der Gemeinde, fand sie aber nicht. Man fragte bei andern Gemeinden nach, und siehe, sie waren noch im Archiv der Gemeinde Rüsnacht (am Züricher See; das andere bekanntere Rüsnacht liegt am Vierwaldstädter See) vorhanden. Man nahm Abschriften; dann wählte man eine Kommission mit dem Auftrage, bei den gnädigen Herren in Zürich anzufragen, ob sie diese Urkunden als noch zu Recht bestehend ansähen.

Das war unerhört, ein Kapitalverbrechen! Die Betreffenden wurden gefänglich eingezogen und criminalisirt; der Angesehenste, Bodmer, ein alter Mann von 70 Jahren, der zur Brüdergemeinde gehörte, auf den Richtplatz geführt, und als todeswürdiger Verbrecher erklärt, dem man nur aus besonderer Gnade das Leben schenkte. Nachdem der Henker das Schwert über Bodmer's Haupt geschwungen, wurde dieser siebenzigjährige, als fromm und bieder bekannte Greis zu lebenslänglicher Haft ins Zuchthaus abgeführt. Seine Genossen wurden bis zu vierzigjähriger Gefangenschaft verurtheilt. Die Gemeinde Stäfa wurde mit Militair überzogen; die Gesamtgemeinde, wie die Privatleute, die etwas besaßen, wurden mit ungeheuren Geldbußen belegt und dadurch an den Bettelstab gebracht. Und das Alles nur, weil sie nach dem Werthe zweier alten Freiheitsbriefe, die sehr wenig gewährten, geforscht hatten, „damit die stolzen Seebuben ein Beispiel hätten, wie man Volkswiege lung ahnde.“

Aber im Februar 1798 stürzte die ganze Bürgerherrlichkeit zusammen. Eine unblutige Revolution machte der Tyrannei ein

Ende. Alte Leute erzählen noch von dem Jubeltage, an welchem Stäfa mit Fahnen und Kränzen, unter Sang und Klang, seine gefangenen Mitbürger in Zürich abholte, vor allen den ehrwürdigen Bodmer. In allen Dörfern, durch die sie mit den Befreiten zogen, wurden die Glocken geläutet; das ganze Land jubelte mit.

Der materielle Schaden, der dem Lande aus solchen tyrannischen Bedrückungen erwuchs, war noch der geringste; größer war der geistige und moralische. Das Volk war behindert im Gebrauche der ihm von Gott verliehenen Gaben und Kräfte; es verlumpte und verthierte. Wie die Herren in der Stadt, so machten es auch die Herren auf den Dörfern. — Schaarenweis zogen Kinder mit Alten bettelnd und stehend im Lande umher, eine wahre Landplage; die Gefängnisse waren stets überfüllt und wie wurden die Gefangenen, die oft wegen bloßen Verdachtes fest genommen waren oder wegen Verbrechen, die die „gnädigen Herren“ intellektuell verschuldet hatten, behandelt! Ich schweige davon.

Damit es aber ja recht finster bleibe, war die Censur eingeführt und wehe dem, der etwas gegen solche Zustände hätte drucken lassen wollen!

Wer sollte unter solchen Umständen für das arme Volk, das sogar das Gefühl für sein Elend, das Gefühl seiner Menschenwürde verloren hatte, eintreten, wer die Hülfsmittel gegen solche Versunkenheit finden? — Ein Mann hat's gewagt, er ist eingetreten für das arme Volk, nicht mit äußerer Macht, nicht mit großem Geld und Gut, sondern mit einem Herzen voll Erbarmen und voll Liebe, und er hat die Mittel gefunden, nicht bloß dem armen Volke emporzuhelfen, sondern der ganzen Menschheit! Und dieser Mann ist Pestalozzi!

So schreibt er in einem noch ungedruckten Werke:

„An das niederste Volk Helvetiens!“

„Ich habe dein Zurückstehen, ich habe dein tiefes, dein tiefstes Zurückstehen gesehen und mich deiner erbarmt. Liebes Volk, ich will dir aufhelfen. Ich habe keine Kunst, ich kenne keine Wissenschaft und bin in dieser Welt nichts, gar nichts; aber ich kenne dich und gebe dir mich, ich gebe dir, was ich durch die ganze Mühseligkeit meines Lebens nur für dich zu ergründen im Stande war.“

„Lies mich ohne Vorurtheil, und wenn dir Jemand etwas für dich Besseres gibt, so wirf mich weg und laß mich auch bei dir in das Nichts versinken, in dem ich mein Leben durchlebte. Wenn dir aber Niemand sagt, was ich sage, wenn dir das, was ich dir sage, Niemand in einer für dich so brauchbaren, zusammenhängenden Darstellung sagt, so schenke meinem Angedenken, schenke meinem Leben, schenke meinem auch für dich verlorenen Leben eine Thräne.“

Zweites Kapitel. Pestalozzi's erste Jugendjahre.

Die Stadt Zürich mit ihren Umgebungen gehört zu den schönsten Punkten der Schweiz. Am nördlichen Ende des See's gelegen, der von Zürich seinen Namen hat, zieht sich die Stadt an den beiden Ufern der Limmat hin, die hier aus dem See tritt. Die Ufer des See's sind von sanfteren Höhenzügen umkränzt, deren schönes Grün von Fruchtbarkeit zeugt. Weinberge, Obstgärten, Wiesen und Wald wechseln auf ihnen in schöner Mannichfaltigkeit ab. Dazu spiegeln sich in dem klaren Wasser in bunter Reihe Dörfer, Städte, Weinberge und Villen und stets belebte Straßen lassen auf den lebhaften Handel und Verkehr schließen, der die reiche Gegend auszeichnet. Ueber dieser Pracht und diesem Leben aber erheben sich in unwandelbarer, ruhiger Majestät die Felsengestalten des Hochgebirges mit ihrem ewigen Eis und Schnee: der gewaltige Klüften des Glärnisch, die senkrechte Wand des Reifelsstocks, der Drusberg, der wie eine Wendeltreppe in die Wolken hineinführt, der vergletscherte Bisertenstock, die Clariden mit dem mächtigen Gletscher, der sie vom doppelzackigen Scheerhorn trennt, die lange Noßstockkette mit ihren zackigen Hörnern; die breite Windgelle, die spitze Pyramide des Bristenstocks, der gewaltige Uri-Nothstock am Vierwaldstädter See und die Schneegebirge des Engelberger Thales.

Die Stadt Zürich selbst zieht sich theils an den Bergen entlang, theils auf sie hinauf; einige ihrer Straßen sind steil ansteigend; die Häuser, bis auf den jüngern Aufbau, geben der Stadt einen ehrwürdigen Anstrich. Schöne Brücken über die Limmat stellen die Verbindung zwischen den beiden Theilen der Stadt her; der Großmünster mit seinem Kreuzgang, die Stadtbibliothek in der alten Wasserkirche, das Zeughaus mit seiner reichen Waffensammlung, schöne Promenaden mit kostbaren Aussichtspunkten, das ist es, was jeder Fremde, der die Stadt besucht, besonders an ihr rühmt.

Namen hervorragender Geister zeugen von geistiger Kraft und höheren Leben, das in Zürich schöne Blüten und Früchte hervor gebracht: hier fand Zwingli Unterstützung und Halt; Bodmer, Breitinger, die Bessner, Hirzel, Sulzer verkündeten die Morgenröthe unserer größten klassischen Literaturepoche, ihnen gesellte sich Lavater zu, der die Herzen für das hohe Gut der wahren Religion zu gewinnen wußte; zu ihnen gehört auch Pestalozzi.

Wenn man von dem Bahnhofe kommt und die neue Brücke über die Limmat überschritten hat, führt eine belebte Straße an dem rechten Ufer des schnell fließenden, breiten, aber nicht allzutiefen Flusses der Länge nach durch die ganze Stadt bis an die Ufer des Sees. Ehe man jedoch an den See gelangt, führt ein Bogengang

von der Limmatstraße ab auf einen kleinen Platz, der etwa 40 Schritte lang und 20 Schritte breit ist und der durch das Zunft-
haus „zum Rüden,“ einen ehemaligen Gasthof, der jetzt aber in
seinen obern Räumen ein Museum birgt, von der Limmatstraße
getrennt ist. Zwei Ausgänge führen wieder auf diese Straße, eine
dritte engere Straße führt nach der andern Seite bergauf zum
Münster; diese Straße ist an der rechten Seite des Platzes, wenn
man das Zunfthaus zum Rüden im Rücken hat. Der Platz heißt
der Rüdenplatz. Das Eckhaus an dieser Straße, welches mit der
Giebelseite auf den Rüdenplatz schaut, ist das Geburtshaus Pestalozzi's, in dem er am 12. Januar 1746 das Licht der Welt er-
blickte. Wie die meisten Häuser in den schweizer Städten, so hat
auch dieses einen besondern Namen; es heißt: „Zum schwarzen Horn.“
Das Haus ist noch heute, wie es ehemals war. Im Erdgeschoß ist
ein Laden mit Eisenwaaren, daneben ein offenes Gewölbe, das
ebenfalls der Eisenhändler benutzt. Drei Stockwerke erheben sich
auf dem Erdgeschoße mit sechs oder fünf Fenstern in der Breite;
der Eingang ins Haus führt von der engen Straße aus, die zum
Münster emporführt. Es ist ein altes, massives, unansehnliches
Haus, auch kündigt keine Gedenktafel, daß in ihm einer der gewal-
tigsten Geister, einer der größten Wohlthäter des Menschenges-
chlechts geboren ist, und mancher Züricher Einwohner weiß nicht,
wo das Geburtshaus Pestalozzi's steht; ich habe mich durch Fragen
mehrfach davon überzeugt. Ehren so die Freistaaten ihre großen
Männer?

Die Eindrücke der ersten Lebenszeit pflanzen sich dem Herzen
tinauslöschlich ein und geben ihm seine Richtung. Pestalozzi
verlebte eine zurückgezogene Jugend. Schon im 6. Lebensjahre
(1751) verlor er seinen Vater, der, ein Sohn des Pfarrers Pestalozzi
in dem etwa eine Stunde nördlich von Zürich gelegenen Dorfe
Höngg, sich dem Studium der Medizin gewidmet hatte und als ge-
schickter Augenarzt bekannt war. Seine Mutter war eine Land-
bürgerin, die Tochter des Bauerngutsbesizers Hote in Nüchterswyl,
einem ansehnlichen Dorfe am westlichen Ufer des Züricher See's.
An dem Grabe des Vaters weinten mit der verlassenen Mutter
drei arme Waisen, unser Heinrich, ein älterer Bruder Baptist und
eine jüngere Schwester Barbara. Einige Biographen erzählen,
Baptist sei schon frühzeitig gestorben, doch scheint diese Angabe nicht
richtig zu sein; jedenfalls bedürfen die Nachrichten über diesen Bru-
der noch der Aufklärung; die geliebte Schwester Bärbel aber blieb
mit Heinrich in steter Verbindung; die Briefe, die er ihr noch nach
ihrer Verheirathung an den Kaufmann Groß in Leipzig geschrieben
hat, bezeugen eine innige Zuneigung dieser beiden Geschwister zu
einander; er theilte ihr bis in sein höchstes Lebensalter alle seine
Erlebnisse, wie seine Wünsche und Hoffnungen mit und sie nahm
den innigsten Antheil an allen seinen Schicksalen.

Die Hauptquelle, aus der wir die Nachrichten über Pestalozzi's Lebensgang schöpfen, sind seine Schriften. Er erzählt uns, daß die gute Mutter sich sehr habe einschränken müssen, daß sie aber Alles gethan habe zur rechten Erziehung der Kinder. Noch im spätesten Lebensalter steht ihm das Bild dieser vortrefflichen Mutter vor Augen und in seinem Schwanengesange hat er ihr ein hehres Denkmal gesetzt, das sowohl ihn selbst, als auch die Mutter ehrt. Schöner aber noch ist das Denkmal, das er der mütterlichen Liebe und Treue in fast allen seinen Schriften errichtet hat und gewiß hat ihm dabei seine gute Mutter als leuchtendes Bild vorgelebt. Leider fehlte ihm die kräftige Leitung des Vaters, die für ihn bei den ungewöhnlich kräftigen Anlagen seines Geistes und Herzens um so nöthiger gewesen wäre, und so sehen wir denn zwar sein Gefühl zu einem hohen Grade der Vollendung sich entwickeln, aber der die rechten Mittel erwählende Verstand lernte bei ihm nicht die Aufwallungen des Gemüths beherrschen.

Dazu kam, daß auch der Umgang mit der großen Welt ihm durch die bedrängte Lage der Mutter versagt war. Ihr bescheidenes Vermögen reichte kaum zur Erhaltung der Kinder hin, außerdem hatte sie aber auch als Landbürgerin in der Stadt Zürich gar keine Freunde und Bekannte gefunden; sie lebte mitten in dem regen Verkehre der Stadt vereinsamt und hielt auch ihre Kinder von der Berührung mit Kindern gleichen Alters fern. Als der Vater Heinrichs sein Ende nahe fühlte, sah er die Lage voraus, in die seine hinterlassene Wittve kommen werde und er bat deshalb ein Dienstmädchen, welches wenige Wochen vorher vom Dorfe zu ihnen gekommen war, seine Frau nicht zu verlassen.

Pestalozzi erzählt: „Meine Mutter war in ihrer Umgebung von einer Person unterstützt, deren Andenken mir ewig unvergeßlich sein wird. Mein Vater, der in den wenigen Monaten, seitdem sie in unsere Dienste trat, von der Kraft und Treue des Dienstmädchens überzeugt und ergriffen war, ließ es, von den Folgen, die sein naher Hinschied auf seine verwaiste und unbemittelte Haushaltung haben mußte, beängstigt, vor sein Todtbett zu sich kommen und sagte zu ihr: „Babeli, um Gottes und Aller Erbarmen willen, verlasse meine Frau nicht; wenn ich todt bin, so ist sie verloren und meine Kinder kommen in harte fremde Hände. Sie ist ohne deinen Beistand nicht im Stande, meine Kinder bei einander zu erhalten.“ Gerührt, edel und in Unschuld und Einfalt bis zur Erhabenheit großherzig, gab sie meinem sterbenden Vater das Wort: „Ich verlasse Ihre Frau nicht, wenn Sie sterben. Ich bleibe bei ihr, bis in den Tod, wenn sie mich nöthig hat.“ Ihr Wort beruhigte meinen sterbenden Vater; sein Auge erheiterte sich und mit diesem Trost im Herzen verschied er.

Sie hielt ihr Versprechen und blieb bei meiner Mutter bis an ihren Tod. Sie half ihr ihre drei Kinder, die damals eigentlich

arme Waisen waren, durchschleppen durch alle Noth und durch allen Drang der schwierigsten Verhältnisse, die sich nur denken lassen, und zwar mit einer Ausharrung, mit einer Aufopferung und zugleich mit einer Umsicht und Klugheit, die um so bewundernswürdiger ist, da sie, von aller äußern Bildung entblößt, vor wenigen Monaten vom Dorf weg nach Zürich kam, um daselbst einen Dienst zu suchen.“

Die Liebe dieses einfachen Landmädchens zu den vaterlosen Kindern ihrer Frau, der sie wahrhaft um Gottes willen diente, gab ihr selbst den hohen Grad der Selbstverleugnung, daß sie eine sehr vortheilhafte Heirath ausschlug. Sie beschränkte sich aber nicht bloß auf die körperliche Pflege der Kinder, sondern suchte auch ihren Geist anzuregen, indem sie sie auf nahe Gegenstände, namentlich in der Natur, aufmerksam machte. Noch im Greisenalter rühmte Pestalozzi den glücklichen Einfluß dieses frommen Dienstmädchens auf sein Herz und auf seinen Geist und erkannte mit unveränderlich lebhafter Dankbarkeit das Gute, was Gott ihm durch sie hatte zu Theil werden lassen. Er hat ihr in seinem „Schwanengesange“ ein rühmliches Denkmal gesetzt.

So lebte Pestalozzi vom Morgen bis zum Abend in Umgebungen, die sein Herz, sein Gemüth zwar im hohen Grade belebten und ansprachen, aber doch fehlte ihm vom 6. Jahre an alles, dessen die männliche Kraftbildung in diesem Alter so dringend bedarf. „Ich wuchs an der Hand der besten Mutter als ein Weib- und Mutterkind auf, wie nicht bald eins in allen Rücksichten ein größeres sein konnte. Ich kam Jahr aus Jahr ein nie hinter dem Ofen hervor. Wenn wir Kinder nur einen Tritt auf die Gasse thun oder an irgend einen Ort hin wollten, an dem wir nichts zu thun hatten, hielt uns das Babeli mit den Worten zurück: Warum wollt ihr doch unnützer Weise Kleider und Schuhe verderben? Seht wie eure Mutter, um euch zu erziehen, so viel entbehrt, wie sie Wochen und Monate lang an keinen Ort hingehet und jeden Kreuzer spart, den sie für eure Erziehung nothwendig braucht.“

„Die Lage meiner Mutter forderte die äußerste Sparsamkeit. Ich und meine zwei Geschwister hatten immer sehr schöne Sonntagskleider, aber wir durften sie nur wenig tragen und mußten sie, sobald wir heim kamen, wieder ablegen, damit sie recht lange als Sonntagskleider getragen werden konnten. — Erwartete die Mutter einen Besuch, so wurde die einzige Stube, die wir hatten, mit aller Kunst, die uns möglich war, in eine Besuchsstube umgewandelt. — So eingeschränkt man in unserer Haushaltung lebte, so strengte man sich zur Bestreitung aller so geheißenen Ehrenaussgaben beinahe immer über Vermögen an und that hierin ohne alles Verhältniß mehr als bei andern Ausgaben. Trinkgelder, Neujahrs-geschenke und dergl. sparte man nicht. Wenn die Mutter und das

Babeli es auch noch so ungern sahen, daß ein unvorhergesehener Fall eine solche Ausgabe herbeiführte, so wurde sie doch immer sehr ehrenfest bestritten.“

Jedenfalls erhielt die Mutter Pestalozzi's von ihrem Schwiegervater, dem Pfarrer Pestalozzi zu Hüngg, dem sie öfter während seiner Kränklichkeit Beistand und Hülfe leistete, sowie auch von ihren nicht unbegüterten Eltern in Richterswohl das ihr zum Lebensunterhalt Fehlende. Daß sie nicht aufs Land zu ihren Verwandten zog, that sie wohl mit Rücksicht auf die Ausbildung ihrer drei Kinder.

Wie sehr diese Verhältnisse und Umgebungen bestimmend auf die Anschauungen Pestalozzi's und seinen Lebensgang einwirkten, sehen wir aus seinem Leben und seinen Schriften. Wie oft mag sich die Mutter über die Zurücksetzung, die sie von Seiten der Stadtbürgerinnen erfuhr, gehärmt, wie tief mögen die Kinder den Druck mit der Mutter gefühlt haben. Die größte Freude war es ihnen, wenn sie zu ihren mütterlichen Verwandten an den Züricher See wandern konnten; dort lebte der als Arzt auch im Auslande rühmlich bekannte, durch Beruf und Charakter ausgezeichnete Bruder der Frau Pestalozzi, Dr. Hoze, der in Zürich freilich keine Anerkennung fand. Er konnte sich aber auch mit den feudal-aristokratischen Einrichtungen nicht befreunden und ließ seinem Unmuth über den Druck, der von der Stadt auf das arme Landvolk geübt wurde, oft in Gegenwart der Knaben, vornehmlich als sie mehr herangewachsen waren, freien Lauf. Er sprach oft mit Bitterkeit über „die gnädigen Herren von Zürich,“ daß es Heinrich hörte und als dieser einst den Ausdruck: „freie schweizer Bauern“ gebrauchte, bemerkte der Oheim mit Heftigkeit: „Sprich nicht von freien schweizer Bauern; sie sind mehr Leibeigene als in Livland.“

Nicht minder lernte er den verderblichen Einfluß der städtischen Patrizier auf das Landvolk bei seinem Großvater Pestalozzi in Hüngg kennen, bei dem er sich öfter wochen-, ja monatelang aufhielt, namentlich seit seinem neunten Lebensjahre. Der alte, ehrwürdige Pfarrer suchte nicht bloß durch die Aufsicht über die Schule, sondern auch durch regelmäßige Besuche bei seinen Pfarrkindern auf die geistige und sittliche Hebung des armen gebrückten Volkes einzuwirken. Er führte sogar genau Buch darüber, was jeder Haushaltung in sittlicher und häuslicher Beziehung noth that. Wenn sein Großvater aber auch eine eifrige Seelsorge in seiner Gemeinde ausübte, so war er doch weit entfernt von allem verkehrten Orthodoxismus und von aller sich selbst vergötternden Herrschsucht: sein ganzes Denken und Thun war von der innigsten Liebe zum Volke getragen, auch zu den Geringsten, über welche er nicht herrschen, sondern denen er dienen wollte; so lebte er nicht bloß unter, sondern auch mit dem Volke. Natürlich hielt er auch seinen Enkel nicht mit falscher Sorgsamkeit von dem Umgange und

den Spielen mit den Kindern seines Dorfes fern und Heinrich fühlte sich hier glücklicher, als in der Stadt, wo ihm seine vornehmeren und reicheren Gespielen den Beinamen „Heiri Wunderli von Thorliken“ beigelegt hatten. Gewiß ist, daß der Knabe hier das Volk, aus dem eine zweite Mutter für ihn in jenem Dienstmädchen hervorgegangen war, in seiner Eigenart kennen, achten und lieben lernte; er sah, wie es trotz seiner Unwissenheit und Beschränkung doch viel natürliche Anlagen und ein unverdorbenes Gefühl für das Recht hatte, er lernte seinen regen Sinn für alles, was brav, gut, recht und wahr ist, kennen, aber auch seinen Eifer und Widerstand, mit dem sich viele Landleute in den niedersten Hütten unbefangen und unbesorgt wegen der Folgen allem entgegenstellten, was namentlich von der Stadt an Unrecht, Lügen, Lieblosigkeit und Härtherzigkeit ausging. Es war damals ein gewöhnliches Wort bei den Landgeistlichen: *Omne malum ex urbe.*

Eins muß noch erwähnt werden: die Ausbreitung der Fabrikarbeit auf den Dörfern, der sein Großvater nicht sehr hold gewesen zu sein scheint, weil sie nicht nur den Menschen einseitig machte, sondern auch einen nachtheiligen Einfluß auf seine körperliche und sittliche Entwicklung, namentlich in der Kindheit, ausübte. Die „Baumwollennoth“, wie sie Pestalozzi später schildert, hatte er in Högg aus eigener Anschauung kennen gelernt.

So sehen wir, wie in der frühesten Kindheit in dem empfänglichen Herzen des Knaben kräftige Keime befruchtet wurden, die später aufgehen und zu herrlichen Früchten, zu einer Saat reifen sollten, die Segen über die ganze Menschheit brachte; für ihn selbst aber brachte sie nur Verkennung, Haß und Verfolgung. Wenn er die ungestümen und unüberlegten Schritte, wozu ihn jene Erfahrungen in seiner Jünglingszeit hinrissen, im späten Alter auch nicht mehr gut heißt, so findet er doch in der Wurzel jener Bestrebungen „die allgemeine Quelle alles Unglücks und alles Jammers, der später meine Person, meine Familie und mein Haus traf und meine Bestrebungen an den Rand des Verderbens brachte.“

Drittes Kapitel.

In der Schule.

Heinrich hatte gute Anlagen; aber an eine harmonische Ausbildung derselben in den damaligen Schulen war nicht zu denken; die Schulen der damaligen Zeit sahen es ja überhaupt nur auf eine äußerliche Aneignung gewisser Kenntnisse und Fertigkeiten ab; ob der Mensch dadurch emporgehoben oder vernichtet werde, danach fragten sie nicht, an einen erzieherischen Unterricht war nicht zu

denken. Das höchste Ziel der Stadtschulen war die wissenschaftliche Bildung; auf eine Ausbildung der Kräfte und in den Fertigkeiten, welche die thätige tägliche Uebung dieser Erkenntnisse im häuslichen, bürgerlichen Leben voraussetzen und fordern, nahm man in den Schulen gar keine Rücksicht. Deshalb traten die Gebildeten der damaligen Zeit vielfach mit den Forderungen des realen Lebens in Gegensatz und die Leiter des öffentlichen Lebens suchten dasselbe viel mehr nach ihren Schulmeinungen, als nach seinen wahren Bedürfnissen zu gestalten. Pestalozzi beklagt selbst die Gleichgültigkeit, Unkunde und Unaufmerksamkeit auf den innern Zusammenhang aller wesentlichen häuslichen und Schulbildungsmittel mit der sittlichen, geistigen und physischen Kraft, die in allen Menschen liegt. Trotzdem die Landschulen in der schlechtesten Verfassung sich befanden, so fiel ihm doch schon frühe auf, daß der Fehlerhaftigkeit der ländlichen Erziehung allgemein und in ihrem Wesen unendlich leichter zu helfen sein könnte, als derjenigen der städtischen.

Den Einfluß der ersten Schulbildung auf seinen Bildungsgang legt er selbst mit psychologischer Selbsterkenntniß dar: „Ich war von der Wiege an zart und schwächlich, und zeichnete mich nur durch viele Lebendigkeit in der Entfaltung einiger meiner Kräfte und Neigungen sehr frühe aus. Aber so wie ich an einigen einzelnen Gegenständen und Gesichtspunkten warmes Interesse nahm, zeigte ich mich eben so frühe und in eben dem Grade auf alles, was nicht mit meinen Augenblicksliebingsgegenständen auf irgend eine Art belebt zusammenhing, äußerst unaufmerksam und gleichgültig. Was mein Gefühl ansprach, dafür war ich in jedem Fall schnell und warm belebt. Die Eindrücke der diesfälligen Gegenstände hingegen, die sogleich bei ihrer Erscheinung eine ernste, aber anhaltende und kaltblütige Aufmerksamkeit in ihrer Beobachtung und Erforschung ansprachen, so wichtig und so bildend sie auch hätten für mich sein können, machten selten einen solchen überwältigenden Einfluß auf mich; im Gegentheil, es ist auffallend, alles, was mein Herz ansprach, schwächte den Eindruck dessen, was meinen Kopf erheitern und in bildender Thätigkeit beleben sollte, sehr oft und sehr schnell. Meine Imagination drückte sich bald vorherrschend in mir aus und war meiner Geistes- und Kunstbildung in allem, was mein Herz nicht sehr interessirte, in einem hohen Grade hinderlich. Ich muß es gerade heraus sagen, ich zeigte mich in Gegenständen dieser letzten Art schon sehr frühe und gar oft unverzeihlich unaufmerksam, zerstreut und gedankenlos. Alles, was bildend auf die Entfaltung meiner Ueberlegung, meines Nachdenkens und meiner Umsicht und Vorsicht wirken sollte und mir mangelte, hatte natürlich auch sehr frühe Einfluß auf die Schicksale meines Lebens. Was ich schon als Kind vornahm, schlug sehr oft fehl. Ich stieß meinen Kopf auch in hundert und hundert Kleinigkeiten mehr als kein anderes Kind an die Wand. Aber es machte mir nichts. Ich besaß

mit meiner Unvorsichtigkeit einen unbesorgten Sinn (P. nennt ihn „Leichtsinn“), daß mir das Fehlschlagen von Dingen, die andern Kindern schwer zu Herzen gegangen wären, gewöhnlich so viel als nichts machte. Was hinter mir war, wenn es mich selbst betraf, war mir, so sehr ich es vorher gewünscht oder gefürchtet hatte, sobald ich darüber ein paar Mal eingeschlafen, wie wenn es nicht geschehen wäre; so wenig machten Glück und Unglück für mich selbst Eindruck.

Die Folgen dieser Eigenheiten meiner Grundanlagen stärkten sich in ihrem Wachsthum und wirkten in Rücksicht auf die Bildung meiner selbst zu einem praktisch-thätigen Leben von Jahr zu Jahr um so mehr nachtheilig und verderblich auf mich, da meine Erziehung eigentlich wie dazu gemacht schien, dieselbe auf eine ganz außerordentliche Weise zu nähren und zu stärken.“

Aus der ersten Schulzeit erzählt uns Pestalozzi gar nichts. Einer seiner liebsten Schüler und Mitarbeiter, der nachmalige Seminarlehrer Henning in Kösslin, berichtet, der Großvater habe Heinrich im 9. Lebensjahre ganz zu sich genommen und unterrichtet. Er lehrte ihn auch die lateinische Sprache, und bediente sich dazu unter andern besonders des Vaterunsers, indem er an die dem Kinde bekannten deutschen Wörter die unbekannteren der fremden Sprache anknüpfte. Dieser Unterricht habe ihm viel Freude gemacht. Noch wichtiger und heilbringender aber war der Einfluß des alten frommen Pfarrers auf den Knaben in Hinsicht der Bildung seines Herzens und Gemüthes zur wahren Frömmigkeit, wozu die stille Häuslichkeit des Pfarrhauses und die wunderbare Herrlichkeit der schweizerischen Natur auf das glücklichste und kräftigste mit wirkten.

Dagegen fühlte er sich in der Schule zu Zürich, in die er doch bald wieder eingetreten sein muß, nicht befriedigt. Das handwerksmäßige Auswendiglernen des Heidelberger Katechismus, die mechanische Einübung des Lesens, Schreibens und Rechnens, später der lateinischen und griechischen Formen, sprach ihn wenig an, weil es mehr geeignet war, seine natürlichen Anlagen zu unterdrücken, als auszubilden. Die Bevorzugung der reicheren Kinder, namentlich wenn sie dem Lehrer Geschenke brachten, empörte sein zartes, aber lebhaftes Rechtsgefühl. Einige Kinder trieben wegen seiner Ungewandtheit ihren Spott mit ihm und doch fühlte er, daß er ihnen in dieser Hinsicht überlegen war. Er zeichnete sich auch in vielen Ertüpfen aus, in andern, namentlich in mechanischen Fächern, z. B. im Schreiben und in der Orthographie, blieb er dagegen zurück. Die meisten Schulkameraden hatten den gutmüthigen und gefälligen Gespielen lieb und wenn es auf Beweise des Muthes und der Kraft ankam, blieb er gewiß nicht dahinten. So nahm er sich oft der verachteten Landkinder an, von denen einige die städtische Schule besuchten und er empfand großen Schmerz, als einige sehr brave

Kinder vom Lande aus Armuth ihre Schulbildung unterbrechen und aufs Land zurückkehren mußten. Als Zürich am 19. Dezember 1755 durch einen Erdstoß erschüttert wurde, flohen Lehrer und Kinder über Hals und Kopf aus dem Schulhause. Die Knaben hatten meist ihre Bücher und Mappen in der Schule zurückgelassen, aber keiner wagte sich wieder in das Haus. Sie wendeten sich deshalb mit ihrer Bitte an Pestalozzi, weil sie seine Unerbrotlichkeit kannten und der holte ihnen auch ohne Besinnen ihre Sachen heraus. Auch wußte er sich sonst bei seinen Jugendgespielen den nöthigen Respekt zu verschaffen, denn als einst ein armer Knabe von den übrigen unterdrückt wurde, vertheidigte er ihn gegen alle übrigen mit Löwenmuth und verschaffte ihm Ruhe.

Aber, so erzählt er selbst, „das wirkliche Menschenleben war mir beinahe so fremd, als wenn ich nicht in der Welt wohnte, in der ich lebte. Ich glaubte alle Welt wenigstens so gutmüthig und zutraulich als mich selbst. Es lag nicht in meiner Natur, von irgend Jemand etwas Böses zu glauben, bis ich es sah oder selber Schaden davon hatte. Und so wie ich meinen Mitmenschen in allen Stücken mehr zutraute, als ich sollte, so traute ich auch mir selbst mehr Kräfte zu als ich hatte, und hielt mich zu Vielem vollkommen fähig, wozu ich eigentlich ganz untüchtig war.“ Die letzte Verurtheilung seiner selbst bezieht sich jedenfalls auf die politischen Bestrebungen, die ihn in seinem Jünglingsalter erfüllten und die durchaus nicht aus Hochmuth, sondern aus wahrer Liebe zum armen verkommenen Volke entsprungen waren. Wir kommen nachher darauf zurück.

Aus der lateinischen Schule trat Pestalozzi in das Collegium humanitatis ein, eine wissenschaftliche Anstalt, in der namentlich Theologen ausgebildet wurden und die ihren Zöglingen eine freiere Bewegung auch im bürgerlichen Leben gestattete. Ausgezeichnete Lehrer unterrichteten an dieser Anstalt, von denen zwei sogar eine hervorragende Stelle in der Geschichte der deutschen National-Literatur einnehmen: Bodmer und Breitinger. Bodmer lehrte Geschichte, Verfassungs- und Geseßeskunde und Literatur, Breitinger war Professor der alten Sprachen und führte zugleich die Schüler in die Philosophie ein, wie sie damals von Wolf gelehrt wurde. Beide waren nicht bloß Lehrer ihrer Schüler, sondern nahmen sich ihrer in jeder Beziehung an, leider führten sie dieselben zu sehr vom bürgerlich praktischen Leben hinweg; dafür erweckten sie aber in ihnen einen Idealismus, der dieselben zwar mit dem damaligen Leben öfter in Conflict setzte, aber doch auch zu einem edeln und selbstverleugnenden Streben anspornete. „Unabhängigkeit, Selbstständigkeit, Wohlthätigkeit, Aufopferungskraft und Vaterlandsliebe war das Lösungswort unserer öffentlichen Bildung.“

Dieses ideale Leben bezeichnet Pestalozzi mehrfach als „träumerischen Sinn,“ und manche Biographen haben aus dieser eigen-

thümlichen Bezeichnung falsche Schlüsse gezogen. Er erklärt sich aber selbst, wenn er sagt: „Der Geist des Unterrichts, den wir genossen, lenkte uns mit vieler Lebendigkeit und reizvoller Darstellung dahin, die äußern Mittel des Reichthums, der Ehre und des Ansehens einseitig und unüberlegt gering zu schätzen und beinahe zu verachten. Man lehrte uns glauben, durch Sparsamkeit und Einschränkung alle Vorzüge des bürgerlichen Lebens entbehren zu können, ohne in den wesentlichen Segnungen des gesellschaftlichen Zustandes dadurch beeinträchtigt zu werden, und führte uns in Träume von der Möglichkeit des häuslichen Glücks und der bürgerlichen Selbständigkeit hinein, ohne große bürgerlich gebildete Erwerbs- und Verdienstkräfte zu besitzen“ . . . „So war mir, ich darf nicht einmal sagen, das eigentliche Verstehen, sondern vielmehr das gefühlvolle Ergreifen von den Erkenntnißgegenständen, die ich erlernen sollte, immer weit wichtiger, als das praktische Einüben der Mittel zur Ausübung. Dabei war mein Wille, einige Erkenntnißgegenstände, die mein Herz und meine Einbildungskraft ergreifen, ausüben zu wollen, dennoch in mir enthusiastisch belebt, obgleich ich die Mittel, sie praktisch ausüben zu können, vernachlässigte.“

Dennoch läßt er seinen Lehrern volle Gerechtigkeit widerfahren. „Der Zeitpunkt war indeß bei allen diesen Fehlern rücksichtlich des öffentlichen Unterrichts in meiner Vaterstadt in wissenschaftlicher Hinsicht ausgezeichnet gut; Bodmer, Breitinger, später Steinbrüchel und viele andere Professoren und Gelehrte dieser Zeit waren in einem hohen Grade ausgezeichnet wissenschaftliche Männer.“

Trotz alledem war es gerade diese ideale Richtung des Gemüthes, welche Pestalozzi auf jene Höhe erhob, von der aus er dem Leben der Menschheit neue Wege bahnen sollte.

Viertes Kapitel.

Das Genfer Geschäft.

Scheinbar weit abliegend und doch in das Leben Pestalozzi's tief eingreifend waren politische Vorgänge, die sich in Genf zu-
trugen.

Genf erfreute sich schon früher der Reichsunmittelbarkeit. Friedrich Barbarossa übertrug 1153 dem Bischof von Genf für immer die kaiserlichen Rechte über die Stadt. In dem Streite der Bischöfe gegen die Ansprüche der Grafen von Genevois und von Savoyen erlangte die Bürgerschaft schon früh einen gewissen Einfluß auf die Regierung. Die Gemeindeversammlung, der conseil général, wählte vier Syndics, die die Rechte der Bürgerschaft.

gegenüber dem Bischöfe vertraten. Aus den 4 Gewählten wurden nach und nach 25. Diese nannte man den kleinen Rath. Daneben aber entstand der große Rath, der von 1526 an 200 Mitglieder zählte mit einjähriger Wahlperiode. Mit der Einführung der Reformation (1535) fielen auch die Souveränitätsrechte des Bischofs dahin und Genf wurde ein unabhängiger, selbständiger Staat, der auch 1603 von den Bischöfen von Savoyen anerkannt wurde.

Seit der Aufhebung des Bischofthums aber wußten die beiden Rätze die Gewalt mehr und mehr in ihre Hand zu bringen, was bei den politischen Unruhen leicht gelang. Die Mitglieder der beiden Rätze erlangten lebenslängliche Amtsdauer, die sich bald in einzelnen Familien und zwar auf die Erstgeborenen vererbte.

Da verlangten zu Anfange des 18. Jahrhunderts die Bürger einige ihrer Freiheiten zurück, der Verfasser der betreffenden Schrift aber erhielt vom kleinen Rathe einen scharfen Verweis, seine Schrift ward in seinem Beisein dem Feuer übergeben. Das verletzte die Bürger auf das tiefste; ihrer 500 versammelten sich und der kleine Rath erklärte sich bereit, mit Abgeordneten derselben unterhandeln zu wollen, wußte aber die Sache hinauszuschieben. Unterdeß wurde die Bürgerschaft mit meist unlautern Mitteln bearbeitet, sogar von der Kanzel wurden die als gottlos und unchristlich bezeichnet, die es an kindlichem Gehorsam gegen die Oberen mangeln ließen! Zwar wurde der Streit beigelegt, aber die Bürgerschaft war nicht befriedigt, namentlich wendete sich ihr Haß gegen die Bürger, die durch Versprechungen des Rathes von der gemeinsamen Sache abgefallen waren. Der Rath erbat sich von Zürich und Bern Hülfstruppen. Als er sie erhalten, ging er gegen die Bürgerschaft vor, ihre Abgeordneten wurden hingerichtet, ebenso zwei andere Bürger, einige wurden verbannt, einige des Bürgerrechts beraubt, noch andere gepeitscht.

Die Unruhen dauerten fort; unter Zuziehung von Gesandten Frankreichs, Berns und Zürichs kam endlich eine Vermittelung zu Stande, die Mediation von 1738, welche dem Volke gewisse Rechte einräumte. Im Falle der Noth sollten Truppen von Zürich und Bern die Ruhe aufrecht erhalten.

Alle hierauf bezüglichen Ereignisse werden in den Züricher Rathsprotokollen „das Genfer Geschäft“ genannt.

Da sprach im Jahre 1762 das Pariser Parlament das Verdammungsurtheil über Rousseau's „Emil“ aus; das Buch wurde durch den Henker zerrissen und verbrannt. Der Magistrat der Republik Genf aber überbot das französische Parlament noch; er verdamnte neben dem „Emil“ auch den „Gesellschaftlichen Vertrag.“ Die Angehörigen hielten um Mittheilung des Urtheils; sie erhielten nur die cavaliere Antwort: „Il n'y a pas lieu.“

Ein Genfer Bürger, noch dazu einer regierenden Familie an-

gehörig, Oberst Pictet, hatte das Verfahren des Rathes in einem Privatbriefe getabelt; eine Abschrift kam vor den Rath und Pictet wurde zu Abbitte und zu Gefängniß verurtheilt.

Jetzt nahm sich die Bürgerschaft der Sache an, sie verlangte Aufhebung des Urtheils über Rousseau, weil das Verfahren den bestehenden Gesetzen nicht gemäß gewesen sei und auch mit den Grundsätzen des allgemeinen Rechts, der Billigkeit und Toleranz im Widerspruche stehe. Der Rath wies sie ab mit dem Worte: „Il n'y a pas lieu.“

Die Bürger aber beharrten auf ihrem Beschlusse: da rief der Rath die Hülfe von Zürich, Bern und Frankreich an — „um das Vaterland (!) zu retten.“

Obwohl Zürich und Bern riethen, die Genfer möchten ihre Sache selbst ausfechten, schickten sie doch mit Frankreich Gesandte nach Genf. (1766.)

Herr Morf hat Einiges aus den amtlichen Briefen, welche der die Abgesandten begleitende Rathsekretär Wyß fast täglich an den Stadtschreiber in Zürich schrieb, veröffentlicht; sie charakterisiren vollständig den Zustand der damaligen Gesellschaft und würden uns in die größte Heiterkeit versetzen, wenn es sich dabei nicht um eine so ernste Sache handelte. Dieses ceremonielle Pöpsthum, mit dem sich die Abgesandten der freien Schweizer Kantone in den einzelnen Städten bewegen*), diese Vornehmthueri, die Kleinigkeitsträmerei mit nichtsagenden Dingen: da steht, wie sie gefahren, bei wem sie eingekehrt, wie und mit wem sie gegessen, wer bei Hochdenselben ein Kompliment gemacht, was die Komplimentenmacher für ein Habit getragen, wie weit sie dieselben begleitet haben, ob die Treppe hinunter, oder bis an die Hausthür — und dabei heißt es noch, trotzdem die Gesandten nie vor Morgens 8 Uhr ausbrachen: „Es ist eine ziemlich gefährliche Reise für die Gesundheit gewesen, allezeit bei einem Ueberfluß von besten Speisen lang bei dem Tische sitzen, spät in die Ruhe kommen, frühe wiederum aufstehen, nebst den gewohnten Fatigues vom Reisen, sind schöne Anlässe, eine Unpäßlichkeit zu erholen. — Es ist defnachen desto freudiger, daß ich den gewünschten Bericht geben kann, Meine Hoch Geehrten Herrn Mediatoren befinden sich ohnerachtet aller dieser Beschwerlichkeiten in vollkommener Gesundheit.“

Die Mediatoren kamen denn glücklich in Genf zusammen und sängen ihre Vermittlung an, natürlich mit eben solchen Ceremonien. Escher von Zürich verhehlte nicht, daß er das Verfahren des Genfer Rathes höchst tadelnswerth finde, aber der französische Gesandte zeigte sich der Volksache entschieden abgeneigt; er hatte vom Hof aus gemessenen Befehl, nur solche Zugeständnisse zu machen, die geeignet seien, das Volk zu blenden, die aber nur dem Scheine

*) Die Perrücken für die Züricher Gesandten kosteten allein 400 Francs!

nach seinen Forderungen ein Genüge thäten. Die Züricher und Berner wollten aufrichtig eine Versöhnung, aber sie richteten nichts aus gegen Frankreich; der französische Gesandte sprach sich sogar dahin aus, „er behalte sich vor, die Urheber der Volkspetition nach den Befehlen seines Hofes zur Verantwortung zu ziehen und angemessen zu bestrafen.“ Die Berner und Züricher berichteten nach Hause, es kam in den dortigen Räthen zu schroffen Auftritten, das Volk nahm lebhaft Partei für die Genfer Volkspartei. Die neue Mediation kam endlich zu Stande; sie beschränkte die Rechte des Volkes noch mehr. Der Züricher Große Rath fand dieselbe vortrefflich, doch waren einige Stimmen dagegen; zu diesen gehörte auch der schon erwähnte Professor Bodmer.

Frankreich drohte. In Paris hatte der Herzog von Choiseul die dort ansässigen Genfer vor sich beschieden und ihnen erklärt, wenn die Mediation verworfen würde, sollten alle Genfer aus Frankreich ausgewiesen und der Handelsverkehr mit Frankreich abgebrochen werden.

Die Bürger verwarfen die Mediation. Frankreich verlangte, Zürich und Bern sollten sofort Truppen nach Genf legen und die Anführer des Volks angemessen bestrafen. Das gab große Aufregung in Zürich. Der Rath war, bis auf wenige, gegen das Volk, konnte sich aber doch zu einer Besetzung Genfs nicht entschließen, aber unter dem Volke war das Gerücht verbreitet, Züricher Truppen sollten Genf besetzen.

Frankreich nahm empfindliche Rache. Es richtete gegen Genf eine Grenzsperrre ein, die auch keine Lebensmittel durchließ; 80 mit Kaufmannswaren beladene Wagen wurden mit Beschlagnahme belegt. Die in Frankreich niedergelassenen Genfer von der Volkspartei erhielten Befehl, das Land zu verlassen. Der Verkehr, der Handel, die Gewerbe stockten — aber die Genfer blieben ruhig; die Ordnung ward nirgends gestört.

Fünftes Kapitel.

Die Patrioten in Zürich.

Es ist in der Schweiz nichts Seltenes, daß schon die Jugend ihr Augenmerk auf die Staatsverfassung richtet; sie wird dort von früh an schon für das Allgemeine erzogen. In den höhern Schulen lehrt man Staats- und Verfassungskunde und schon vom 12. Jahre an müssen die Schüler militärische Uebungen vornehmen, die unter technischen Leitern stehen. Es ist darum auch gar nicht auffällig, wenn auf den höhern Schulen politische Verbindungen bestehen, an denen sogar die Lehrer Theil nehmen.

Zu Pestalozzi's Zeit war es namentlich Bodmer in Zürich, der die dortige Jugend durch Lehre, persönlichen Einfluß und Vereinsbildung für das Vaterland zu interessiren suchte. Welchen politischen Standpunkt Bodmer einnahm, wissen wir schon: er war entchieden der Sache des Volkes zugethan und sprach öfter seine Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Umgestaltung des Staatslebens aus. So sagt er über das Genfer Geschäft: „Die Forderungen der Bürger zu Genf sind durch ihre Schriften so ins Licht gesetzt, daß die Mediation auf die Probe gesetzt ist, den jetzt Lebenden und der Nachwelt ein Merkmal zu geben, wie viel Macht in unsern Tagen der Wahrheit und der guten Sache über Interesse, Herrschaft und falsche Politik geblieben ist.“ Seine allgemeine Ansicht drückt folgendes Wort aus: „Es ist der Charakter der Regierungen, daß sie sich selbst allen Patriotismus, alle Weisheit, alle gute Neigungen für das Wohlsein des Vaterlandes zuschreiben, und bei andern Leuten nichts als Unverstand, unreine Absichten, Wildheit, Aufruhr bemerken.“ Und Bodmer wurde selbst wiederholt in den kleinen Rath gewählt, aber er stand ziemlich isolirt, nur wenige Männer standen zu ihm. Sein Lehramt faßte er nicht als ein mechanisches Handwerk auf, das die jungen Geister dressiren und mit Weisheitsstoff erfüllen sollte, sondern als ein Mittel, auf die Herzen zu wirken und die Geister zu erleuchten und zu kräftigen, damit das junge Geschlecht auf eine höhere Stufe der geistigen und sittlichen Vollkommenheit gehoben werde. Er setzt die Hauptaufgabe der Pädagogik in die Bildung zur Sittlichkeit, er faßt die Pädagogik aber auch als eine einflußreiche Staatswissenschaft auf, wenn er sagt: „Wir müssen die Individua besser machen, wenn wir eine glückliche Regierung haben wollen. Von schlimmen Materialien kann kein gutes Gebäude gemacht werden, und durch mündlichen Unterricht kann man mehr ausrichten als durch Bücher. Die volksthümlichen Gesinnungen werden sehr langsam gebessert. Seit 50 Jahren sehe ich sie sehr gebessert, und nach 50 Jahren werden sie dreimal besser sein, wenn sie nur einmal den Schwung nehmen.“

Zu Anfange der sechziger Jahre gab er den Anstoß zur Gründung eines politischen Vereins unter den jungen Männern in Zürich, der sich die helverische Gesellschaft zu Gerwe*) nannte. In ihr gehörte Lavater, Schultheß, J. H. Füssli, nachmals berühmter Maler in London, Heß, Tobler und auch unser Pestalozzi. Im Volke war dieser Verein bekannt unter dem Namen der „Patrioten“. Ihr Hauptzweck war Läuterung und Hebung des sittlichen, politischen und sozialen Lebens. Sie versammelten sich wöchentlich einmal und besprachen Abhandlungen aus der Geschichte, Politik,

*) Gerwe, das Kunsthaus der Gerber, in dem der Verein seine Versammlungen abhielt.

Moral und Pädagogik. Bodmer schreibt an Sulzer, damals in Berlin: „Ich habe diese Gesellschaft in zwei Klassen getheilt, in ordinäre und Ehrenmitglieder. Jene sind geschickte junge Männer, die sich zu gewissen Arbeiten verbindlich machen. Diese sind Parterre, doch haben sie auch Erlaubniß zu arbeiten, zu lesen und zu urtheilen, aber auch ungetadelt zu schweigen. Gewisse Leute sehen nicht gern, daß diese Gesellschaft sehr zahlreich wird, denn sie finden gefährlich, daß man politische Sätze untersucht, die weiter führen, als man will. Aber die Gesellschaft ist zu stark und zu wohlgesinnt, als daß man sie unterdrücken könnte.“ Welcher Art ihre Verhandlungen waren, bezeugen schon folgende Themata: „Von dem Ursprung, Zunehmen, Rechten, Freiheiten und Reichthum unserer Vaterstadt“; „Der Mensch der Natur“; „Ueber Nothwendigkeit und Mittel, die Lebensstrafen abzuschaffen“; „Ueber die politische Erziehung“; „Grundsätze der politischen Glückseligkeit“; „Ueber die zürcherische Erziehungsart“; „Ueber den Esprit public in unserer Vaterstadt“ u. s. w.

Daß die regierende Partei in Zürich den Patrioten nicht gewogen war, läßt sich denken. Bodmer schreibt: „Ich verdiene mir oft scheele Gesichter von unsern Aristokraten.“ Und in der That hatten die Aristokraten allen Grund, ein wahrheitsgetreues und entschlossenes Vorgehen von Seiten gebildeter Männer zu fürchten, denn sie hatten sich am Volke schwer versündigt. Und wie es schien, war das junge Zürich durchaus nicht gewillt, Lobeshymnen auf die „gnädigen Herren“ zu verfassen. Im Gegentheil, sie traten offen gegen schreiende Ungerechtigkeiten auf, welche von ungetreuen Beamten in Staat und Kirche ausgeübt wurden.

Der erste, gegen den sie ihre Angriffe richteten, war der Landvogt Grebel. Damals war Verwaltung und Rechtspflege noch vereinigt; es war deshalb sehr schwer, ja in manchem Falle unmöglich, gegen Uebergriffe in der Verwaltung und Rechtsweg zu vorschreiten. Grebel hatte sich während einer sechsjährigen Amtszeit die größten Gewaltthätigkeiten und Beraubungen zu Schulden kommen lassen. Lavater und H. Füssli forderten ihn auf, seinen Raub zurückzugeben; da dies nicht geschah, ließen sie eine Anklageschrift drucken und verbreiteten sie in Zürich. Die Sache machte gewaltiges Aufsehen. Obwohl die Missethaten Grebels stadts- und landkundig waren, war die Regierung doch nicht dagegen eingeschritten; jetzt konnte sie nicht anders, sie mußte Anklage erheben, sprach aber ihr ernstes Mißfallen über die Urheber dieser Anklagen aus. Lavater und Füssli nannten sich, wurden aber wie Schuldige behandelt, denn „sie hätten geblasen, was sie nicht brannte.“ Grebel wurde verurtheilt, und Lavater und Füssli — mußten Abbitte thun! — Dies geschah im Jahre 1763; im Jahre darauf zwang Bögeli, ebenfalls ein Patriot, einen Zunftmeister Brunner, Mitglied des Rathes, veruntreutes Gut wieder herauszugeben. Die Sache machte

abermals Aufsehen; Brunner floh aus Furcht vor Strafe, die Herren jedoch, vor die die Sache kam, erließen ihm die Strafe. Den Patrioten aber wurden sie noch feindlicher gesinnt. — Nichts destoweniger traten sie im Jahre 1765 gegen den Pfarrer Hottinger in Dättlikon auf, über den seine Gemeinde die ernstesten Klagen führte sowohl bezüglich seines Lebenswandels, wie seiner Amtsführung. Er wurde auf zwei Jahre seines Amtes enthoben; zwei Landbürger aber, der Landvogt Ernst und sein Bruder, der Schulmeister Ernst, auf deren Aussage die Anklage erhoben war, wurden zwei Tage in Arrest gesetzt, dem Verfasser der Klageschrift, M. Schinz, einem der Patrioten, wurde seine Unbesonnenheit und sein unordentliches Verfahren kräftigst zu Gemüthe geführt und das von M. S. G. Herren bescheinte Mißfallen angezeigt. Uebrigens waren in dieser Angelegenheit auch Pestalozzi und mehrere andere Patrioten verhöört worden.

Bald ereignete sich ein Fall, der die gnädigen Herren zum strengsten Auftreten gegen die Patrioten veranlaßte. Es war um die Zeit, als in Zürich das Verlicht sich verbreitete, die Regierung wolle Truppen nach Genf senden, da erschien ein Aufsatz, bekannt unter dem Titel: „Das Bauerngespräch“, der diese Angelegenheit behandelte und in Folge seiner treffenden Gedanken in vielfachen Abschriften Verbreitung fand. Es ist ein kurzes Gespräch zwischen einem Bauern, einem Untervogt und einem Herren, worin der Gedanke ausgeführt ist, daß man dem Volke gegen seinen Willen die Mediation nicht aufdringen dürfe, am allerwenigsten dürften das die Mediatoren selbst thun. Der Bauer sagt, er würde deshalb keinen Schritt außer Landes gehen. „Wenn mir einer seinen Rath aufdringet, so muß ich ja seines Willens leben und wenn ich seines Willens leben muß, so bin ich nicht frei . . . Man könnte uns eben auch so unsere Rechte und Freiheiten wegnehmen und uns unter diesem Titel Kopfsteuern und Auflagen auslegen.“ — Uebrigens sei schon darin ein Fehler begangen, daß die kleinere, aber mächtigere Partei die Vermittelung angerufen habe und nicht die Mehrheit. Und wenn diese nun die Mediation verwürfe, so hätten sie dazu auch ein Recht, wenn sie freie Leute wären. Auch sage die Mediation ausdrücklich, sie könnten sie annehmen oder verwerfen. Der Bauer endet das Gespräch: „Zeit sollen wir hingehen, sie mit Gewalt dazu zwingen? Das wäre ja eine Schelmerei, eine Schande vor Gott und der Ehrbarkeit, da dürfte man der Oberkeit selber nicht mehr glauben! — Was würde mein alter guter Großvater sagen, wenn er noch lebte? Wenn's so ist, so soll man mich eher zu Niemli zerhacken, ehe ich gen Genf einen Fuß erhebe. Bei Gott, ich geh nicht, und das ist genug!“

Ich habe die Stellen, die allenfalls angegriffen werden könnten, wörtlich angeführt, um Licht darüber zu geben, was man damals im freien Zürich für eine Freiheit hatte. Der Aufsatz war von

einem Theologen, Privatlehrer Ch. S. Müller, auf die Behauptung hin, daß man dem Volke keinen Begriff über das Genfer Geschäft beibringen könne, verfaßt und in der Versammlung der Patrioten mit dem Vorgeben, es von einem Freunde erhalten zu haben, vorgelesen worden; ein Schüler des Müller hatte sich eine Abschrift davon genommen und bald war es in vielen Abschriften durch die ganze Stadt verbreitet. Die gnädigen Herren geriethen außer sich, als sie diese „schändliche und auf den Untergang und das Verderben des Vaterlandes abzielende Schrift“ lasen und setzten sofort eine Commission zur Auffuchung des Verfassers nieder. Pestalozzi suchte an demselben Tage im Einverständnisse mit Lavater und andern Freunden Müller auf und bestimmte ihn, sich als Verfasser zu nennen. Allein Müller floh in der Nacht. Das gab der Sache ein schlimmeres Ansehen, und die meisten Patrioten wurden zum Verhör vorgeladen; gegen Pestalozzi verfuhr man besonders streng, weil man ihm Schuld gab, er habe Müller zur Flucht aufgemuntert und verholfen. Er wurde deshalb 3 Tage auf dem Rathhause in Arrest gesetzt, aber wieder entlassen, da man nichts auf ihn bringen konnte. Die Regierung ließ dagegen von allen Kanzeln des Kantons eine landesväterliche und bestgemeinte Warnung vor den „sehr verwerflichen und bedenklichen Anzeichen einer auführerischen Gesinnung, namentlich vor der aufwieglerischen und pflichtvergessenen Schandschrift“ verlesen, zugleich mit dem „hochoberkeithlichen Ansinnen und Befehl, daß Niemand dem Urheber desselben, Chr. S. Müller, weder Aufenthalt noch Unterschlauf gestatte, vielmehr aber bei seinen Eidspflichten, wo er betreten würde, solches unverweilt und zu seiner gehörigen Habhaftmachung anzeige.“

Bald erging das strenge Urtheil in der Sache: Sämmtliche Exemplare dieser „Schandschrift“ sollten durch den Henker verbrannt werden, Müller*) wurde aus dem geistlichen Stande removirt und aus der gesammten Eidgenossenschaft verbannt; falls er ergriffen würde, solle er in den Wellenberg gebracht werden. Die Patrioten mußten dem Henker die drei Klaftern Holz zur Verbrennung bezahlen; zwei Patrioten wurden die Stipendien entzogen; Pestalozzi und die andern, die im Arrest gesessen, mußten die Kosten dafür bezahlen und erhielten eine nachdrückliche Verwarnung.

Als die Schriften verbrannt wurden, spazierte Pestalozzi nebst Dälliker mit einer Pfeife auf der Meisen-Zinne, wie ein altes Manuskript auf der Züricher Stadtbibliothek erzählt; ein anderer Patriot, Vogel, der wegen dieser Angelegenheit noch auf dem Rathhause gefangen saß, trieb daselbst ein Gespött, jedenfalls ein Zeichen,

*) Chr. S. Müller ging nach Berlin, wo er auf Sulzers Verwendung eine Professur am Joachimstalschen Gymnasium erhielt. Er hat sich später als erster Herausgeber des Nibelungenliedes und anderer altdeutscher Dichtungen große Verdienste erworben.

daß die Jünglinge, wenn auch in jugendlich übermüthiger Form, von der Gerechtigkeit ihrer und des Volkes Sache überzeugt und auch fernerhin muthig dafür einzustehen gewillt waren.

Sechstes Kapitel.

Die ersten schriftstellerischen Versuche.

Neben der im vorigen Kapitel erwähnten Thätigkeit der Patrioten zur Besserung der Volkszustände suchten sie auch durch literarische Arbeiten ihren Zweck zu erreichen. Zu diesem Behufe gründeten sie mit Anfang des Jahres 1765 ein lokales Blatt, den „Erinnerer“, der jedoch, um die Censur zu passiren, mit Politik sich nicht beschäftigen durfte.

Auch Pestalozzi finden wir unter den Mitarbeitern. Aus den wenigen Sätzen, die uns von ihm darin aufbewahrt sind, läßt sich seine ernste Auffassung des Lebens, sein tiefsittliches Wesen, seine Liebe fürs Volk, sein Verständniß für die Aufgaben der Erziehung erkennen. Erziehungsfragen waren ja damals an der Tagesordnung und wurden auch in der Schweiz in öffentlichen Blättern viel verhandelt, wie denn auch mehrere neue Erziehungsanstalten nach Basedow'schen Grundsätzen in der Schweiz entstanden. So unterstützte auch der schon genannte Dunkel Heinrichs, Dr. Hoge in Richtersuhl, die Basedow'schen Unternehmungen mit 30 Thalern, und genüß wird der Jüngling auch mit diesem Dunkel über Erziehungsfragen sich vielfach unterhalten haben. Aber wie ganz anders, wie viel tiefer und sittlicher sind die pädagogischen Gedanken des schweizer Jünglings gegen die Marktschreiereien eines Basedow oder die unwürdlichen Vorschläge eines Rousseau, wie er sie in seinem „Emil“ ausgesprochen hatte. Rousseau's Schriften las damals das junge Zürich mit Vorliebe und Pestalozzi schlägt den Einfluß derselben nicht gering an, wenn er sagt: „Sowie Rousseau's Emil erschien, war mein im höchsten Grad unpraktischer Traumsinn von diesem ebenso im höchsten Grad unpraktischen Traumbuch enthusiastisch ergriffen. Ich verglich die Erziehung, die ich im Winkel meiner mütterlichen Wohnstube und in der Schulstube genoß, mit dem, was Rousseau für die Erziehung seines Emil forderte. Die Hauseziehung, sowie die öffentliche Erziehung aller Welt und aller Stände erschien mir unbedingt als eine verkrüppelte Gestalt, die in Rousseau's hohen Ideen ein allgemeines Heilmittel gegen die Erbärmlichkeit ihres wirklichen Zustandes finden könne und zu suchen habe.“

Auch das durch Rousseau neu belebte, idealisch begründete Freiheitssystem erhöhte das träumerische Streben nach einem größern segensreichen Wirkungskreise für das Volk in mir.“

Folgende Aphorismen aus dem Erinnerer mögen einen Einblick in den damaligen Gedankenkreis des neunzehnjährigen Jünglings geben.

„Ein junger Mensch, der in seinem Vaterland eine so kleine Figur macht, wie ich, darf nicht tadeln, nicht verbessern wollen, denn das ist außer seiner Sphäre. Das sagt man mir fast alle Tage. Aber wünschen darf ich doch? — Ja wer wollte mir das verbieten, das übel nehmen können? Ich will also wünschen und meine Wünsche den Leuten gedruckt zu lesen geben; und wer mich mit meinen Wünschen anlacht, dem wünsche ich — gute Besserung!“

„Daß doch kein großer Geist zu träge wäre oder es für seiner unwürdig hielte, für das gemeine Beste mit unverdrossenem Muth zu arbeiten, keiner auf die geringern, aber fleißigeren und treueren Mitgeschöpfe mit Verachtung herabsähe.“

Er spricht sich gegen die anakreonischen Lieder eines Gleim, Lessing, Uz und die komischen Erzählungen Wielands als sittenverderbend aus — „mich dünkt, der Teufel läuft nicht mehr herum wie ein brüllender Löwe, — er geht herum und singt anakreonische Lieder und macht leichtfließende komische Erzählungen.“

„Ebenso sehr wünschte ich auch, daß man mehr auf die Kupferstiche, so in unsern Messen feil sind, Acht gäbe, denn ich habe selbst ein ganzes Pack französischer Kupferstiche auf offenem Laden liegen sehen, die die allerverfluchtesten Leichtfertigkeiten vorstellen. Der muß in der That schon verschämt haben, der vor dem Anblick derselben nicht mehr erröthet, und doch bemerkte ich, daß Jünglinge sie mit guter Weise durchsahen.“

„Daß doch Eltern in der Auswahl der Kameraden und Gespielinnen ihrer Kinder sorgfältiger wären! Denn wer weiß doch nicht, wie allmächtig der Einfluß guter und böser Gesellschaften, insonderheit auf noch junge, weiche Gemüther ist?“

„Daß doch Jemand einige Vogen voll einfältiger, guter Grundfäße der Erziehung, die auch für den gemeinsten Bürger oder Bauer verständlich und brauchbar wären, drucken ließe, und daß dann einige großmüthige Personen verschafften, daß diese sehr wenigen Vogen umsonst oder nur etwa für einen einzigen Schilling überlassen würden; und daß dann alle Geistlichen zu Stadt und Land diese gemeinnützigen Vogen austheilten und beliebten; und daß dann alle Väter und Mütter, denen sie in die Hände kommen würden, diesen vernünftigen und christlichen Erziehungsregeln folgten! — Aber ja, das heißt freilich viel auf einmal gewünscht!“

„Daß doch ein jeder, der für sich brav ist, bemüht wäre, nur einen einzigen andern auch so zu machen, durch besonderes Beispiel, Aufsicht, Anleitung u. s. w. Alsdann hätten wir schon wieder einmal so viel brave Leute als jetzt.“

„Daß doch die elende, heftige und schleichende Verleumdungssucht, daß doch alle eitle und neidische Schwazghastigkeit aus unsern

alltäglichen Herren- und Frauencompagnien (die Dienstags- und Donnerstagsgesellschaften unserer jüngern Frauenzimmer nicht ausgenommen) verbannt sein möchte!“

„Daß doch manches Frauenzimmer, (das vielleicht auch eine Seele haben möchte,) welches sich mit einer so innigen Selbstzufriedenheit und stolzer Bewunderung einige Stunden vor dem Spiegel mit ihrem Puge beschäftigen kann, sich selbst klein und verächtlich finden und seine Zeit besser anwenden lernte!“

„Ich wünsche, daß man denjenigen von unsern Handwerkern, welche ein strenges, eingezogenes, sparsames, freies, republikanisches Leben führen, als den wahren Grundpfeilern unserer Freiheit, mehr Ehrfurcht und Hochachtung bezeuge!“

„Ich wünsche, daß alle unsre Mitbürger die eidgenössische Geschichte, wie auch unsere gedruckten und geschriebenen Gesetze studiren möchten.“

Der „Erinnerer“ wurde in dem Urtheile über den Verfasser des Banerngesprächs am 11. Februar 1767 zugleich mit unterdrückt.

Im Jahre 1765 hatte Pestalozzi noch eine andere Arbeit verfaßt, die er in der Gesellschaft der Patrioten vorgelesen hatte und die im Lindauer Journal 1766 unter dem Titel „Agis“ veröffentlicht wurde. Er schließt sie an die Uebersetzung einer Stelle aus einer demosthenischen Rede an, die er als Gegenstück gegen die etwas unbeholfene Uebersetzung eines seiner Lehrer verfaßt hatte. Mit sittlichem Ernste, überzeugender Kraft und begeisterungsvoller Beredsamkeit deckt er die Schäden auf, durch die das Staatsleben zu Grunde geht und mahnt zur Rückkehr zu den alten einfachen Sitten. Unter dem Bilde Sparta's malt er die Zustände seines Vaterlandes.

Im Eingange beklagt er den Untergang der alten lykurgischen Grundfesten des lakedämonischen Staates, der Armuth, Enthaltbarkeit und Liebe zur Arbeit. „Da entstand in Sparta die Ungleichheit unter den Bürgern und von da an machte sich die Raubsucht der Reichen die Güter Sparta's eigen, und Schaaren unglücklicher Söhne, deren betrogene Väter ihnen ihr Erbtheil entrißen, arbeiteten nun als Sklaven die Felder der Reichen, und bei diesen stieg Wollust und Pracht täglich höher empor und führte Lakedämon als im Triumph gefangen. Die Tugend der ehemaligen Spartiaten war verbannt, und die selige Armuth, die Ehre ihrer Väter, ward von den weichlichen Söhnen für Schande gehalten und täglich entsprangen aus den Viskammern der Reichen neue Quellen der Wollust und des weichlichen Lebens und ergossen verderblichen Mangel über ihre Mitbürger, denen sie die Armuth schon unerträglich gemacht hatten.

So hat zwar auch etwa ein unmenschlicher Treiber seinem Lastthier eine Bürde aufgelegt, unter der es versank; aber niemals sah man ihn zuerst den Rücken des Thieres zerfleischen. Aber der

Reichthum erdrückt so die Staaten, wann ihre Bürger, von seiner Pest angesteckt, weidlich viele Bedürfnisse haben. Dann stürzt er sie mit unerbittlicher Wuth in dringenden Mangel. Ja jetzt sind die Bürger Sparta's arm, und jedes Gefühl einer wahren Größe, das ihre Ahnen zu ihren edeln Thaten begeisterte, ward in den unglücklichen Söhnen durch kriechende Gedanken der Sklaverei, des Neides und der niedern Habsucht erstickt."

Er beklagt, daß die Spartaner nicht mehr für Freiheit und Vaterland stritten, sondern für ägyptisches Gold, dem sie sich verkauften.

Da ward Agis König. Er wollte Sparta wieder auf die frühere Gesetzgebung gründen, indem er selbst mit gutem Beispiele voran ging und in der größten Enthaltbarkeit und Einfachheit lebte. Pestalozzi redet die Väter des Landes an, dem Agis nachzustreben und sich nicht zu kümmern um das Gelächter der Thoren. Verachten sollen sie alle Staats Sophismen und nur der Stimme ihres Gewissens folgen. „Denn was soll ihm eine Krone, wenn er durch dieselbe seine Mitbürger nicht glücklich machen kann?“ Ein tugendhafter Mann, „wenn er nicht wie ein Gott durch weise Gesetze Heil und Frieden bis ins künftige Jahrhundert über seine Mitbürger ausgießen kann, so verschmäht er Krone und Scepter; er hält sie für das, was sie wirklich sind, ja was jede Würde, in der man ohne zum Heil für seine Mitbürger stehet, ist: für eine Klapper der Kindheit, für eine unerschöpfliche Quelle des Unsinn's, für ein Mittel, ungestraft ein Bösewicht zu sein, für eine unselige Brustwehr wider die Tugend und für das Ritterszeichen derer, die zum Fluche der Erde ihr Vaterland zu verderben geboren sind.“

Agis will die alte Gleichheit der Bürger wieder herstellen. „Agis beschloß es, und Edelmuth und wahre Liebe zur Freiheit erwachte in der Jünglinge Herz; sie gewannen die Tugend wieder lieb und sahen jetzt in ihrer vorigen Lebensart den Grund des sinkenden Staates; sie sahen's und beschloßen, durch strenge Beobachtung der Gesetze Lykurg's sich selbst ihre Tugend und dem Staat seine ehemalige Größe wieder zu geben. — Heilig sei uns euer Beispiel, ihr Jünglinge! Ach, daß unsere Brust die Wahrheit und Tugend so ganz wie ihr fühle! Ach, daß wir ihr ganz, wie ihr, entschlossen seien zu folgen und einzig in Beobachtung unserer Pflicht in einem strengen, gerechten, republikanischen Leben, in der Enthaltbarkeit von allem, was unsere Seele in dem Dienst der Tugend und unseres Vaterlandes einschränken könnte, unser Glück suchen! Heil uns, wenn unserer Väter Beispiel uns eure Wege lehret! Unsere Seele würde von Wehmuth zerfließen, wenn auch sie, wie eure Väter, ihr spartischen Jünglinge, ob unsern Entschlüssen zitterten, unentschlossen, mit uns die Wege der Tugend zu gehen; wenn auch sie Hindernisse in den Weg legten. Ach weh uns, wenn es geschähe! — Aber wir müßten sie dennoch betreten, dennoch der

Stimme unsers Gewissens folgen. Ein Gott ist es, der die ewigen, unveränderlichen Gesetze zum Glücke der Sterblichen gestellt hat, und ewiger Fluch folgt auf den, der diesen erkannten Gesetzen zuwiderhandelt.

Was ist der Zorn der Menschen und der Unwillen einer Welt? — Ein kleines Opfer, das ihm der Tugendhafte weiht. — Und wir sollten dann einen Augenblick anstehen, es ihm zu opfern? — . . . Dem Menschen, dem der lange Genuß der Wollust alle seine Begriffe verkehrt hat, diesem ist Freiheit Sklaverei und die härteste Sklaverei hält er für Freiheit.“ . . .

„Ich rede die vergessene Sprache der Freiheit in ein Jahrhundert hinein, das gewohnt ist, Könige und Regenten an der Spitze von Weichlingen und Weibern die ewigen Gesetze der Freiheit verletzen, Mitbürger in Sklaverei stürzen und das Heil ihres Staates vertilgen zu sehen.“

Aber Sparta will nicht die Gleichheit und Einfachheit, die Weiber stehen gegen Agis auf, Verleumdungen werden gegen ihn ausgestreut, er sei ein Aufwiegler, der unter der Maske der Gleichheit und Freiheit nur seine eigene Tyrannei befestigen wolle, und „das ist auch die Sprache der Niederträchtigkeit unserer Tage.“ Doch die Tugend werde die Lasterungen zu Schanden machen.

Die ärmern Bürger aber stimmen dem Agis bei und mit ihrer Zustimmung legt er dem Rath seine neuen Gesetze vor, namentlich gegen den Wucher. „Aber niemals sind die Väter des Landes einig, das Wohl ihrer Mitbürger alle zu befördern. Völker, die ihr sie zu euerm Wohl ernählet, wie oft haben sie euch auf die Schlachtbank ihrer Willkür, ihres Unsinn und ihrer Bosheit geliefert! Immer sind viele, die als Pestheuchen eurer Wohlfahrt sich jedem Unternehmen, dessen Absehen euer Glück ist, widerstehen. Selig sind jene Staaten, deren Bürger durch den Widerstand ihrer Bosheit nicht gehindert werden, das zu thun, was ihr Glück ist; die sich Männer erwählen, deren Vortheil es selbst erfordert, das Interesse des Volkes zu befördern . . .“

Als der Rath sich über die Gesetze nicht einigen konnte, wurde die Volksversammlung berufen und diese entschied sich für die Vorlagen, ermahnt von den Priestern der Pallas, die ihnen das Orakel verflünden, die alte Gleichheit wieder einzuführen. Wohl wird das Volk von Feinden noch einmal irre geführt, daß es Ephoren gegen Agis und seine Gesetze wählt, aber Agis besiegt sie.

Da rufen die Bundesgenossen Sparta's Hülfe an. Agis zieht mit den spartanischen Truppen ins Feld. Als sie durch das athenische Gebiet ziehen, wird ihre strenge Mannszucht von den verweichlichten Athenern bewundert. „Ein Volk von Weichlingen sah sie, ein Volk, wie wir, das von seinen bessern Vätern ausartete; ein Volk, das sich mit dem Schein der Freiheit begnügte, ein Volk,

das sich von seinen Obern durch Schauspiele und Gaukler abhalten ließ, den großen Gedanken, den Gedanken an die Wohlfahrt seines Vaterlandes zu denken, ein Volk, das sich durch Mahlzeiten und zugeworfene Bissen, wie Hunde an Ketten, zu allem, was seine Obern wollten, hinschleppen ließ; ein Volk, das von einer Weisheit, die jede gesellschaftliche Tugend ersticht, von einer Weisheit, die, da sie den Reichthum und ein müßiges Leben zum Grund hat, die Ungleichheit unter Bürgern, die gleicher Rechte theilhaftig, einführt, von einer Weisheit, die jede unnütze Kenntniß befördert, die uns den Werth einer Bildsäule oder eines Ohrgehänges genau bestimmen, und die Pflichten gegen unsre Mitmenschen vergessen, die uns Paläste bauen und unser Vaterland zu Grund richten, die uns die Wege der Sterne, die Myriaden Arten von Mücken und Schlangen und Steinen und Erden kennen und unsre Mitbürger und Brüder, wo nicht des Anschauens, doch der Sorge für ihr Wohl und der Aufopferung nur dieser Nichtswürdigkeiten unwürdig zu halten lehrt. Von einer solchen Weisheit waren Athens Bürger aufgeblasen. Alle Größe und Stärke der Seele verschwand, ihre Redner, die ehemals durch strenge Beschätzung der Wahrheit und des Rechts Säulen ihrer Tugend und ihres Glückes waren, redeten um Beifall; sie vergaßen Vaterland und Wahrheit sorgfältig, um nicht zu beleidigen; — kurz, es war ein kriechend Geschlecht, bei dem das Laster thronte, als Agis durch ihr Land zog und sie die Tugend seines Heeres sahen“ Aber „sie waren bekümmert, ihre ärmern Mitbürger möchten ebendiese Gleichheit einzuführen versuchen und ihre Schätze möchten durch solche Neuerungen verloren gehen. Und wozu sollte ich wünschen, daß auch wir, die wir ebensowohl unter dem Tannel solcher Künste, an Folgen des Müßiggangs und der Wollust unsere Tage hinschnarchen, durch das Beispiel einer solchen Tugend erweckt würden, diesen Gedanken zu denken? Wozu würde es dienen? Die Gegenwart dieser Edeln würde, wie die Gegenwart einer Gottheit, uns nur betrübten, nicht bessern.“

Aber während des Agis Abwesenheit hat sich in Sparta Vieles geändert. Ein Tyrann hat den Königsstuhl inne; auf Anstiften desselben, dem Agis früher das Leben gerettet, wird der zurückkehrende König vor Gericht gestellt und zum Tode verurtheilt. Den weinenden Dienern des Gerichtes ruft Agis noch zu: „Höret auf, mich zu beweinen; beweinet meine Mörder, beweinet Sparta. Ich bin glücklich, unendlich mal glücklicher, als meine Mörder. Ich habe gerecht und redlich gelebt und ein gutes Vorhaben gehabt und werde wider Recht und Billigkeit umgebracht.“ — So voll göttlicher Ruh und innerer Zufriedenheit redet er und gibt freiwillig seinen Hals und stirbt.“

Ich habe diese Schrift etwas ausführlich dargestellt, weil sie von hoher Bedeutung für die Kenntniß der Entwicklung Pestalozzi's

ist; von keinem seiner Biographen aber ist sie bisher beachtet worden; sie war auch fast kaum zu erhalten. Die darin niedergelegten Ideen bilden die, freilich nicht immer klar hervortretende Grundlage seines ganzen weltumgestaltenden Systems; dem Ideenkreise, in dem sich Pestalozzi hier bewegt, ist er durch sein ganzes Leben treu geblieben, und ohne die Kenntniß dieser Ideen bleibt sein Wirken in seinen letzten Zielen und in seinem ganzen Umfange unverständlich. Nur stoße man sich nicht an äußere Formalitäten — die müssen überhaupt bei Pestalozzi's Wirken fast überall in Abzug gebracht werden, um die Wahrheit seines Lebens und Strebens zu erhalten —, sondern halte sich an die ewig gültigen sittlichen Ideen, die er mit glühender Begeisterung vertritt, und dann wird ihm Jeder, dessen Herz nicht in selbstsüchtiger Verblendung schlägt, zustimmen müssen.

Pestalozzi und seine Freunde nahmen es freilich damals sehr ernst auch in äußern Dingen, sie wollten nicht blos Andern helfen, sie probirten ihre Grundsätze auch an sich selbst. Sie legten sich die größten Entbehrungen auf und übten sich in körperlichen Abhärtungen, sie schliefen auf hartem Lager, nur mit ihren Kleidern bedeckt, ja Pestalozzi trieb eine Zeit lang seine Enthalttsamei so weit, daß er nur von Kräutern lebte. Aber die mißhandelte Natur brachte ihn bald wieder von seinen Uebertreibungen ab. Ebenso wollten sie auf politischem Gebiete die alte spartanische Einfachheit und Eitteneinfalt zurückführen und versielen dabei allerdings oft in Extreme: das ist es, was Pestalozzi später tadelt, wenn er sagt: „Wir bildeten uns in Knabenschuhen ein, durch die oberflächlichen Schulkenntnisse vom großen griechischen und römischen Bürgerleben uns solid für das kleine Bürgerleben in einem schweizerischen Kantone gut vorbereiten zu können.“ Aber den Ideen selbst ist er treu geblieben, leider sogar manchen Außersichkeiten, indem er Geld und Gut nie recht achtete und gar nichts gab auf alles das, was man in der Welt nicht vernachlässigen darf, um auch das Gute zu fördern. So liebte er die spartanische Einfachheit in Verreff seines Anzuges auch in seinem spätesten Alter noch. Wir aber sehen ab von solchen Nebensachen: die Hauptsache war die Liebe zum Volke und das Streben, ihm zu helfen. So bezeugt er später selbst: „Schon lange, ach, seit meinen Jünglingsjahren, wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom einzig und einzig nach dem Ziele, die Quellen des Elends zu verstopfen, in die ich das Volk um mich herum versunken sah. Zu einer Zeit und in einem Vaterlande lebend, wo die besser gebildete Jugend zu freiem Forschen nach dem Zustande der Landesübel, wie und wo sie immer vorlagen, und zu einem lebendigen Eifer, ihnen abzuhelfen, allgemein emporgehoben wurde, forschte auch ich, wie dies die Böglinge eines Bodmer und Breitinger alle thaten, und wie es dem Zeitgenossen eines Iselin, Escher, Hirzel, Fellenberg, Tscharner, Wattenwyl, Grafenried und so

vieler edler Männer gehörte, den Quellen des Übels nach, die das Volk unseres Vaterlandes tief unter das, was es sein konnte und sollte, herabsetzten. Wir fanden die Menschen in eine Kräflosigkeit und Unbehilflichkeit versunken, die es ihnen unmöglich machte, in derselben das zu sein, was sie als Menschen von Gottes-, und als Bürger von Rechtswegen darin hätten sein und werden sollen.“

Siebentes Kapitel.

Zukunftspläne.

Pestalozzi hatte im Anfange die Absicht gehabt, sich dem geistlichen Berufe zu widmen und hatte sich deshalb hauptsächlich mit theologischen Studien beschäftigt. Das Bild seines würdigen Großvaters und dessen segensreiche Wirksamkeit, vielleicht auch die Hoffnung, als Geistlicher zur sittlichen und intellektuellen Hebung des Volkes am meisten wirken zu können, hatten auf diese Wahl wohl den meisten Einfluß ausgeübt. Er mag sich indeß doch nicht so recht mit der damaligen Theologie haben befreunden können, da weder der flache Rationalismus, noch die starre Orthodoxie, noch der gefühlsüberschwängliche Pietismus mit seinem lebenverachtenden Conventikelwesen seinem tiefen Gemüthe genügen konnten; er trennte sich deshalb auch ohne innere Kämpfe von diesem Studium, — man erzählt, weil er in seiner ersten Predigt stecken blieb —, um die Rechtswissenschaft zu studiren und durch dies Studium „eine Laufbahn zu finden, die geeignet wäre, ihm früher oder später Gelegenheit und Mittel zu verschaffen, auf den bürgerlichen Zustand seiner Vaterstadt und sogar seines Vaterlandes einen thätigen Einfluß zu erhalten.“

Mit regem Eifer und großem Fleiße widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaft und Geschichte auf der höhern Schule, welche damals in Zürich zur Ausbildung von Rechtsgelehrten und Beamten bestand. (Eine Universität wurde dort erst im 19. Jahrhundert errichtet.) Pestalozzi war aber unter seinen Studiengenossen nicht mehr der „Heiri Wunderli von Thorliken“, im Gegentheil stand er bei ihnen trotz seiner Eigenthümlichkeiten in großer Achtung und wußte sich ihre Zuneigung in hohem Grade zu erwerben. Namentlich waren es Lavater und J. H. Füssli, letzterer als Kunstkenner und Geschichtsforscher mit Winkelmann und Johannes Müller vertraut, an die sich Pestalozzi enger angeschlossen, beide um einige Jahre älter, als er, und vor allem J. Kaspar Bluntschli, ein Candidat der Theologie, an den er auch eine Wendung seines Lebensganges anknüpft und der einen entschiedenen Einfluß auf seine ganze Geistesrichtung ausübte. In seinen Briefen

nennt er noch Klausner, später einer der vorzüglichsten Prediger der Stadt Zürich; J. G. Schultheß, den Bruder seiner spätern Braut und nachmals Pfarrer in Winterthur, Weiß, Wolf, Steinfels, Waser, Pfenninger u. A.: alles junge Männer und Jünglinge von gleichem idealem Streben, die in ihrem Freundschaftsbunde nicht nur die höchste Befriedigung, sondern auch eine mächtige Anregung zur Vertiefung in die Wissenschaften, wie zu einem thätigen Eingreifen in die bestehenden sozialen und staatlichen Verhältnisse fanden. Wahrscheinlich gehörten sie alle zur Gesellschaft der Patrioten. Aber auch Pestalozzi fühlte sich glücklich im trauten Kreise solcher Freunde, auf die er große Hoffnungen setzte und von denen er voraussagte, ihr Leben werde in vielen Beziehungen eine allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen.

Das trockene juristische Studium aber entsprach Pestalozzi's Anlagen wenig. Auch mußte er sich sagen, daß er nach den Vorfällen, in denen die Patrioten verwickelt gewesen waren, schwerlich auf eine Anstellung im öffentlichen Dienste werde rechnen können. Da trat ein Ereigniß ein, welches ihn in seiner tiefsten Seele erschütterte und den Entschluß in ihm zur Reife brachte, ganz den Wissenschaften zu entsagen und sich dem Landleben zu widmen. Die Beschäftigung mit der Natur war ein Zug der Zeit. Hirzel hatte eine den Landmann verherrlichende Schrift über Kleinjogg, einen einfachen Landmann, geschrieben (1761), welche unter dem Titel „die Wirthschaft eines philosophischen Bauers“ einen nicht unbegründeten Ruf sich erwarb und in mehrere Sprachen übersetzt wurde; die naturforschende Gesellschaft in Zürich war ebenfalls für den Landbau sehr thätig und verbreitete die Liebe zum Landleben unter den Zeitgenossen; vorzüglich aber war es Rousseau, der in dieser Beziehung auf die Patrioten und namentlich auf Pestalozzi entscheidenden Einfluß gewann. Einem der Patrioten, Schultheß, hatte Rousseau bei einem Besuche den Stand des Landbauers als den seligsten angepriesen. Im Lande der Sklaverei müsse man Handwerker, in dem der Freiheit Landwirth werden. Ein Landwirth könne ein stilles häusliches Leben führen und die zarten Gefühle des Herzens nähren. In Italien sei eine Gesellschaft von etlichen Bauern, deren erstes Gesetz sei, daß keiner von ihnen sollte lesen können. Einige der besten Studenten beschäftigten sich auch wirklich versuchsweise mit dem Landbau, um Hitze und Regen ertragen zu lernen.

Das Ereigniß aber, das Pestalozzi bewog, das Studium ganz aufzugeben, war der Tod seines besten Freundes Kaspar Pluntzschli. Pestalozzi, seiner Einseitigkeit und praktischen Unbeholfenheit sich wohl bewußt, hatte auf die Kraft dieses Freundes die größten Hoffnungen gesetzt. Da legte sich derselbe, der schon längere Zeit an einer Brustkrankheit litt, aufs Krankenbett, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. Sterbend rieth er Pestalozzi, seine Laufbahn

als Rechtsgelehrter nicht fortzusetzen und von dem Beabsichtigten nichts zu unternehmen, wenn er nicht wieder einen treuen Freund fände, der die Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben mit klarem Blick und kaltem Blut zu beurtheilen vermöchte.

Pestalozzi ward durch den Tod dieses Freundes tief ergriffen. Er wollte nicht von seinem Todeslager weichen, Lavater mußte ihn fast mit Gewalt entfernen, er konnte es nur dadurch, daß er ihm den Freund im Sarge abzeichnete.

Bald nach dem Tode dieses Freundes, der am 24. Mai 1767 eintrat, wurde Pestalozzi selbst in Folge der angestregten Arbeiten und der Aufregung lebensgefährlich krank. Die Aerzte rathen ihm, den Wissenschaften auf eine Zeit ganz zu entsagen und aufs Land zu gehen. Er that es und ging zu seinem Onkel Dr. Hoze in Richterswyl.

Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte als Landmann unter den Landleuten leben; so glaubte er am besten an der Bildung des Landvolkes arbeiten zu können. Er gab das Studium auf und verbrannte seine Arbeiten und Manuscripte. Auf Lavaters Empfehlung ging er zu dem damals berühmten Landwirthe Tschiffeli in Kirchberg bei Burgdorf.

Er blieb ein Jahr daselbst und verrichtete alle Arbeiten des Landmannes; ja er liebte es sogar, in Hemdsärmeln mit der Peitsche knallend durchs Dorf zu fahren, und wenn Bekannte zu ihm zum Besuch kamen, so war er stolz darauf, sich ihnen mit sonnenverbranntem Gesichte und rauhen Händen vorstellen zu können. Mit den Bauern suchte er in nähere Bekanntschaft zu treten. So hielt er sich 8 Tage bei einem Berner „Kleinjogg“ (im Gegensatz zum Züricher nennt er ihn so) auf, mit dem er gleich auf „du“ ist. Aber dieser Aufenthalt und all seine Anstrengungen machten doch keinen erfahrenen Landwirth aus ihm.

„Ich ging“, so erzählt er später, „mit vielen einzelnen großen und richtigen Ansichten und Aussichten als ein eben so großer landwirthschaftlicher Träumer von ihm weg, (er hatte den idealen Zweck der Landwirthschaft wohl erkannt und suchte ihn zu verwirklichen), wie ich mit vielen einzelnen, großen und richtigen bürgerlichen Kenntnissen, Ansichten und Aussichten als ein bürgerlicher Träumer zu ihm hinkam. Mein Aufenthalt führte mich nur dahin, mich durch seine diesfälligen kühnen und großen, aber in der Verwirklichung schwierigen und zum Theil unausführbaren Pläne in den gigantischen Ansichten meiner Bestrebungen von neuem wieder zu beleben und zugleich in der Gedankenlosigkeit über ihre Ausführungsmittel in eine Unbiegsamkeit verfallen zu machen, deren Folgen schon in den ersten Jahren meiner ländlichen Laufbahn auf das ökonomische Unglück meines Lebens entscheidend einwirkten und mein Herz bis auf den heutigen Tag vorzüglich darum mit Wehmuth erfüllen, weil sie das Schicksal einer der reinsten, edelsten Seelen, die ich je

auf Erden gesehen, an meiner Seite für ihre ganze Lebenszeit unglücklich machen.“

Scheinbar hatte Pestalozzi mit diesem Schritte seine alten Pläne, dem Volke emporzuhelfen, wie wir dieselben schon in seinen ersten schriftstellerischen Produkten aufleuchten gesehen haben, verlassen, aber nur scheinbar. Durch den Landbau hoffte er die Mittel zu gewinnen, arme Kinder zu erziehen, verfolgte Jünglinge zu unterstützen und so seinen Mitbürgern zu dienen. Wenn er auch das Wort „Ich will Schulmeister werden“, damals nicht aussprach, wenn er noch keine bestimmten Erziehungspläne hatte, so verlor er doch mit dem Schritte, der ihn zum Landwirth machte, das Ziel seines Lebens nicht aus den Augen, das ihm von Jugend auf vorschwebte: „den Armen im Land durch tiefere Begründung und Vereinfachung seiner Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein besseres Schicksal zu verschaffen.“

Bezeichnend ist in dieser Beziehung folgende Stelle eines Briefes, den er an jene „edelste und reinste Seele“ schon im Jahre 1767 richtete, wo der Entschluß, der wissenschaftlichen und amtlichen Laufbahn zu entsagen und sich der Landwirthschaft zu widmen, in ihm zur Reife gedieh:

„Freundin, ich freue mich, daß Sie es für wahr finden, daß die Stadt nicht der Ort ist zu einer Auferziehung nach unsern Absichten. Entschlossen soll meine Hütte diesem Zusammentreffen des Lasters und des Elends fern sein. In dieser einsamen Hütte soll dann das Vaterland mehr als im Getümmel der Stadt mich beschäftigen. Wenn ich einst auf dem Land bin und einen Sohn eines Mitbürgers sehe, der eine große Seele verspricht und kein Brot hat, so führ' ich ihn an meiner Hand und bild' ihn zum Bürger; und er arbeitet und ißt Brot und Milch und ist glücklich. Und wenn der Jüngling eine edle That thut und den Haß seiner menschenfürchtenden Familie auf sich ladet, so soll er bei mir Brot finden, so lange ich habe! Ja mit Lust, Geliebte, tränke ich Wasser und gäbe die Milch, die ich liebe, dem Edeln, daß er sehe, wie ich ihn schätze. Geliebte, dann würde ich Ihnen gefallen, wenn Sie mich so Wasser trinken sähen! Wirklich, Geliebte, wollen wir unsere Bedürfnisse, unsern Mitbürgern zu dienen, so viel einschränken, als Anstand und Geschmack es dulden werden. Wie Vieles, Geliebte, könnte ich noch schwärzen von dem Angenehmen dieser Tage, von dem Glück künftiger Kinder, von den angenehmen Ueberraschungen meiner Freunde — aber ich schweige und sage Ihnen nur noch dieses, daß Umstände möglich, die mich in spätern Jahren ab diesem Landsitz abrufen: ich werde immer das thun, was ich als ein redlicher Bürger meinem Vaterlande schuldig bin: und, Freundin, Ihnen ist die Erfüllung einer jeden Pflicht angenehm.“ —

Welch großes, edles Herz!

Achtes Kapitel.

Die erste Liebe.

„Süß ist, fröhlicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flur dich gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Herzen
Und die Herzen der Mädchen gießt.“

„Ach du machst das Gefühl siegend, es steigt durch dich
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Lauter redet der Liebe
Nun entzauberter Mund durch dich!“

Das waren die Empfindungen, die Klopstock beselzten, als er mit den schweizerischen Freunden und Freundinnen über den Züricher See fuhr. Diese Worte sind charakteristisch für jene Zeit überhaupt; Natur, Freundschaft und Liebe, an diesen Klängen erquickte sich damals das deutsche Gemüth und erwachte durch sie zu einem neuen, reichen Leben.

Ein Strom dieses Lebens floß auch in Zürich. Reichliche Nahrung hatte er erhalten nicht nur durch die in der schönen Literatur damals hervorragenden Geister eines Bodmer und Breitinger, auch die Besuche Klopstock's, Wieland's und Kleist's hatten jene seligen Wasser noch voller fließen gemacht. Es gehörte nicht bloß zum guten Ton in der Stadt Zürich, mit den literarischen Erscheinungen bekannt zu sein, es war der Zug des Herzens, der in den poetischen Schöpfungen des neu erwachenden nationalen Lebens seines tief eigensten Wesens Ausdruck erkannte und einathmete.

In jener geistigen Atmosphäre wuchsen auch jene Jünglinge auf, deren Freundschaftsbund wir schon kennen gelernt. Die höchsten idealen Güter waren es, wonach sie strebten.

„Sie fangen von Lenz und Liebe, von sel'ger, gold'ner Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu und Heiligkeit“,
und wenn auch nur wenige in den Formen der Poesie sich bewegten, so war es doch ihr tieferer Gehalt, welcher ihrem Leben Reiz und Bewegung verlieh.

Da rief der Tod Einem ihrer Edelsten. Eine verzehrende Krankheit nagte schon lange an dem Leben des schon erwähnten Kaspar Bluntschli, Candidaten der Theologie. Im Frühjahr 1767 legte er sich aufs Krankenbett, von dem er nicht wieder aufstehen sollte.

Es war in den letzten Tagen seines erlöschenden Lebens. Neben den weinenden Eltern stand die Tochter eines befreundeten Hauses am Schmerzenslager des kranken Freundes; sein brechend Auge suchte und fand Trost in ihrer Theilnahme, seine schwache Hand suchte Stärkung in der ihrigen. Aber keine liebevolle Für-

sorge konnte den immer näher schreitenden Tod aufhalten. Die Umstehenden sahen es und rangen die Hände.

Da erhob sich die Jungfrau und eilte hinweg, ihren Gram in Einsamkeit zu verweinen.

Es war um die Mittagsstunde. Die Frühlingssonne schien so warm und so freundlich und weckte draußen die Natur zu neuem Leben. Ach, auf ihrem Herzen lag die Nacht der tiefsten Trauer, ihre Seele wollte vergehen im Schmerze um den scheidenden Freund.

Da begegnete ihr Pestalozzi, der zum Freunde eilte. Bluntschli kannte ja den ganzen innern Werth Pestalozzi's, er hatte seine Hochschätzung oft gegen jene Jungfrau ausgesprochen. „Wie geht es ihm?“ fragte Pestalozzi die davon Eilende. Ihre nassen Augen, das Beben ihrer Lippen, ihre ganze Verwirrung kündeten ihm mehr, als ihre gebrochenen Worte, daß der Tod nahe sei.

Jene Jungfrau war Anna Schultheß, die Tochter des Kaufmanns und Pflegers J. J. Schultheß. Pestalozzi hatte sie früher oft gesehen. Ihres Vaters Haus, „zum Pflug,“ mit seinem offenen Spezerei- und Zuckerwaarenladen, in dem Anna meist verkehrte, stand ja dicht neben dem „schwarzen Horn“ am Rückenplatz, wo Pestalozzi's Mutter wohnte; ihre Brüder waren ja auch Freunde Pestalozzi's und Bluntschli's, aber er hatte die um sechs Jahre ältere Jungfrau „ohne Gefahr“, wie er selbst sagt, angestaunt und bewundert; es war nur das Gefühl der Hochachtung, das er gegen Anna hegte. An jenem Mittag, wo er sie im tiefsten Schmerze sah, da entsproß neben der Hochachtung ein anderer Keim in seinem Herzen, dessen Macht er gegen sich selbst verleugnen wollte.

Bluntschli starb bald nachher (24. Mai 1767). Ein edles Freundschaftsverhältniß hatte zwischen ihm und Anna bestanden. Bluntschli hieß unter den Freunden Menalk, so nannte ihn auch Anna. Ueber ihr Verhältniß zu ihm schreibt sie später selbst an Pestalozzi: „Ich habe ihm Alles zu danken. Da ich bereits auf dem Scheidewege war und vielleicht schon anfing, auf Nebenwege zu wanken, mußte ich ihn kennen lernen, mußte ich seine göttliche Tugend kennen und mich nach ihm bilden. Ehe werde ich mich selbst vergessen, ehe ich Menalk vergesse. Seine Reden, die mit so viel Anmuth und Nachdruck begleitet waren, werde ich nie vergessen. Ich that keine Handlung ohne sein Vorwissen, ohne sein Untersuchen. Er war vergülig, unschuldig, gefällig; wechselseitig war er oder ich auf Mittel bedacht, Nothleidenden beizuspringen. Er war mein Freund! aber niemals mein Liebhaber und bot mir selbes auch niemals an.“

Pestalozzi hatte ein „Denkmal Menalks“ bei seinem Hinscheiden verfaßt. Er sandte es Anna. Sie dankte ihm in einem liebenswürdigen, unschuldigen Briefe. In dem Schmerze um den scheidenden Freund begegneten sich ihre Herzen. Pestalozzi hatte sich

bisher aus Grundsatz, wie aus Echtsüchternheit von Mädchen fern gehalten. Jetzt bat er Anna, sie möchte ihm eine Stunde schenken, um mit ihr von Menalk zu reden, indem „diese Unterredung seinem Gedanken an Menalk eine Erhabenheit leihen werde, zu der er sich sonst nicht erheben könnte.“

Er traf Anna bald danach auf einem Spaziergange; er traf sie am Abend desselben Tages wieder. Ob Pestalozzi hoffte, in ihr das Herz der Freundschaft zu finden, auf welches ihn sein sterbender Freund hingewiesen? Ob er bei Anna die „zuverlässige Treue“, die „ruhige Menschen- und Sachkenntniß“ erwartete, ohne die seine Pläne ihm nur Gefahr bringen würden? Gewiß fand er sie hier. Anna war nicht blos durch Schönheit und Anmuth ausgezeichnet, sie bewegte sich in Folge angebörner Anlagen und mannichfachen Umganges, der ihr in befreundeten Häusern nicht blos in Zürich, sondern auch zu Basel, Chur, Konstanz, Lindau und Augsburg geboten worden war, mit Leichtigkeit in den gesellschaftlichen Formen, sie besaß auch einen großen Reichthum an Gaben des Geistes und Gemüthes, sie sprach das Französische vortrefflich, sie war bewandert in der Literatur, sie hatte auch Verständniß für die politischen und sozialen Bestrebungen der jungen Patrioten, welches ihr durch ihre Brüder eröffnet worden war. Was Wunder, daß sich zwischen ihr und Pestalozzi bald noch mehr Anknüpfungspunkte fanden?

Aber sie war fast sieben Jahre älter; sie gehörte einem reichen und angesehenen Hause an; sie war schön und hing an den feineren Formen der Bildung, Pestalozzi dagegen hatte äußerlich gar nichts Empfehlungswerthes: er war nicht schön, Blatternarben entstellten sein Gesicht, im Umgange war er unbeholfen, in formellen Aeußerlichkeiten, z. B. in der Kleidung, sogar nachlässig; Anna mochte ihn theilnahmslos oft an sich vorübergehen gesehen haben, sie mochte durch Bluntschli und durch ihre Brüder schon oft in seiner Gesellschaft gewesen sein, ohne daß er nur den geringsten Eindruck auf sie gemacht hätte: da führte sie das Sterbelager des Freundes zusammen und schloß ihre Herzen gegenseitig auf, wie es ja oft geschieht, daß in den erschütterndsten Momenten des Lebens die Herzen der Menschen sich finden.

Wohl hatte Anna manches Mannes Auge auf sich gezogen und es hatte ihr nicht an Fwerbbern gefehlt, deren Verhältnisse ihr eine sorgenfreie Zukunft verhießen: so hatte ein junger, wohlhabender Landmann um ihre Hand angehalten und noch zu der Zeit, wo ihr Verhältniß zu Pestalozzi lautbar wurde, suchte ein in guten Umständen lebender Vetter ihre Gunst zu erwerben, während ein Geschäftsfreund ihres Vaters in Lyon für seinen Sohn um ihre Hand anhielt — und doch blieb sie Pestalozzi treu, dem armen Jünglinge, der ihr für die Zukunft weder äußere Stellung noch eine unbekümmerte Existenz versprechen konnte? Gerade diese Umstände bezeugen, daß in Pestalozzi's tiefstem Wesen doch etwas

gelegen haben muß, ein innerer, edler Kern, eine Macht der Tugend, die siegreich auch die größten Hindernisse in der Erreichung dieses Zieles überwand. Und es war so; er hat diese Macht der Liebe auf alle geübt sein, die das Glück hatten, ihn näher kennen zu lernen, eine Macht, wie sie auch heute noch in seinen Geistesprodukten siegreich alle überwindet, welche sich durch manche äußere, formelle Unebenheiten nicht zurückschrecken lassen, in den Kern einzudringen. Einen Vorzug hatte die Natur ihm doch verliehen: große dunkle Augen, in denen sich der innere Reichthum mit wohlthuendem Feuer offenbarte. „Glaube mir,“ schreibt seine Braut später an ihn, „Du hättest der Natur wenig zu danken, wenn sie Dir nicht große schwarze Augen gegeben, die Deine Güte des Herzens, die Größe Deines Geistes, Deine ganze Zärtlichkeit beweisen.“

Ein neues, unbekanntes und ungeahntes Leben ging Pestalozzi im nähern Umgange mit Anna auf. An jenem Tage, wo er sie auf dem Spaziergange antraf, wo er den Abend sie wieder sah — „diese Nacht fing ich an zu seufzen,“ schreibt er ihr selbst. „Ich sah Sie wieder. Die Leidenschaft hatte schon tiefe Wurzeln geschlagen und zeigte sich mir in ihrer ganzen Stärke. Ich erschrak; ich stritt, sie zu bekämpfen, aber vergeblich... Ich verschloß mich in mein Zimmer, und um die Ursache meiner Unruhe vor Jedermann zu verbergen, sagte ich mich krank... Meine Leidenschaft war Marder; ich wurde wirklich krank. Nachdem ich diesen Zustand einige Tage erduldet, fühlte ich mich verpflichtet zu reden. Ich habe drei Briefe geschrieben und sie wieder zerrissen, den vierten haben Sie empfangen*). Angebetete, bin ich nicht zu offenherzig, daß ich Ihnen so frei meine Unbesonnenheiten entdecke, zu einer Zeit, da ich weder Hoffnungen noch Aussichten, nicht einmal Kenntniß Ihrer Umstände hatte?“

In diesem erwähnten „vierten“ Briefe, der als der eigentliche Werbefrief zu betrachten ist, heißt es u. A.: „Von all' dem Unziemlichen, das sich in meiner äußerlichen Gestalt und meiner körperlichen Haltung vorfindet, will ich nicht einmal reden. Es ist Jedermann bekannt, wie viel dessen ich an mir habe. Man tadelt an mir ein ungebührliches Hin- und Herlaufen; es ist wahr, überall giebt es Leute, die meine Bekannten sind, oder Gegenstände, die mich, wenn ich sie sehe, ausschließlich beschäftigen; allein, wenn ich mich da aufhalte, so geschieht es aus gutem Willen, etwas zu

*) Wahrscheinlich ist es der Brief, den Niederer in der Rossel'schen Monatschrift veröffentlicht hat, und der von da auch in mehrere Biographien, z. B. in die, welche Kaumer in seiner Geschichte der Pädagogik gibt, übergegangen ist, aber dieser ist nicht der eigentliche Werbefrief, wie er denn überhaupt — unverzeihlicher Weise — von Niederer ganz umgearbeitet ist, also auf Aechtheit wenig Anspruch machen kann. Dagegen findet sich ein Theil des Werbefriefes in „Pestalozzi'sche Blätter von Ramfauer und Zahn, Elberfeld und Mörs 1846.“ Dieses Bruchstück habe ich hier zum Abdrucke gebracht. Das ist jedenfalls ächt.

nutzen. Ich kenne und bereite mir auch die Annehmlichkeiten, die es bringt, wenn man für sich allein ist, besonders die Freude des häuslichen Lebens; es würde mich glücklich machen, dieser in Zukunft noch mehr theilhaftig zu werden; die Zeit, überall Freunde zu haben, ist für mich vorüber; dennoch bedaure ich nicht, daß sie einmal dagewesen ist und ich mich ihr hingegeben habe; ich lernte meine Mitbürger kennen und ich werde mir das immer zu Nutzen machen. Gesund und kräftig bin ich; allein, obgleich ich nach Versicherung des Arztes keine Besorgnisse, in Kränklichkeit zu fallen, haben darf, so kommt's mir doch vor, daß Ihr Leben länger dauern werde, als das meinige. — Ich täusche mich gewiß nicht, wenn ich voraussetze, daß mich ernste und mühevollere Lebensschicksale treffen werden. Unerwartete Zufälle können mir leicht die Freude und Ruhe des Gemüths rauben; ich sehe das Unglück meines Vaterlandes und meiner Freunde immer wie mein eigenes an, und um das Vaterland zu retten, kann ich Weib und Kind drob vergessen.

Jetzt kennen Sie mich, wie stark und wie schwach ich bin; entscheiden Sie nun! Ich bin zwar, wie Sie wissen, leicht von unangenehmen Gefühlen außer mir selbst gebracht; sollten Sie aber für besser halten, mich abzuweisen, so hoffe ich Stärke genug in mir zu finden, mich als vernünftiger Mann und Christ darein zu fügen! Ich liebe Sie von ganzem Herzen! Ich sehe in Ihnen eine treffliche Gattin und Mutter; nach ernstlicher, reiflicher Ueberlegung bin ich zur Gewißheit gekommen, daß ich mein Glück in Ihnen finde, insofern Sie das Ihrige auch in mir finden.“

Anna ist von dem Geständnisse überrascht, sie sucht ihn in die Grenzen der Freundschaft zurückzuweisen, wie sie auch zwischen ihr und Bluntschli bestanden hätten und führt ihm unter andern Gründen gegen ein innigeres Verhältniß auch den an: „Wissen Sie wohl, Freund, ich habe noch drei Jahre, so ist mein Lenz dahin.“ Aber sie ist dennoch getroffen in ihrem Herzen. Die Tiefe des Gemüths und der Adel der Gesinnung Pestalozzi's hat sie überwunden, „so viel Edles, so viel Erhabnes durchdringt meine ganze Seele“... „Das hat mir noch kein Liebhaber gethan und wer weiß, ob dieß mich in meiner Wahl nicht immer unschlüssig gemacht hat, weil selbe es nicht zu thun wußten.“

Der Bund ihrer Herzen war geschlossen. Und nun beginnt ein reiches inneres Leben, das sich um so mehr vertiefte, je mehr sie es vor der Welt verborgen halten mußten. Anna's Eltern, namentlich die etwas strenge, praktische Mutter, wollten von dieser Verbindung nichts wissen, sie mußten deshalb sehr vorsichtig sein in ihren Begegnungen und wählten oft den Weg schriftlicher Mittheilung zum gegenseitigen Austausch ihrer Gedanken und Empfindungen. Mit der Offenheit der selbstlosesten Liebe sprechen sich beide über ihre Verhältnisse und ihre Eigenheiten, ja über ihre

Fehler aus. Ihre Briefe sind deshalb vom höchsten psychologischen und ethischen Interesse. So erwähnt Anna schlicht und einfältig ihre Empfindlichkeit, ihr heftiges auffahrendes Wesen, ihre Vorliebe für äußern Anstand und Zierlichkeit. Pestalozzi steht nicht hinter ihr zurück; aber wenn er mit zu hohen weitreichenden Entschlüssen hervortritt, weiß sie denselben durch Scherz ihre Spitze abzubrechen. „Aber darf ich, schätzbarer Freund, Ihnen etwas sagen, und darf ich mir Ihre Auerbietung ein wenig zu Nutzen machen, daß Sie mir nicht übel nehmen wollen, wenn ich gerade heraus rede? Warum schweigen Sie ganz von einem Fehler, der nur Ihnen eigen zu sein scheint — viele übertriebene Projekte?“ Auch tadelte sie seinen Eigensinn und es ist ihr nicht recht, daß er sich nicht „angenehm“ zu machen versteht. Darüber gibt er folgende beachtenswerthe Erklärung: „Es ist ein Fehler, daß ich es nicht bin. Ich bin früh, ach zu früh in eine Laufbahn hineingetreten, der ich noch nicht gewachsen war. Die Jahre meiner Jugend, die dem Vergnügen heilig zu sein schienen, sind mir im Streit mit bösen, recht bösen Menschen vorbeigegangen. Fast wäre ich erlegen. Was wäre ich, wenn Menalk (Bluntschli) nicht gelebt hätte? — In den Tagen, wo die glücklichere Jugend voll munterer Unschuld jedem Vergnügen nachhängt und Mädchen und Jünglinge sich zu gefallen nach jeder Anmuth gierig haschen: ach! da zankte ich mit grauen Kabalisten und sah kein Mädchen und war nicht munter, ich war nicht glücklich. In dieser Zeit war es nicht möglich mich ganz zu bilden.“

Anna wußte Pestalozzi wohl zu schätzen, nicht aber ihre Familie. Ja selbst ihr Bruder Kaspar — sie hatte vier jüngere Brüder: Jakob, Kaspar, Heinrich und Leonhardt — obwohl mit Pestalozzi befreundet, bemerkte einst beiden vernehmbar: „C'est encore un enfant!“ Dennoch aber wurde er bald der freundliche Mittler ihrer geheimen Zusammenkünfte und Mittheilungen.

Am 26. August war es, wo sie den Bund ihrer Herzen in gegenseitiger Erklärung fest schlossen. Anna legte im Gebete vor Gott ihrem Freunde die Gelübde ewiger Liebe und Treue ab, was aber die Menschen noch nicht wissen sollten; sie bewilligte ihm von da ab auch das trauliche Du.

Die Liebe macht ersinderisch. Trotz der Abneigung der Eltern und ihrer Wachsamkeit wußten sich die Liebenden doch zu treffen, sei es, wenn Heinrich am frühesten Morgen zum Großvater nach Höngg wanderte, sei es, daß er sie im Mondenschein begleitete auf der Straße nach Altstätten. Auch bereitete ihnen wohl eine Verwandte, Frau Hess, ein ungestörtes Asyl — in der Rathsstube, oder sie trafen sich in Wollishofen, wo die Eltern ein Landhaus und Gütchen hatten.

Als Pestalozzi endlich daran dachte, sich einen festen Beruf zu wählen, berieth er sich darüber mit den Freunden, namentlich Lavater und Füßli. Sie waren es hauptsächlich, die den Entschluß,

Landwirth zu werden, in ihm zur Reise brachten. Bei dieser Gelegenheit theilte er ihnen auch sein Verhältniß zu Anna Schultheß mit. Seine Mutter hielt sich um diese Zeit bei dem kränkenden Großvater in Höngg auf. Als sie nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, eröffnete ihr der Sohn sein Glück. Sie zeigte sich so erfreut über ihres Sohnes Wahl, daß dieser seiner Braut schreibt: „Dies ist die größte Scene, die ich erlebt.“ Mit unnennbarem Entzücken erfüllt es ihn, als er vom Fenster herab sieht, wie seine Mutter und Anna, aus der Kirche kommend, sich gegenseitig still freudig begrüßen.

Vor der Abreise zu Tschiffeli fühlte sich Pestalozzi höchst unglücklich. „Noch eine Nacht,“ bittet er, „eine ganze Nacht wollen wir in Wollishofen wachen und weinen, ehe wir scheiden. Wir wollen, wo wir müssen, unsere Wünsche der Pflicht aufopfern, aber keinen Augenblick, wo wir, ohne diese zu verletzen, uns sehen können, wollen wir versäumen.“

Lavater malte die Bildnisse der Liebenden mit eigener Hand. Auf der Reise nach dem Canton Bern hält der Betrübe das Bild seiner Anna unablässig in der Hand und erregt bei der Reisegesellschaft eine laut sich kund gebende Heiterkeit.

Von Tschiffeli ist Pestalozzi ganz entzückt; bei ihm will er den Landbau von Grund aus verstehen lernen, der ihm reichliche Unterhaltungswege zeigen wird.

Um diese Zeit erhielt Anna's Bruder Kaspar eine Anstellung als deutscher Pfarrer in Neuenburg. Anna begleitete ihn dahin und stattete bei dieser Gelegenheit auch einen Besuch bei Tschiffeli ab. Pestalozzi begleitete seine Braut dann nach Neuenburg und nach dem Val Travers, aber ihre Versuche, ihn ihren Bekannten im besten Lichte zu zeigen, scheiterten an seiner Unbehülflichkeit in den Ausgangsformen und im Gebrauche der französischen Sprache. Anna hatte sehr viel an ihm zu verbessern, sie rath ihm sogar, sich einen neuen Anzug zu kaufen, „damit Du nicht um eines armen Aufzugs willen versäumest, die Freunde in Bern zu sehen... Ich erwarte keinen Abschlag.“

Fleißig wurden Briefe gewechselt; Pestalozzi geht ganz in dem Glücke auf, ein ihm gleichführendes Herz gefunden zu haben, aber er gibt auch dem tiefsten Schmerze Ausdruck, daß er so viel Widerstand bei ihren Eltern findet, der oft in Bitterkeit und Heftigkeit ausartet. In Anna's Briefen spricht sich zwar herzinnige Liebe aus, aber sie weiß den Anmuth des Geliebten durch gemüthvollen Scherz zu beschwichtigen und offenbart überhaupt richtigen Lebensblick und ruhige Heiterkeit, Eigenschaften, die ihr als zukünftiger Lebensgefährtin Pestalozzi's eine ganz besondere Bedeutung verleihen, indem sie mildernd und zurückhaltend auf das oft von den heftigsten Gemüthsbewegungen erregte Leben des Geliebten einzuwirken bestimmt scheinen.

Neuntes Kapitel.

Die Gründung des Neuhofes.

Nachdem Pestalozzi ein Jahr bei Tschiffeli gewesen war, kehrte er im Sommer 1768 nach Zürich zurück. Zunächst kam es ihm darauf an, von Anna's Eltern die Einwilligung zur Verlobung zu erhalten und ihnen die Befürchtung einer unsichern Zukunft, die ihre Tochter bei ihm haben würde, zu benehmen. Zu diesem Zwecke hatte er schon von Kirchdorf aus einen längern Brief an Anna geschrieben, worin er seine landwirthschaftlichen Pläne auseinandersetzt und deren günstige Ergebnisse berechnet. Er will sie durchaus wegen der Zukunft beruhigen, denn „gewiß, Freundin, würde ich meine Wünsche lieber in meinem Herzen unterdrücken, als Ihre Hand, wenn Sie selbige mir auch anbieten würden, annehmen, wenn ich voraussehen würde, daß unsere Verbindung Sie Sorgen und Kummer von dieser Art bloßstellen würde.“ Er will sich ganz auf Garance-*) und Gartencultur beschränken, die er an der Limmat und am Züricher Seebetreiben will. Dazu würde er 20 Suchart vernachlässigten Landes ankaufen. Den Boden würde er erst zubereiten und deshalb vorher mit Gartenfrüchten bestellen, deren Kultur wenig koste, aber viel abwerfe. Das Land werde er mit dem neuerfundenen kleinen Gartenpfluge Tschiffeli's bearbeiten, er werde eine neue, in Zürich noch gar nicht bekannte, sehr wohlfeile Düngung (Hornspäne, Leder, Lederriemli, wollene Lumpen) einführen und nur die feinern Gartengewächse ziehen, neben Kohl große Artischocken, Kardiviol, Spargel, Brocoli, die in Zürich noch Niemand zu ziehen versteht; dazu werde er diese Gewächse noch für den Winter aufbewahren, wo er sie mit doppeltem Abtrag verkaufen könne und nun berechnet er Kosten und Abtrag bis ins Einzelste und bringt dabei allerdings einen hübschen Ueberschuß heraus. Wiesen und Vieh werde er nicht anschaffen, nur etliche kleine Stein- esel für den Pflug.

Mehr als 20 Suchart Land werde er nur dann kaufen, wenn er sicher sei, das Ueberflüssige mit merklichem Vortheil wieder los zu werden, aber er will sich dabei in keine Wagstücke einlassen. Am besten wäre es freilich, ein Haus mit etwa 20 Suchart Land auf 20 Jahre in Zins zu nehmen. Müsse er aber kaufen, so hoffe er von der seinem Hause befreundeten Familie Weber in Leipzig Vorschüsse, auch habe er Eltern, Verwandte, Freunde und den kleinen Vorschuß könne er leicht in ein paar Jahren zurückzahlen.

*) Garance oder Grapp ist eine Pflanze, deren Wurzel zum Färben benutzt wurde. Tschiffeli hatte zuerst ihre Kultur betrieben und damit günstige Erfolge erzielt.

Auch will er Obst kaufen und solches den Winter über konserviren; die Kunst, es zu erhalten, habe er von Tschiffeli gelernt. Auch könne er etwas gedörrtes Obst und Kirchwasser nach Italien und etwa nach Holland ausführen. Das gehöre aber nicht zu seinem Hauptplane.

In diesem Plane, den er oft mit seinem Lehrer Tschiffeli überlegt, ist er ganz glücklich und sieht einer sorgenfreien Zukunft entgegen. Er hofft sogar auf mehr als den bloßen Unterhalt für seine Familie. „Ich bin nicht kindisch genug, zu glauben, daß die Liebe den Menschen zu essen gebe. Nein ich weiß die Pflichten des Hausvaters, ich weiß die Pflichten des Jünglings, der eine Tochter um ihre Hand ansieht, und Sie wissen, daß ich mein Herz, wo es um die Erfüllung einer Pflicht zu thun ist, nicht gewohnt bin einzuschläfern... Mein Herz ist gewiß groß genug, eine Leidenschaft zu bekämpfen, um nicht eine Tochter, die ich liebe und hochachte, unglücklich zu machen... Wenn schon nicht Reichthum, sollten Sie doch viele, viele Annehmlichkeiten bei mir haben.“

Der Brief brachte die erwarteten Eindrücke auf die Eltern Anna's nicht hervor. Sie sind seinen Bewerbungen nicht günstig und wollen ihm den freien Zutritt zu der Geliebten nicht gestatten. Um so mehr nehmen sich die Freunde des Gekränkten an und verschaffen ihm durch ihre Empfehlung Aussicht auf die pachtweise Uebernahme eines der schönsten Güter des Johanniter-Ordens, Bublikon oder Heitersheim. Davon aber will Pestalozzi nichts wissen, weil er sich auf keinen weitschichtigen Betrieb einlassen will. „Die Pfaffen werden vor der Ernennung Geschenke fordern, welche ich dann gewiß abschlage.“

Da machte ihn der ihm befreundete Pfarrer Kengger in Gebistorf auf das Birrfeld aufmerksam, nahe bei der Habsburg und den Dörfern Birr und Müligen, welches damals zu Bern, heute zum Kanton Nargau gehört, und wo seit undenklichen Zeiten ein paar tausend Zuchart immer brach lagen und die meiste Zeit vom Kloster Königsfelden als eine schlechte, dürre Schafweide benutzt wurden. Der ganze Umfang des dürren Haidelandes hatte nur an seinen äußersten Grenzen einige Zuchart schlechtes Wiesenland und wenige und unbedeutende Wasserquellen. Die armen Besitzer konnten durchaus nichts zur Verbesserung dieses Landes thun. Pestalozzi glaubte das Land durch Mergel, welcher sich nicht weit davon fand, verbessern zu können, auch fand er, daß auf dem kalkartigen Boden gleich unter dem Brauneggberge Esparsette ohne Dünger mit entschiedenem Erfolge gebaut werden konnte.

Der Pfarrer Fröhlich in Birr, mit dem Pestalozzi durch Kengger bekannt wurde, empfahl ihm dieses Land zum Ankauf und machte ihn auf die Vortheile desselben aufmerksam. Frohen Muthes schreibt Pestalozzi seiner Geliebten: „Mich soll kein filziger Orden beherrschen. Nein, diese Woche noch eile ich nach Gebistorf. Da such

ich mir eine Wohnung; in ihrer Nähe fließen sanft murmelnde Flüsse vorbei.“

Der Ort gefiel ihm. Er ist entfernt vom großen Weltverkehr, so einsam und still, so ganz zur innigen Einkehr in sich geschaffen. Das Birrfeld liegt am Fuße des Braunneggberges, eines Höhenzuges, vom Schlosse Braunnegg so genannt, das auf seinem Gipfel steht. Er schließt die Südseite einer weiten Ebene, die von sanfteren Hügeln eingeschlossen und von der Reuß belebt wird. Pestalozzi beschloß, sich hier anzukaufen. Zwar machten ihm die Bauern anfangs Schwierigkeiten, weil einige Vorgesetzte seine Partei nahmen, aber nach zweitägigen Verhandlungen gaben sie sich zufrieden und er zahlte ihnen für ihre Einwilligung einen Trunk.

Das unbebaute Land war billig. Er kaufte zunächst 15 Zuchart „von gutem Land“ für 230 Fl. In Müligen, einem Dorfe, etwa ein Stündchen vom Birrfelde, miethete er sich einstweilen Haus, Scheune, Stall und Garten für 40 Fl. Bei der Einrichtung seiner bescheidenen Wirthschaft leistete ihm seine treue Mutter hülfreiche Hand; sie hatte deshalb von Hüngg aus Manches zu leiden, weil ihr Schwiegervater in Folge anhaltender Kränklichkeit ihre Hülfe auch in Anspruch nehmen wollte, die sie ihm auch zeitweise gewährte. Zu seinem einfachen Haushalte erhält der Geringe auch von Anna unter der Hand Beihülfe.

Ein Freund Pestalozzi's wußte seinen Vater, den Bankier Johannes Schultheß zu Zürich, zu bestimmen, mit Pestalozzi in Geschäftsverbindung zu treten, und zwar theilte sich das Bankierhaus mit einem Einlage von 15000 Fl. leider unter Bedingungen, die für Pestalozzi nicht sehr günstig waren. Jetzt konnte er sein Gut durch Ankauf vergrößern, bis er zuletzt an 100 Zuchart bei einanderliegende Ländereien hatte. Zugleich fing er an, Wirthschaftsgebäude auf seinem Besitzthume zu errichten, hart am Fuße des Braunnegger Berges.

Da die Mutter Pestalozzi's nicht immer bei ihm sein konnte, die alte Magd Babeli aber die Wirthschaft in Zürich führte, so war Anna darauf bedacht, ihrem Geliebten eine tüchtige Magd zu miethen und fand auch nach sorgfältiger Auswahl eine solche, die sogleich mit Verstand die Arbeit begann, in der Noth die beste Stütze des Hauses war und bis in späte Jahre unverdrossen aushielt. Leider war Pestalozzi in der Wahl seiner männlichen Diensthilfen nicht so glücklich; sein Aufseher, Merki, war ein roher, wilder Mensch, der dem jungen Unternehmen sehr viel schadete, indem er sich in der ganzen Umgegend verhaßt machte und damit auch Pestalozzi in Mißcredit brachte, und dieser konnte nun einmal in seiner Gutmüthigkeit nicht strengere Maßregeln in Anwendung bringen gegen seine Untergebenen. Darin liegt der Grund seiner „Regierungsunfähigkeit,“ deren er sich selbst anklagt und die sein Leben lang alle praktischen Ausführungen seiner Pläne scheitern machte.

Pestalozzi suchte und fand bald Eingang bei angesehenen Familien in seiner Nachbarschaft, so beim Herrn v. Effinger auf Wildegg, beim Hofmeister in Königsfelden, beim Landvogt Tscharner u. a., auch erhielt er öfter Besuche von Freunden; eine besondere Freude aber wurde ihm, als sich seine Braut einige Tage in dem nahe gelegenen Brugg bei Bekannten aufhielt; sie wagte aber noch nicht, einen Besuch in Müligen zu machen, auch Pestalozzi bestand nicht darauf, weil er sonst nachher seine Einsamkeit um so schmerzlicher gefühlt hätte.

Zehntes Kapitel.

Verheirathung und Freude und Leid.

Je mehr die Geschäfte Pestalozzi in Anspruch nahmen, um so mehr sehnte er sich nach einem geregelten Hauswesen, daß er mitunter unmutig wurde über die Verzögerung der Gründung des Hausstandes, welche ihm von Seiten der Eltern Anna's, die durchaus nicht für die Verbindung günstig zu stimmen waren, bereitet wurde. Seine Freunde Lavater und Füssli verwendeten sich vergeblich für ihn, ebenso wie sein Onkel Dr. Hoze aus Richterswyl, selbst die Zureden des Bürgermeisters Heidegger und des Antistes Wirz fruchteten nichts. Alles, was sie von den Eltern erlangen konnten, war die Zusicherung, daß sie sich der Verbindung ihrer Tochter mit Pestalozzi nicht mit Gewalt widersetzen wollten. Anna setzte dann einen Brief für den Bräutigam auf, welchen er zur Auswirkung ihrer Entlassung aus den Elternhause schreiben soll, mit beigefügter Bitte um ihre Kleider und einigen Hausrath. Sie wünscht dann, daß die Hochzeit in Gebistorf sein solle, wenige Zeugen sollten nur gegenwärtig sein, das Mittagessen nahmen sie dann in ihrer Heimath ein.

Die Eltern ließen denn auch die Tochter ziehen; ohne Abschied und ohne Dank holte Pestalozzi seine Braut in die Wohnung seiner Mutter ab, man verabsolgte ihr nun ihre Kleider, ihr Klavier und ihren Sparhafen. Die Mutter entließ sie mit den Worten: „Du wirst mit Wasser und Brot zufrieden sein müssen.“

Am 30. September fand die Trauung in der Kirche zu Gebistorf statt; sie ging in aller Stille vor sich, nur wenige Freunde waren zugegen.

Das junge Ehepaar fand in der Verbindung das gehoffte Glück im reichsten Maße. Auch die Eltern der Braut zürnten nicht lange; schon nach 10 Wochen sind die Neuvermählten in Zürich bei den Eltern zum Besuche, wo sie drei Wochen bleiben. Pestalozzi hilft seinem Schwager mit bei der Zuckerbäckerei, „leckerlen“

wird es in der Volksmundart genannt. Pestalozzi ist übergläücklich und treibt Spaß; er schreibt ins Tagebuch seiner Frau: „Wir leckerleten immer und hatten bei diesem Anlaß schon drei neue Modeln (Modelle), als: Model zu Landbögtgen, zu Pfarrern, zu Jungfern. Wir redeten sogar von der Füllung zu diesen neuen Gutelen und fanden, daß in die meisten faule Eier und ein Anstrich von falsch Gold gehöre . . .“ Daneben fehlte es nicht an Besuchen und sonstigen Zerstreuungen.

Die junge Frau führte ein ausführliches, noch erhaltenes Tagebuch, welches einen tiefen Einblick in ihre wahrhaft fromme Seelenstimmung gewährt, die oft sogar in asketische Betrachtungen übergeht. Auch Pestalozzi hat Einiges darin niedergeschrieben. Herr Morf, dem dies Tagebuch, sowie andre handschriftliche Aufzeichnungen vorgelegen haben, hat daraus ein treffliches Gesamtbild zusammengestellt und so zum ersten Male über jene noch dunkle Lebensperiode Pestalozzi's helles Licht verbreitet. Ich muß hier auf dieses größere, mit wissenschaftlicher Tiefe und feinem Takte gearbeitete Werk*) verweisen, da ich nur wenige Züge daraus mittheilen kann, um nicht eine zu umfangreiche Schrift zu verfassen.

Die Zerstreuungen machten ihr Sorge, sie klagt sich deshalb an und schließt diese Betrachtung: „Wir sind noch weit von unserm wahren Endzweck entfernt und haben wohl Ursache, unsern gnädigen Vater um Beistand und Kräfte zu bitten, unserer Schwachheit wieder aufzuhelfen. — Komm, du gnädiger Vater mit deinem gnädigen Segen zu uns herab, nahe dich wieder unsern Herzen!“

Im Hinblick auf ihre bevorstehende Niederkunft schreibt sie, als sie sich allein befindet: „Du hast Hoffnung, Mutter zu werden, war mein Hauptgedanke. Gefällt es Gott, dich und dein Kind glücklich zu machen und leben zu lassen, was für wichtigen Pflichten gehst du entgegen! Gefällt es ihm aber, daß durch diesen Zufall auch zugleich das Ende deines Lebens bestimmt ist, wie würdest du wohl, meine Seele, in der Rechnung meines ganzen Lebens bestehen? Ich übersann meine ganzen Lebensjahre und zitterte! So wenig und böß hatte ich selbige vor mir! und ach! noch jetzt, da ich erhöhetere Begriffe von meiner Bestimmung habe und Muße genug, dieselben besser als jemals in Ausübung zu bringen, finde ich dennoch immer Hindernisse durch mich selbst! Wie weit ist mein Herz noch von Reinigkeit entfernt und mein Wille meinen Begierden ausgesetzt! Ich darf dir, gnädiger Vater nichts anerbieten, als mein jetziges schwaches Bestreben nach den Wirkungen deiner Gnade!“

*) Zur Biographie Pestalozzi's. Ein Beitrag zur Geschichte der Volkserziehung, von H. Morf, alt Seminarlehrer und Waisenvater in Winterthur. Erster Theil. Pestalozzi's Wirksamkeit bis in die Mitte des Burgdorfer Aufenthaltes. Zweite vermehrte Auflage. Winterthur. Meuler-Hausheer und Co. 1868.

Von ihrem Gatten schreibt sie: „Er ehrt und liebt das Gute und Du gibst beiden je mehr und mehr Kraft zur Vollbringung. — Er fragte mich, ob ich gebetet! Wie selig war es mir, ihm den zurückgelegten Tag zu erzählen; er freute sich sehr darüber.“

An ihre Eltern richtet sie einen Brief, um ihnen zu danken und sie um Verzeihung zu bitten, wenn sie etwa bei der Geburt sterbe. „Mit häufigen Thränen nehme ich den zärtlichsten Abschied von Euch, meine herzgeliebten Eltern. Gott vergelte alle Eure Treue. Lebet mein theures Pfand unserer Liebe, so anbefehle ich es Euch in Eure Liebe — nebst seinem würdigen Vater — nehmet beide von nun an als die Eurigen auf. Mein Freund verdient gewiß Eure Liebe; laffet ihm Euern Rath und Hülfe so wenig fehlen, als Ihr gethan hättet, wenn meinen Leib noch kein finsternes Grab bedeckt hätte. — Eure dankbare Nanne.“ An ihren Gatten schreibt sie um dieselbe Zeit: „Du hast ein redliches Herz — ach! redlicher als das meine war. Du weißt, wie manchen Kampf ich deswegen hatte. Dieses Herz übergib Gott ganz und gar und seinem Sohn, unserm Erlöser; werde von der Gewißheit der evangelischen Verheißungen überzeugt. Du bist nicht für diese Welt geschaffen, mein Theurer! Laß sie, wenn Du ferner noch beunruhigt werden solltest, und Sorge für Deinen unsterblichen Geist.“

Die beiden Gatten beten oft zusammen, und wenn es einmal unterbleibt, findet sich die junge Frau in ihrem Herzen beschwert. Und wenn die Gatten auch hier und da in Folge ihres lebhaften Temperamentes sich gegenseitig ereifern, so versöhnen sie sich doch bald und geben sich das gegenseitige Versprechen, „das Blut nicht mehr Meister werden zu lassen.“

Manche Gegner Pestalozzi's haben Zweifel an seiner Religiosität ausgesprochen; das Tagebuch hebt alle Zweifel; es gibt Zeugniß von seinem Glauben und seinem Streben nach sittlicher Vollkommenheit. Folgende Worte, die er bald nach der Geburt seines ersten und einzigen Sohnes schrieb, mögen einen Einblick in den Ernst seiner Bestrebungen gewähren: „Wann werde ich die Hand der Vorsehung einst von Herzen erkennen? Wann wird mein Unglaube das Glück meines ehelichen Lebens nicht mehr stören und die Ewigkeiten für mich dunkel zu machen aufhören? ... Ach, Gott, ich näherte mich den Stunden größter Besorgnisse, und ich konnte nicht beten, nicht weinen, ich hob mein Angesicht nicht zu Gott auf! Ich warf mich nicht auf die Knie nieder ... , meine Laster zu beweinen, um Gnade zu flehen, daß der Herr meine Geliebte nicht hinnehme um meiner Sünde willen, daß der Herr nicht meinen Sohn schlage um meiner Uebertretung willen. Ach, Verstockung liegt tief auf meinem Herzen! Der Wille, mich zu bessern, ist ferne von mir! Mein Herz ist voll arger Bosheit! Und wenn der Donner Gottes mich erschüttert und ich die Stimme des Herrn erkenne, die mir rufet: Kain, wo bist du? so eile ich von der Stätte,

wo der Schrecken des Herrn mich ergriffen, von dem Ort, woher die Stimme Gottes schallte, weg — kennbar vom Laster gebrandmarkt, gehe, rufe unter jedem einsamen Baum, wo kein Zeuge um mich ist: Meine Sünden sind größer, als daß sie mir könnten verziehen werden. — Ich rufe nicht Gott; ich habe mich den Göttern der Menschen in Knechtschaft verkauft, ich elender Mensch!“

„Ich war immer gedankenlos mit Helsen beschäftigt, aber nicht mit der Sammlung meines Herzens, die des glücklichsten Tages in meinem Leben würdig war. Ach, ich habe des Herrn, meines Gottes, vergessen und in der Angst meines Herzens betete ich nicht zu Dem, der uns Alle im Mutterleib gebildet und Allem, was Athem hat, Leben gibt. Verzeihe, Vater! ich bin nicht werth, daß ich Dich Vater nenne!“

„Du hast über alles Maß Deiner Barmherzigkeit mir Gnade erwiesen und meiner Geliebten Leben und Gesundheit erhalten und mich durch die Geburt eines Söhneleins zum Vater eines Deiner Geschöpfe, das ewig leben wird, gemacht! Ach, würde ich nur Deine Güte erkennen und mich zur Buße leiden lassen, zur Buße für ein langes Lasterleben, von dem ich auch nicht einen Schritt zurück bin. Sende Deinen Geist von oben, gib mir jetzt neue Kraft, schaffe in mir ein neues Herz, neuen Eifer, neue Stärke!!! O Entsetzen!! Mein Sohn! Mein Sohn! Durch mich vernachlässigt, Deiner Bestimmung ungetreu, würdest Du einst ein Ankläger dessen, der Dich sichere Wege führen sollte, vor meinem Richter gegen mich sein. Mir wäre besser, daß ich Dein Angesicht nie gesehen hätte, daß ich in die Tiefe des Meeres geworfen worden wäre, ehe ich Dich gesehen! — Gott bewahre mich, daß ich kein Laster in Deine Seele pflanze, Du geliebtes Kind!“

Ob Pestalozzi ein frommes Gemüth hatte? Ob ein Vater, der bei der Geburt seines ersten Sohnes solche ernste Betrachtungen über sein eignes Leben und seine Vaterpflichten anstellt, den Vorwurf der Irreligiosität verdient?

Der Sohn, den er Jakob nannte, ist Mitte des Jahres 1770 geboren. Die Mutter Schultheß kam auf einen Tag und brachte reiche Geschenke mit, Pestalozzi's Schwester Bäbe kam auch bald zur Abwartung des Kleinen.

Mancherlei Sorgen und Kummer aber kamen über die Gatten. Die Eltern Schultheß waren nicht immer im Einverständnis und schütteten ihre Klagen in das Herz der Tochter und ihres Gatten aus, wo sie Theilnahme und Verständnis fanden. Die junge Frau wußte tröstend und ermahnend in diese Verhältnisse einzugreifen.

Was sie aber am meisten drückte, war ihr Verhältniß zum Bankier Schultheß. Schon bald nach Abschluß des Vertrages glaubte Anna, die damals noch Braut war, aus den Bestimmungen desselben herausnehmen zu können, daß auf den jungen Landwirth nur große Verantwortung und Verpflichtung, aber kein Gewinn falle.

Natürlich verlangte der Ankauf und die Einrichtung des Gutes bedeutendes Anlagekapital, ehe man einen Gewinn daraus ziehen konnte. Im ersten Jahre hatte Pestalozzi die Felder mit Esparsette besät, die sehr gut gedieh. Anfang 1770 fing er den Bau des Wohnhauses an, wobei er selbst wie ein Tagelöhner arbeitete. Da Pestalozzi seine Felder nach einer in dieser Gegend unbekanntem Weise verbesserte, erregte sein Beginnen Bedenken in der Umgegend, auch beim Pfarrer Fröhlich in Birr; dazu kam das Benehmen seines Verwalters, das überall Anstoß erregte, so daß man bald ungünstig von seiner Wirthschaft sprach. Ein solches Gerücht mochte auch dem Bankier Schulthess in Zürich zu Ohren gekommen sein, denn er kam im April 1770 ganz unerwartet mit zwei Söhnen und einem Bedienten nach dem Neuhof. Frau Pestalozzi nennt diesen Bedienten boshaft; er machte das ganze Unternehmen schlecht und fand Gehör bei seinem Herrn. Das macht den Gatten schweren Kummer und bald schreibt denn auch der Bankier, daß er das ganze Unternehmen für verfehlt ansehe. Er kündigte ihm auch bald die Societät — nun war guter Rath theuer. Tage der tiefsten Trauer brachen herein, Freunde suchten zu trösten; die beiden Gatten reisen selbst nach Zürich und Bankier Schulthess ließ sich wieder beschwichtigen. Bald aber kamen wieder Briefe voller Mißtrauen von Schulthess, so daß auch die Eltern den Ungrund dieser Besorgniß einsahen und das junge Ehepaar ermunterten, ihr Schicksal ruhig zu ertragen. Auch diesmal gestaltete sich das Verhältniß zu Schulthess wieder besser, so daß es die junge Frau im Oktober voller Freude in ihr Tagebuch bemerkt und Gott dankt, daß er die Mühe ihres Gatten in Feld und Haus segnet. Endlich aber zog der Bankier seine Gelder mit einigem Verlast doch noch zurück und Pestalozzi gerieth in große Noth und Verlegenheit. Er schrieb an seine Freunde um Geld; so an Füßli: „Sie erheitern dadurch die Tage eines kleinen Hauses, das ohne solche Sorgen sonst ruhig wäre und voll Hoffnung und angenehmer Aussichten ist.“ Seine Bemühungen waren fruchtlos — und so konnte er auch nicht weiter an größere Landverbesserung und Ausdehnung seiner Wirthschaft denken, er mußte eben fortwirthschaften, so gut es ging.

Pestalozzi stellt später das so verhängnißvolle Ereigniß selbst dar; er behauptet, daß seine landwirthschaftlichen Unternehmungen an sich ganz solid gewesen wären, der Grund des Fehlschlagens habe vielmehr in seiner „zu jeder Art von Unternehmung, die praktisch ausgezeichnete Kräfte beansprucht, pronunzirten Unmüchtigkeit gelegen“. Ich muß hier Pestalozzi gegen seine eignen Beschuldigungen in Schutz nehmen, um so mehr, als die meisten seiner Biographen ihm diese Worte nachgeschrieben, manche sogar noch weitere ungünstige Folgerungen daraus gezogen haben, während seine Feinde solche Selbstanklagen zu einem vollständigen Lügengebebe verarbeitet haben. Nur zu leicht ist der gute Pestalozzi ge-

neigt, alle Schuld auf sich zu nehmen, so daß seine Bekannten vielfach zu seinen Selbstbeurtheilungen bemerken, er thue sich hier Unrecht; und wenn ihm gar noch Jemand sagte, daß er falsch gehandelt habe, so glaubte er es gewiß. Natürlich mußte das Bankierhaus sein Unternehmen so ungünstig wie möglich darstellen, um die Aufhebung der Gemeinschaft und die Zurückziehung seiner Gelder nach so kurzer Zeit, wo das Gut noch Zuschuß forderte, geschweige, daß es schon Ueberschuß hätte gewähren sollen, zu rechtfertigen, der Gelder, die es so wie so schon unter den drückendsten Bedingungen für ihn eingelegt hatte. Was tadelte man? Den steinigen Boden. Aber Pestalozzi konnte ihn mit Mergel leicht verbessern, wie er's auch bewiesen hat; aber die Beauftragten trauten dieser Düngungsart keine Erfolge zu. „Den Herren war der kalkartige Boden, den ich angekauft hatte, in Rücksicht seiner Eigenthümlichkeit und der Leichtigkeit, durch Mittel, die an Ort und Stelle vorhanden waren, verbessert zu werden, durchaus nicht bekannt;“ so schreibt er selbst. Sodann tadelten sie „das Unpassende und die Kostbarkeit der Anlage des Wohngebäudes“ und Pestalozzi gibt ihnen darin Recht. Ich habe das Wohnhaus in seiner Grundanlage selbst gesehen, aber ich habe es weder zu kostbar, noch sonst unpassend gefunden. Es ist allerdings ein massives Gebäude, im Quadrat gebaut, jede Seite etwa dreißig Schritte lang und mit fünf Fenstern versehen; in der Tiefe sind hohe, geräumige, gewölbte Keller — wir erinnern uns, daß er Obst und Gemüse den Winter über conserviren wollte —, was ist da zu Kostbares? Es zeugt im Gegentheil von praktischem Sinne, der nicht bloß auf wenige Jahre gerechnet hat, sondern auf einen längern Bestand, und was die Größe dieses Hauses betrifft, so finde ich dasselbe in seiner Ausdehnung für einen Landwirth eher zu bescheiden, als zu großartig angelegt. — Oder hatte es etwa Pestalozzi darauf abgesehen, ein gemächliches Leben zu führen? Dann hätte er nicht selbst wie ein Tagelöhner gearbeitet! Oder wollte er glänzen und prunken vor der Welt, suchte er Ehre und Ansehen? Dann wäre er persönlich ganz anders aufgetreten! Oder war er ein Verschwender, ein Trunkenbold, ein Spieler, der das Seine durchgebracht hätte? Auch keine Spur davon — im Gegentheil, er lebte so einfach als möglich und in seinem ganzen Leben hat er nie etwas auf äußeres Wohlleben gegeben. Nein, es trifft den guten Pestalozzi keine Schuld, außer, daß er zu gutmüthig war und weder gegen seine Untergebenen, noch gegen seine Geschäftsfreunde mit Energie und Umsicht auftreten konnte, sonst hätte er den Merki fortgejagt und den gewinnsüchtigen Bankier Schultheß mit seinen unzeitigen Befürchtungen und Mörgeleien die Wege gewiesen. Aber Jemand die Wege weisen, das konnte Pestalozzi eben nicht, und das war sein Unglück.

Elftes Kapitel.

Die Armenerschulungsanstalt auf dem Neuhoſe.

Neben ſeinem ökonomiſchen Unternehmen hatte Peſtalozzi noch ein induſtrielles, die Baumwollenspinnerei, ſchon vor ſeiner Verheirathung angefangen. Die Magd, die ihm ſeine Braut gemiethet, hatte ihn darauf gebracht; ſie führte das Baumwollſpinnen im Neuhoſ ein und Peſtalozzi dehnte es auf die armen Leute ſeiner Umgebung aus. Dabei wurde er ſogar von der Familie ſeiner Braut unterſtützt, indem ſie ihm einen Theil der zu verarbeitenden Baumwolle lieferte, welche Peſtalozzi ſpinnen und weben ließ.

Die vielen Bettelkinder, die ſich damals in jener Gegend umhertrieben, brachten ihn, als ſeine weitem ökonomiſchen Pläne ſtill geſtellt waren, auf den Gedanken, ſolche arme verwahrloſte Kinder in ſein Haus aufzunehmen, ihnen Nahrung, Obdach und Bildung zu geben, daneben aber durch Feld- und Induſtriethätigkeit einen Theil ihres Unterhaltes zu gewinnen und ſie ſo zu ſelbſtbewußten und ſelbſthätigen Mitgliedern der Geſellſchaft zu bilden; er wollte, wie er ſelbſt erzählt, ſein Gut zu einem feſten Mittelpunkt ſeiner pädagogiſchen und landwirthſchaftlichen Beſtrebungen erheben. Damit erwachten in ihm die früheren, unter den ökonomiſchen Sorgen faſt ganz vergeſſenen Erziehungspläne wieder, Pläne, durch die er zwar ſich ſelbſt in viele Wirren und Sorgen, in Feindſchaften und Verfolgungen, in Kummer und Elend ſtürzte, die aber der Menſchheit zum höchſten Segen gereichen ſollten: er wurde dadurch der Reformator des Erziehungs- und Unterrichtsweſens.

„Schon lange, ach! ſeit meinen Jünglingsjahren wallte mein Herz wie ein mächtiger Strom, einzig und einzig nach dem Ziel, die Quellen des Elends zu ſtopfen, in die ich das Volk um mich her verſunken ſah,“ ſchreibt er ſelbſt.

„Ich trat öffentlich mit einem Plane zur Errichtung eines Armenerschulungshauſes auf, deſſen Anſichten und Grundſätze auch beim Mißtrauen gegen meine praktiſche Tüchtigkeit in ökonomiſcher Hinſicht dennoch vielſeitig gefiel, und beſonders in Zürich, Bern und Baſel viele edle, vaterländiſche Männer ſo warm anſprach, daß ich zum Anfang deſſelben ſogleich eine mich im Verhältniß meiner Zwecke täuſchende und irreführende Handbietung fand, und mir ebenſo, auf dieſe Handbietung geſtützt, von allen Seiten arme Kinder in dieſe Anſtalt angeboten wurden.“

Es war, wie eine damals berühmte und vielgeleſene Zeitschrift, die Ephemeriden ſſelins, ſagt, das erſte Unternehmen der Art und nach dem gelehrten Herausgeber jener Zeitschrift, dem Baſeler Rathſ-

schreiber*) Pselin, befundete jener Plan einen „Fürsten auf dem Gebiete der Erziehung.“

Er wollte durch diese Anstalt nicht bloß den aufgenommenen armen Kindern helfen, er wollte, wie er im „Schweizer Blatte“ schreibt, durch praktische Erfahrung beweisen, „daß der Abtrag verschiedener Arbeiten, welcher Kinder fähig sind, genugsam sei, die Kosten einer einfachen, aber den Bedürfnissen des ländlichen Lebens genugthuenden Aufziehung zu bestreiten, und die nöthigen Vorschüsse vor den vollendeten Jugendjahren zurückzuerhalten.“ Aber nicht bloß zur physischen Arbeit wollte er die Kinder anhalten und anlernen, er wollte ihnen wahrhaft helfen dadurch, daß man die Kräfte der Armen und Unterdrückten im Lande entwickle und sie so zum Bewußtsein bringe und in den Stand setze, sich selbst zu helfen, denn er hatte die Ueberzeugung, daß nur gebildete Erwerbskraft dem Menschen eine bürgerliche Stellung und Vermögen gebe, ins Gesammtleben der Gesellschaft als ein lebensvolles Mitglied einzugreifen und Lust und Freiheit, an der Ausbildung seines Geistes und Beredlung seines Herzens zu arbeiten; in dieser Ueberzeugung und getrieben von göttlicher Liebe, wollte er diesen armen Kindern Versorger, Erzieher, Lehrer, wollte er ihr Vater in jeder Hinsicht sein.

Das Unternehmen barg in sich Gesichtspunkte von der weittragendsten Bedeutung; es war ein soziales und politisches im tiefsten Sinne des Wortes; dadurch unterschied es sich von allen bisherigen Erziehungs- und Unterrichtsversuchen. Daher kam es aber auch, erzählt Henning, der jedenfalls aus Pestalozzi's eignem Munde diese Nachrichten erhalten hat, daß er denen, die in seinem Vaterlande herrschten, gefährlich schien.

Leider fing er dasselbe gleich zu großartig an, indem er nicht beim Feldbau allein stehen blieb, sondern auch Industrie und Handel damit verband, wozu ihm die nöthigen Kenntnisse und Erfahrungen fehlten; er mußte darum manche bittere Erfahrung machen. Um Unordnungen vorzubeugen, die so leicht beim Zusammenleben Vieler entstehen können, hatte er auch den Plan, auf seinem Gute kleine Häuser zu bauen und brave Landleute als elterliche Pfleger der armen Kinder darin aufzunehmen, aber aus Mangel an Geld und an Gehülfen mußte er sein Unternehmen aufgeben, gerade als er, wie er selbst sagt, das Gelingen desselben so nahe sah. Auch sonst traten Widerwärtigkeiten ein. So erzählt Henning: „Selbst sein eigener Bruder und Schwager, mit denen er sich in Handelsverbindungen eingelassen hatte, behandelten ihn treulos.“

*) Rathsschreiber bedeutet eine hohe Stelle in der Verwaltung, etwa Beigeordneter, Rathsassessor, Syndikus. So auch Landtschreiber 2c.

Er kam in Gefahr, an den Bettelstab zu kommen. Oft bestand sein Mittagessen nur aus einem Bissen schwarzen Brotes und aus einem Trunk Wassers.

Aber er hatte Freunde gefunden, vor allen den braven Landvogt Tscharner und Iselin in Basel. Ersterer veröffentlichte in den Ephemeriden 17 Briefe über die Armenanstalten auf dem Lande, die mit Wärme und Umsicht indirekt für Pestalozzi's Unternehmen eintraten und Iselin suchte Pestalozzi auf alle mögliche Weise zu unterstützen. Pestalozzi ehrt ihn später mit den Worten: „Er war am guten heißen Arbeitstag, an dem ich meine Kräfte anscheinend umsonst anstrengte, der Einzige, an dessen Herz ich, mit Schweiß und Staub bedeckt, mich noch froh hinlehnen durfte und in meinem Leiden Erquickung fand. — O mein Freund, vielleicht wäre ich ohne Dich in meiner Tiefe gesunken und im Schlamm meines Glends verloren geblieben.“

Im Dezember 1775, nach mehr als einjährigem Bestehen seiner Anstalt veröffentlichte Pestalozzi „eine Bitte an Menschenfreunde und Gönner zu gütiger Unterstützung einer Anstalt, armen Kindern auf einem Landhause Aufzucht und Arbeit zu geben,“ welche 1777 auch in den Ephemeriden erschien. Er legt darin seine Erfahrungen dar, beklagt, daß er sich in Handlungs- und Fabrikgeschäfte dabei eingelassen und daß seine Geschäfte dadurch, sowie durch Entziehung der Unterstützung, auf die er unfehlbar dauerhaft rechnen zu dürfen geglaubt habe, in Unordnung gerathen seien und verspricht, zu der ersteren einfachen Idee zurückzukehren, wozu er aber die Unterstützung edler Menschenfreunde brauche, wie er solche schon bei dem regierenden Herrn Müller von Marnens, dem Herrn von Graffenried von Wildenstein und dem Oberherrn Effinger von Wilbegg gefunden habe. Viele Bürger, wie auch der Commerzienrath der Republik Bern unterstützten denn auch Pestalozzi's Unternehmen. Er erhielt von Basel, Bern, Zürich und Winterthur 60 Louisd'or = 1400 Francs Vorschüsse.

Leider reichten die Unterstützungen auch bei der größten Einschränkung nicht hin, die Kinder zu kleiden und zu unterhalten. Dazu kamen Unglücksfälle in der Landwirtschaft: Mißwachs und zweifacher Hagel, dazu eine Theuerung der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, so daß er seine 50 Kinder, deren Arbeitsamkeit meist verlustbringende Lehrversuche waren, nur mit Mühe und Noth erhalten konnte. Dennoch aber ließ er den Muth nicht sinken. Er veröffentlichte in den Ephemeriden mehrere Aufsätze über die Erziehung der armen Landjugend, worin er seine Ideen, wie seine praktischen Versuche mit Wärme auseinandersetzte und namentlich auch nachzuweisen versuchte, daß eine solche Anstalt sich selbst müsse erhalten können; er entwickelt dabei zugleich seine Erziehungsgrundsätze, vor Allem, daß die Kinder nicht über ihren Stand und zu Ansprüchen erzogen werden, die ihnen ihr späteres Leben nicht er-

füllen können, wie dies z. B. in vielen öffentlichen und reichen Waisenhäusern der Fall sei. Deswegen dürfe der Mensch aber nicht zur Maschine herabgedrückt werden. „Nein wahrlich, wir sind dem Ebenbilde Gottes im Menschen, unsern Brüdern, mehr schuldig. . . Nein, der Sohn der Elenden, Verlorenen, Unglücklichen ist nicht da, bloß um ein Rad zu treiben, dessen Gang einen stolzen Bürger emporhebt! Nein! dafür ist er nicht da! Mißbrauch der Menschheit, wie empört sich mein Herz!“

Dergleichen Worte waren freilich nicht geeignet, ihm eine allgemeine Zuneigung in dem damaligen, mehr als aristokratischen Zeitalter zuzuwenden, und wenn er es auch aussprach: Nur festgesetzter Endzweck nach Sittlichkeit, nach Religion, nach wahrer Bildung und Leitung des menschlichen Herzens müssen Grundlage einer solchen Anstalt sein, so wurden ihm doch nach und nach fast alle Zuschüsse entzogen und er sah sich bald veranlaßt, nach Aufopferung seines Familienvermögens, die Anstalt aufzugeben. Wohl fand er einen hohen Genuß in der Bildung dieser Kinder, wie er selbst in einem Briefe, angesichts der Auflösung seiner Anstalt schreibt: „Es ist unbeschreibliche Wonne, Jünglinge und Mädchen, die elend waren, wachsen und blühen zu sehen; Ruhe und Zufriedenheit auf ihrem Antlitze zu sehen; ihre Hände zum Fleiß zu bilden und ihr Herz zu ihrem Schöpfer zu erheben; Thränen der betenden Unschuld im Angesicht geliebter Kinder zu sehen und ferne Hoffnungen von Tugendempfindungen und Sitten im verlorenen Geschlecht. Unausprechliche Wonne und Segen ist es, den Menschen, das Ebenbild seines allmächtigen Schöpfers, in so verschiedenen Gestalten und Gaben aufwachsen zu sehen und dann vielleicht etwa, wo Niemand erwartet, im elenden verlassenen Sohn des armen Tagelöhners Genie und Größe zu finden.“ Aber es kamen Schwierigkeiten hinzu, die sich bei der Erziehung der Kinder selbst herausstellten und die ein befriedigendes Resultat fast unmöglich machten. Viele waren im höchsten Grade verwildert, und trotz ihres Bettlerlebens verzärtelt, anspruchsvoll und anmaßlich. Die Mütter und Verwandten kamen und wiegelten die Kinder auf, ja einige sagten geradezu, der Herr v. A., der Herr v. B., der Herr v. C., auf deren Rath sie ihm ihre Kinder übergeben, würde ihnen Recht geben und es war wirklich so; anstatt von den Behörden unterstützt zu werden, wurde er durch solche Umtriebe nur gehindert und geschädigt; viele Eltern nahmen ihre Kinder, wenn sie gereinigt und gekleidet waren, bei Nacht und Nebel wieder weg und Pestalozzi gerieth dadurch immer mehr in Verwirrung und Schulden. 1780 löste er seine Anstalt auf.

„Ehe ich mich versah“, schreibt er, „steckte ich in unerschwinglichen Schulden, und der größte Theil des Vermögens und der Erbhoffnungen meiner lieben Frau war gleichsam in einem Augenblicke in Rauch aufgegangen. Unser Unglück war entschieden; ich war jetzt

arm. . . Es ist der Welt Lauf, und es ging mir, wie es jedem, der also durch seine Fehler arm wird, geht. Ein solcher Mensch verliert gemeiniglich mit dem Gelde auch den Glauben und das Zutrauen zu dem, was er wirklich ist und wirklich kann. . .“

Zwölftes Kapitel.

Die „Abendstunde eines Einsiedlers.“

„Mein Plan scheiterte. Aber ich hatte in der unermesslichen Anstrengung des Versuchs unermessliche Wahrheit gelernt und meine Ueberzeugung von der Richtigkeit desselben war nie größer, als da er scheiterte; auch wallte mein Herz immer dennoch unerschütterlich nur nach dem nämlichen Ziele.“

Seine unerschütterliche Ueberzeugung sprach Pestalozzi aus mit ergreifenden Worten aus tiefster Seele in der „Abendstunde eines Einsiedlers“, einem kleinen aus Aphorismen gebildeten Aufsatze, der zuerst 1780 in Iselins Ephemeriden erschien. Er enthält den Plan wie den Schlüssel seines Strebens und Wirkens und dürfte wohl mit zu den vorzüglichsten Schriften Pestalozzi's gehören.

Verachtet und verspottet von seinen Feinden, verlassen selbst von fast allen Freunden, sieht der Mann, der in seinem großen Herzen der ganzen Menschheit helfen wollte, sich in eine unfreiwillige Einsamkeit und Thatenlosigkeit verbannt und schaut wehmüthig zurück auf ein Tagewerk, welches so gewaltige Erfolge haben sollte und in fast trostlosem Untergange gescheitert ist. Da erhebt sich seine Seele über die schmerzliche Wirklichkeit zum Ergusse ihrer tiefsten Ideen in einem philosophisch didaktischen Gedichte, ewige Wahrheiten verkündend, indem er den Schöpfergedanken Gottes selbst nachgeht.

„Der Mensch, so wie er auf dem Throne und im Schatten des Laubdaches sich gleich ist, der Mensch in seinem Wesen, was ist er?“

„Warum forschet der Mensch Wahrheit ohne Ordnung und Endzweck? Warum forschet er nicht nach den Bedürfnissen seiner Natur, daß er darauf baue den Genuß und Segen seines Lebens? Warum sucht er nicht Wahrheit, die ihn in seinem Innersten befriedigt, die seine Kräfte entwickelt, seine Tage erheitert und seine Jahre beseligt?“

„Befriedigung unsers Wesens in seinem Innersten, dich zu suchen und nach dir zu forschen, ist Ziel und Bestimmung der Menschheit.“

„Der Mensch muß zu innerer Ruhe gebildet werden. Genügsamkeit mit seiner Lage und mit ihm erreichbaren Genießungen,

Dulbung, Achtung und Glauben an die Liebe des Vaters bei jeder Hemmung, das ist die Bildung zur Menschenweisheit."

Im Menschen liegt ihm also der Zweck aller Bildung, aber nicht im Verstande und im Gedächtnisse, sondern im Mittelpunkte seines wahren Seins, im Herzen, im Gemüthe. Die wahre Bildung kann allerdings nur durch Ausbildung aller menschlichen Anlagen zu edler Menschlichkeit erreicht werden.

"Der Segen der Welt ist gebildete Menschlichkeit."

"Alle reinen Segenkräfte der Menschheit liegen im Innern der Natur mit ihren Grundanlagen. Ihre Ausbildung ist allgemeines Bedürfnis der Menschheit."

"Jede Schulbildung, die nicht auf Grundlage der Menschenbildung gebaut ist, führt irre."

"Mensch, du selbst, das innere Gefühl deiner Kräfte ist der Vorwurf der bildenden Natur."

"Alle Menschheit ist in ihrem Wesen sich gleich und hat zu ihrer Befriedigung nur eine Bahn."

"Allgemeine Emporbildung dieser innern Kräfte der Menschennatur zu reiner Menschenweisheit ist allgemeine Weisheit auch der niedersten Menschen. Uebung, Anwendung und Gebrauch seiner Kraft und seiner Weisheit in den besonderen Lagen und Umständen der Menschheit ist Berufs- und Standesbildung. Diese muß immer dem allgemeinen Zweck der Menschenbildung untergeordnet sein."

Alle Menschenweisheit beruht auf der Kraft eines guten, der Wahrheit folgamen Herzens und aller Menschensegnen auf diesem Sinne der Einfalt und Unschuld.

"Auch die trägen, leeren Deden der finstern Unwissenheit führen ab von der Bahn der Natur."

"Erhabene Bahn der Natur, die Wahrheit, zu der du fährest, ist Kraft und That, Quelle, Bildung, Füllung und Stimmung des ganzen Wesens der Menschheit."

"Die Bahn der Natur, welche die Kräfte der Menschheit enthüllet, muß offen und leicht und die Menschenbildung zu wahrer beruhigender Weisheit einfach und allgemein anwendbar sein."

"Durch Realkennntnis wirklicher Gegenstände muß zuerst der Geist zur Wahrheit und Weisheit lenksam gebildet sein, ehe man sich hineinwagt in das tausendfache Gewirre von Wortlehren und Meinungen."

"Auch erzwungene und steife Ordnungsfolge ist nicht in der Lehrart der Natur."

"Aber in ihrer Bildung ist Freiheit und in ihrer Ordnung haushälterische Genauigkeit."

"Die Natur enthüllet alle Kräfte durch Uebung und ihr Wachstum gründet sich auf Gebrauch."

„Mensch, Vater deiner Kinder, dränge die Kraft ihres Geistes nicht in ferne Weiten, ehe er durch nahe Uebung Stärke erlangt hat, und hüte dich vor Härte und Anstrengung.“

Aber nicht für sich allein lebt der Mensch auf der Erde, darum soll er auch für die Welt gebildet werden.

„Mensch, du lebst nicht für dich allein auf Erden. Darum bildet dich die Natur auch für äußere Verhältnisse und durch sie.“

„Die häuslichen Verhältnisse der Menschheit sind die ersten und vorzüglichsten Verhältnisse der Natur.“

„Daher bist du, Vaterhaus, Grundlage aller reiner Naturbildung der Menschheit.“

„Vaterhaus, du Schule der Sitten und des Staates.“

Aber auch das Haus und sein weisester Genuß beruhigt den Menschen nicht immer.

„Gott, als Vater deines Hauses, als Quell deines Segens — Gott als dein Vater! In diesem Glauben findest du Ruhe und Kraft und Weisheit, die keine Gewalt, kein Grab dir erschüttert.“

„Der Glaube an Gott ist die Quelle der Ruhe deines Lebens.“

„Glaube an Gott, du bist der Menschheit in ihrem Wesen eingegraben, wie der Sinn zum Guten und Bösen, wie das unauslöschliche Gefühl von Recht und Unrecht, so unwandelbar fest liegst du als Grundlage der Menschenbildung im Innern unserer Natur.“

„Vatersinn und Kindersinn, dieser Segen deines Hauses, Mensch, ist Folge deines Glaubens.“

Auch das Verhältniß des Fürsten zum Unterthanen ist Folge dieses Glaubens.

„Der Glaube an Gott ist das Band des Fürsten und seines Volkes, das Band der innern Vereinigung der Segensverhältnisse der Menschheit.“

„Also ist Volksglauben an die Gottheit Quelle aller reinen Nationaltugend, alles Volkssegens und aller Volkskraft.“

„Vatersinn und Kindersinn im Nationalgeist ist Quelle alles reinen Nationalsegens.“

Die Vollendung des Wesens der Menschheit liegt aber über dem Ziele des irdischen Lebens.

„Gott ist Vater der Menschheit. Kinder Gottes sind unsterblich.“

„Ist Gott Vater der Menschen, so ist der Tag ihres Todes nicht der Tag der Vollendung ihres Wesens.“

Der Unglaube aber erzeugt die Sünde, jene finstere Macht, die der Menschen Streben von diesem Ziele ablenkt.

„Sünde ist Quelle und Folge des Unglaubens. Sie ist Handlung des Menschen gegen das innere Zeugniß unserer Natur von Recht und Unrecht. Sünde: Quelle der Verwirrung unserer ersten

Grundbegriffe und unsers reinen Naturgefühls. Sünde: Verlust des Glaubens an dich selbst, Mensch, und an deinen innern Sinn, Verlust deines Glaubens an Gott, Verlust deines Kindersinnes gegen ihn.“

„Ich baue alle Freiheit auf Gerechtigkeit, aber ich sehe in dieser Welt keine versicherte Gerechtigkeit als bei der zur Einfachheit, Frömmigkeit und Liebe gestimmten und in dieser Bestimmung erleuchteten Menschheit.“

„Die Quelle der Gerechtigkeit und alles Weltsegens, die Quelle der Liebe und des Brudersinnes der Menschheit, diese beruht auf dem großen Gedanken der Religion, daß wir Gottes Kinder sind und daß der Glaube an diese Wahrheit der sichere Grund alles Weltsegens sei. In diesem großen Gedanken der Religion liegt immer der Geist aller wahren Staatsweisheit, die reinen Volkssegens sucht, denn alle innere Kraft der Sittlichkeit, der Erleuchtung und Weltweisheit ruhet auf diesem Grund des Glaubens der Menschheit an Gott.“

„Der verlorne Kindersinn der Menschheit gegen Gott ist das größte Unglück der Welt, indem es alle Vatererziehung Gottes unmöglich macht, und die Wiederherstellung dieses verlornen Kindersinnes ist Erlösung der verlornen Gotteskinder auf Erden.“

„Der Mann Gottes, der mit Leiden und Sterben der Menschheit das allgemein verlorne Gefühl des Kindersinnes gegen Gott wiederhergestellt, ist Erlöser der Welt, ist der geopfert Priester des Herrn, er ist der Mittler zwischen Gott und der gottesvergessenen Menschheit. Seine Lehre ist reine Gerechtigkeit, bildende Volksphilosophie, ist Offenbarung Gottes des Vaters an das verlorene Geschlecht seiner Kinder.“

Dreizehntes Kapitel.

„Lienhard und Gertrud.“

Es lag Pestalozzi ganz fern, Schriftsteller werden zu wollen; aber die Umstände und der Drang der gewaltigen Ideen, von denen er begeistert war, machten ihn dazu.

Er suchte Beschäftigung, er suchte Unterhalt für sich und seine Familie und berieth darüber öfters mit seinen ihm noch treu gebliebenen Freunden. In dieser Angelegenheit besuchte er einst den Buchhändler Füssli und brachte ihm das Manuskript zu einer Schnurre, die sich auf die damalige Umgestaltung des zürcherischen Militärwesens bezog: „Ueber die Umgestaltung der krummen, staubigen und ungekämmten Stadtwächter unter unsern Thoren in

gerade, gekämmte und geputzte.“ Der Bruder des Buchhändlers, der Maler Füssli, las die Arbeit und erkannte darin eine hohe geistige Begabung und eine wirkungsvolle Art zu schreiben, daß er Pestalozzi den Rath ertheilen ließ, er möge sich durch Schriftstellerei seinen Unterhalt erwerben.

Mit Lebhaftigkeit ergriff Pestalozzi diesen Gedanken und in wenigen Wochen war die Schrift fertig, die seinen Namen in der ganzen gebildeten Welt berühmt machte: der erste Theil von „Lenhard und Gertrud. Ein Buch für das Volk.“ Er zeigte sie Füssli in Zürich und Iselin in Basel. Beide waren entzückt davon. Iselin hatte schon früher den Gedanken in ihm erweckt, daß er mit den Erfahrungen, die er gemacht habe, im Stande sein müsse, ein Schriftsteller für das Landvolk zu werden. Er versuchte deshalb auch verschiedene Formen, aber lange befriedigte ihn keine; er fühlte, daß das Volk vor Allem dahin geführt werden müsse, sich selbst und seine Lage besser kennen zu lernen; er fühlte, daß das Volk nur dem glaubt, der es und Alles, was sein ist, kennt, daß er es liebe, als von dem, der ihm auf irgend eine Art hülfreiche Hand biete. „Ich sah,“ so erzählt er selbst in seinem Schweizer Blatte, „daß Geschichte und Bilder der einzige wirksame Stoff aller Volkslehre sein mußte, und ich dachte, es sei möglich, durch die Grundlagen einer für das Volk durchaus interessanten Geschichte daselbe zu allen den Gesichtspunkten vorzubereiten, welche man ihm dann hernach mit aller Einfalt bestimmter und festgesetzter Grundsätze vortragen könnte, und so entstand der Plan meiner zwei Volksbücher.“ — Iselin übernahm es, etwaige Verstöße gegen die Orthographie zu beseitigen und einen Verleger zu finden. Es ist bedeutungsvoll, daß diese berühmte Schrift Pestalozzi's zuerst in Berlin erschien und zwar bei R. Decker.

Ein erneuerter Funke von Hoffnung fing an, sich in ihm zu regen; er hoffte, seine ökonomische Lage auf dieser Bahn zu bessern und den Seinigen erträglicher zu machen. Und in der That, die Hoffnung war nicht unbegründet. Vom Verleger erhielt er für den Bogen einen Louisd'or; die ökonomische Gesellschaft zu Bern sandte ihm ein Dankschreiben mit einer großen goldenen Medaille und 50 Dukaten; alle Zeitschriften waren des Lobes von diesem Buche voll und die Kalender brachten Auszüge daraus; angesehenen und reichen Männer zogen Pestalozzi in ihre Gesellschaft; der Berner Rathsherr Karl von Bonstetten wollte Pestalozzi auf seine Güter am Genfer See ziehen, auch, der österreichische Minister v. Zinzendorf bot ihm Aufnahme an; selbst der Großherzog Leopold von Toskana suchte ihn für sein Land zu gewinnen und auf diesen scheint Pestalozzi allerdings stark gerechnet zu haben; der Plan zerfiel jedoch, als Leopold den deutschen Kaiserthron bestieg. Noch in späterer Zeit, über 25 Jahre nach seinem Erscheinen, er-

quidte sich die Königin Louise von Preußen an dem Buche und schrieb über dasselbe: „Ich lese jetzt Lienhard und Gertrud von Pestalozzi, ein Buch fürs Volk. Es ist mir wohl in diesem Schweizer Dorfe. Wie gut meint er's mit der Menschheit. Wäre ich mein eigener Herr, so führe ich zu Pestalozzi, um ihm zu danken in der Menschheit Namen. Ja in der Menschheit Namen dank' ich ihm!“

In der That tritt jener erste Theil von Lienhard und Gertrud, der 1781 erschien, ebenbürtig neben die klassischen Erzeugnisse unserer Nationalliteratur. Wie Lessing mit seiner „Miß Sara Sampson“ das bürgerliche Trauerspiel, mit seiner „Minna von Barnhelm“ das bürgerliche Lustspiel, wie Göthe mit seinem „Hermann und Dorothea“ das bürgerliche Epos begründete, so ist Pestalozzi mit seinem „Lienhard und Gertrud“ der Begründer des klassischen Volksromanes geworden, der Anfänger der Dorfgeschichten.

Es ist nicht möglich, in einem Auszuge alle Tiefe und Schönheit eines klassischen Werkes wiederzugeben, dasselbe wirkt eben nur in seiner Totalität; dennoch aber gebe ich hier die Grundzüge, um dadurch den Leser vielleicht zu veranlassen, den Urtext selbst nachzulesen.

In lebendiger Darstellung, die sich häufig dramatisch gestaltet, werden wir in das Leben und Treiben des Dorfes Bounal versetzt, das eine tiefe sittliche Verkommenheit fast aller seiner Einwohner offenbart. An der Spitze dieser Gesellschaft steht der Vogt Hummel, der sich seine Vogtstelle und das damit verbundene Wirthshaus erschwindelt hat. In ihm concentrirt sich das Böse, von ihm geht das Verderben hauptsächlich aus, bei ihm findet es Nahrung. Er hat das ganze Dorf in seiner Gewalt, sein Wirthshaus ist der Heerd des unsittlichen Treibens.

Unter seinen Schuldnern befindet sich auch der Maurer Lienhard, ein sonst gutmüthiger, aber sehr schwacher Mann, der seine Familie fast an den Bettelstab gebracht hat. Seine Frau Gertrud, die mit stiller Ergebung bisher ihres Mannes wüthes Treiben getragen, ihre Wirthschaft mit Fleiß besorgt und ihre Kinder mit Treue erzogen hat, bricht endlich unter ihrer Sorgenlast innerlich zusammen, und mit dieser herzerreißenden Darstellung beginnt die Erzählung. Lienhard, der trotz seines Leichtsinnes seine Frau herzlich liebt, wird tief getroffen, und gelobt Besserung. Mit praktischem Blick erkennt Gertrud die Mittel, die hier allein helfen können, und sie bringt sie auch zur Ausführung.

Sie wendet sich an den im benachbarten Dorfe wohnenden Gutsherrn Arner, einen nicht längst erst in die Besizung eingetretenen Mann, der die Schäden dieses Dorfes richtig erkannt und schon auf Abhülfe gesonnen hat, und nun spinnt sich die Erzählung fort in fesselnden Scenen und überraschenden Wendungen, bis endlich das Böse bestegt ist. Dieser Kampf zwischen dem Guten und Bösen, der sich aus den Charakteren wie von selbst entwickelt, ist

so wahr, so treu, daß man die einzelnen Personen zeichnen kann. Gerade diese Charakterschilderungen voll sittlicher Tiefe und psychologischer Wahrheit sind es, die einen genialen Meister erkennen lassen; es treten eine Menge Personen auf, Bauern (Dorfmeister), Häusler, Tagelöhner, aber jeder hat einen eigenthümlichen Charakter, der bis in die feinsten Schattirungen treu durchgeführt ist. Namentlich sind die Tagelöhner, die dem Maurer Lienhard beim Kirchenbaue helfen, mit unübertrefflicher Meisterschaft gezeichnet.

Gerade wenn das Böse mit dem Guten in Kampf tritt, da schreitet Ersteres immer weiter vor auf der Bahn des Lasters und bereitet sich dadurch selbst den Untergang. So auch hier. Das Laster macht den Vogt Hummel blind und trotz seiner Weltklugheit arbeitet er nur an seinem eignen Falle, den er sich schließlich auf die lächerlichste, aber in seiner Natur vollständig begründete Art bereitet. Es ist eine vernichtende Ironie, daß dieser Mensch, der von einer höhern, sittlichen Weltordnung nichts wissen will, durch seine Furcht vor Gespenstern das Gericht über sich herbeizieht, das sich denn auch in furchtbar erschütternden Schlägen über ihm entlabet und Scenen herbeiführt, die durch den Gegensatz des Humors, in dem sich diese Scenen ungesucht abspielen, noch schauerlicher werden. Geradezu vernichtend ist das Gericht aber für die, die im Scheine besonderer Frömmigkeit bisher gelebt und, obwohl die arge Welt verachtend und sich hoch über sie erhaben dünkend, dennoch fast unbewußt mit ihr Hand in Hand gegangen sind und dem Bösen Vorschub geleistet haben. Eine besondere Strafe trifft die Träger dieser Frömmigkeit kaum; es ist auch nicht nöthig: der Fluch der Lächerlichkeit, den sie selbst herbeiführen, ist wirksamer, als jede Buße der strafenden Gerechtigkeit.

Von ganz besonders wohlthuender Wirkung ist das Leben der Familie des Rudi, der durch den Vogt Hummel an den Bettelstab gebracht ist. Das Todbett der alten Großmutter, die mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit noch für die verwaisten Kinder sorgt und ihr Haus bestellt; ihr tiefer sittlicher Ernst in der Erziehung der Unmündigen, ihre eindringenden Ermahnungen, ihr ungeheuchelter christlicher Sinn, in welchem sie noch ihrem Verderber Segen wünscht, endlich ihr gottergebenes Sterben, und das Alles mit solch einer Treue geschildert, übt eine überwältigende Macht aus.

Die Hauptfigur bleibt aber Vert rud. Ihre ungeheuchelte Frömmigkeit, die sich weniger in Worten, als in Thaten zeigt, ihre unerschütterliche und durchaus correcte sittliche Haltung allen Anläufen des Bösen gegenüber bringen die Schelme zur Offenbarung ihres innersten Wesens und stürzen sie in Verwirrung; trotz ihrer Niedrigkeit offenbart sie einen hohen Seelenadel, bei all ihrer Armuth zeigt sie einen unerschöpflichen innern Reichthum, trotz ihrer bescheidenen Bildung entfaltet sie eine Fülle von Lebensweisheit, und in den schwersten Lagen des Lebens bewahrt sie sich die Ruhe und

Heiterkeit des Gemüthes; dabei überschreitet sie nirgends die Grenzen des Weibes, sie handelt eben, wie sie als Gattin und als Mutter handeln muß; aber gerade diese Treue im Kleinen gewinnt den Sieg über das Große und Ganze; die Liebe einer Mutter ist es, die die weitgreifendsten Umänderungen nicht bloß im Leben des Dorfes, sondern schließlich auch des Staates herbeiführt.

Die Erziehung ihrer Kinder ist die Hauptsache des Buches, hier zeigt der Verfasser, wie alle sittlichen Schäden und geistigen Gebrechen geheilt werden sollten — aber die damalige Welt verstand das Buch kaum. Pestalozzi sagt selbst: „Das Wesen der Idee der Elementarbildung, wie sie im niedern, gemeinen Volk, beim fast gänzlichen Mangel aller nöthigen Kunstmittel, allein ausgeführt werden kann und wie ich es schon damals in mir trug, wenn ich das Wort selbst auch noch nicht aussprach, ist im Bild der Gertrud in seiner Vollendung dargestellt.“

„Aber“ — so sagt er weiter — „so wenig als ich den Erfolg dieses Buches, wie er wirklich war, erwartete, ebensowenig ahnte in meinen Umgebungen irgend Jemand die innere wesentliche Tendenz desselben.“ Man rieth ihm, sich durch Romanschreiben sein Brot zu verdienen, aber das wollte er nicht. „Ich vermochte es auch in der größten Noth nicht, diesen Brotverdienst, zu dem man mich noch einseitig und hie und da bitter und leidenschaftlich hinwies, zum belebenden Fundament meiner Thätigkeit und meiner Anstrengung zu machen. Ich wollte mehr; ich wollte durchaus mit meiner Lebensthätigkeit auf den mir zu Herzen gehenden Zustand und der Volkskultur Einfluß suchen.“

Die Lobsprüche, die man seinem Buche zollte, ekelten ihn an, weil sie von falschen Ansichten und Grundsätzen ausgingen. Dieser verkrüppelte Beifall bewog Pestalozzi, eine weitere Ausführung zu dem erschienenen Buche zu schreiben, die er „Christoph und Else“ betitelte. „Ich ließ zu diesem Endzweck eine Bauernhaltung Rienhard und Gertrud mit einander lesen und sich über die Geschichte derselben und die Personen, die darin auftreten, Sachen sagen, von denen ich dachte, daß sie nicht jedem Mitbürger, wenn er auch schon gern wollte, von selbst zu Sinnen kommen könnten. Aber das Buch mißfiel. Es wurde nicht gelesen, und sein Verleger wollte die Fortsetzung desselben nicht übernehmen.“

Dieser Erfolg bleibt ewig zu bedauern; es sind der Nachwelt dadurch unersehbare Schätze von köstlichen Lebensregeln und politischer Weisheit verloren gegangen.

Bierzehntes Kapitel!
 „Ein Schweizer Blatt.“

An Zselin fand Pestalozzi den sichersten Halt und die freundschaftlichste Unterstützung. Auf seinen Rath unternahm Pestalozzi auch die Herausgabe einer Wochenschrift, der er den Namen „Ein Schweizer Blatt“ gab. Es erschien im Jahre 1782, wöchentlich in einem Bogen, umfaßt also 52 Nummern in zwei Bänden. Mit Ausnahme weniger, namentlich poetischer Stücke, hat Pestalozzi alles darin selbst verfaßt; er muß also in diesem Jahre sehr fleißig gearbeitet haben. Leider scheint dieses Blatt auch nicht allgemeinen Anklang gefunden zu haben und ging deshalb schon mit dem Ende des Jahres 1782 wieder ein, was ebenfalls sehr zu beklagen ist.

Ein Biograph Pestalozzi's, Mörkhofer, rechnet das Schweizer Blatt zu den merkwürdigsten Schriften Pestalozzi's und stellt es mit Recht sehr hoch, indem er es unverzeihlich nennt, daß gerade diese Schrift in der Cotta'schen Gesamtausgabe unbeachtet blieb. Dem Fehler ist jetzt durch die neue Ausgabe der Werke Pestalozzi's abgeholfen.

Das Schweizer Blatt hat meist etnen sozial-politischen Gehalt, der in verschiedenen Charakterbildern aus allen Ständen drastisch dargestellt wird. In der humoristisch gehaltenen Einführung verspricht er, Wahrheit bringen zu wollen, auch wenn sie eine Arznei ist, die angreift. Aber „es gibt ein Wissen von unnützen Dingen, für die Einbildung und für das Erzählen, mit dem man im menschlichen Leben fast gar nichts anfangen kann.“ Bei „gebildeten Lesern“ werde er freilich sein Glück nicht machen, denn dazu müsse er „sich aufspitzen, eine Perücke aufsetzen, den Doctortitel aufweisen und wenn er Jemand etwas abstehle, ihn als einen behandeln, der weit unter ihm sei,“ und das wolle er nicht. Er möchte den Leuten, denen man auch so mißspiele, wie ihm, hie und da einen guten Rath geben, sich aber Niemand verkaufen, wenn er auch deshalb ein Kind gescholten werde. Ja, er will ein Kind bleiben bis ans Grab. „Es ist einem so wohl, ein wenig Kind zu sein, zu glauben, zu trauen, zu lieben, zurückzukommen von Fehlern, Irrthum und Thorheit; besser und einfältiger zu sein, als alle Schelme und durch ihre Bosheit zuletzt dann auch weiser werden wie sie. Es ist eine Lust, trotz allem, was man sieht und hört, immer das Beste glauben vom Menschen, und ob man sich täglich irrt, doch täglich wieder ans Menschenherz glauben, und Weisen und Thoren, die einen beiderseits irre führen, verzeihen.“

Welches demüthige und doch welches erhabene Selbstzeugniß!

Auf einen ihm später zugesandten Brief, daß er so wenig zeitgemäß schreibe, vertheidigt er sich und setzt dabei seine Absichten näher auseinander. Er wolle eben nicht spezielle Vorschriften geben,

sondern allgemeine Wahrheiten aussprechen, die sich dann Jeder für seine Verhältnisse zurecht legen könne. „Ich suche mit Niemand zu reden, der außer Stand oder ohne Willen ist, das Allgemeine, was ich sage, und was ich allein sagen kann, bestimmt auf seine Lage anzuwenden.“

„Ich möchte einen jeden ernstern Hausvater, der mitten im Chaos unsres Daseins Licht und Wahrheit und festen Standpunkt sucht, aus dem Wirrwarr, in dem wir leben, ein wenig beiseits auf eine leichte Anhöhe führen, wo er im Dunstkreis Luft schöpfen und Gesundheit athmen sollte, um dann mit erneuerten Kräften in die Nebel seiner Thalhütten hinunter zu steigen und dannzumal mehr seiner wiederhergestellten Gesundheit zu genießen, als blos das arme nichtige wörtliche Bild der Wahrheit, die er mit mir in einer stillen heitern Stunde fand, nachzuschneiteln und nachzuöffnen.“

„Ich wünschte freilich die Menschen bei einfachen Sitten glücklicher, aber ich liebe sie auch, wie sie sind, und es ist mir innig wohl bei ihnen im Thal der Schatten des Irrthums und der Leidenschaften. — Ich fühle ungeachtet der Träumerstunden in meiner Einsiedlerhütte, daß ich dennoch auch tief in diesem Thal der Schatten wohne und daß die Träume einer bessern Welt, die zwar oft den Schlummer meiner Morgenstunde erquickten, dennoch einen gar kleinen Einfluß auf mein eigentliches Leben, in welchem ich vollends wach bin, haben; daß ich vielmehr meine ganzen Tage über von der Alles bezwingenden Macht der Umstände und dem stehenden Fuß dessen, was nun niemals da ist und wirkt, umhergetrieben und gelenkt werde, wie meine Mitbrüder und Mitschwester alle, die auf diesem Ameisenhaufen herumkriechen.“

Eben weil er allgemeine Wahrheiten ausgesprochen, darum haben seine Worte auch eine bleibende Bedeutung.

Aber was soll ich nun dem freundlichen Leser aus dem reichen Schatze der allgemeinen Wahrheiten des Schweizer Blattes mittheilen? Soll ich die bittern Wahrheiten anführen, die er den Hirten der Völker sagt, den geistlichen, wie den weltlichen, indem er ihr Betragen gegen die niedern Stände ans Licht zieht? Herrschaftliche Räte, Adel, Mönche, Advocaten, Lord North, auch die Tollhändler — ein sarkastisches Stück — erhalten ihr Theil.

So sagt ein Mönch zum andern, der sich beklagt, daß ihnen jetzt von den Fürsten Vieles genommen wird: „Wenn wir Väter der Völker gewesen wären, so wären die Völker unsere Kinder geblieben, und die Fürsten hätten des Hirten um der Herde willen geschont und schonen müssen. Wenn die Nationen uns Zeugniß gäben, daß wir unter ihnen die Hungrigen gespeist, die Nackenden bekleidet, die Unterdrückten beschützt, daß wir die Väter der Waisen, die Stütze der Armen und die Erquickung der Sterbenden gewesen; wenn die Nationen, deren Brot wir aßen, damit sie Väter hätten,

uns als Väter kannten, und unsre Unterthanen um unsrer Religion und unsrer Gelübde willen besser behandelt worden wären, als die Unterthanen andrer Herren; wenn die Völker ohne uns nicht leben, nicht glücklich sein könnten; wenn sie an uns gehabt hätten, was wir ihnen für den Lohn, den wir davon bezogen, hätten sein sollen, so würde kein Fürst uns unterdrücken, Millionen Menschen würden dann kniefällig für uns bitten; die Mutter würde dann mit dem Säugling auf dem Arm, und der Greis an der Krücke würde aus jeder Ferne zur Hauptstadt eilen, den Fürsten zu bitten, daß er unsrer schone. Aber es kriecht auch nicht eine Maus aus ihrem Loch um unsern Willen. — Wir hätten wohl unverletzliche Priester der Menschheit sein können, aber jetzt sind wir nichts als kleine Herren, und die Monarchen haben keine Gründe, uns für etwas Anderes, am wenigsten für ein unverletzliches Bedürfnis der Nationen anzusehen, wenn wir es nicht sind.“ —

Er preist den Bettler mit seiner innern Ruhe glücklich gegenüber dem schimmernden Haufen; das arme Dienstmädchen Kunigunde geht an der Herzlosigkeit ihrer Herrschaft unter, während der „Bauernschuhmacher“ ein idyllisches Bild einer glücklichen bürgerlichen Haushaltung entrollt und in „Boono und Nelli“ das fromme Gottvertrauen des niedern Standes bei einer Hungersnoth reichen Lohn findet.

Überall nimmt er sich des niedern Standes an; ja „über die Bauern“ schreibt er sogar mehrere Abhandlungen, die mit zu den besten Stücken des Schweizer Blattes gehören:

„Der Bauer ist nach seiner ganzen Lage vielseitig in das Staatsgewebe eingeflochten und in dieser Lage ist der Mensch immer nur das, was man aus ihm macht.“

Mit psychologischem Scharfblicke zeigt er den Einfluß der verschiedenen Arbeiten auf den Charakter und den ganzen Zustand der ländlichen Bevölkerung; er berührt dabei auch die nachtheiligen Folgen der Fabrikarbeit und die Mittel der Abhülfe.

„Der künstlichere Broterwerb fordert höhere Kultur der Menschheit, und ein Land wird durch erhöhten Verdienst und durch ausgedehntere Lebensgenießungen nur in dem Maß glücklicher, als es vorher weiser gebildet worden.“

Er spricht tiefe Wahrheiten über Obrigkeit und Volk aus. „Der Mächtige hat die Treue des Volks und das Volk den Schutz und die Pflege des Mächtigen nöthig, und allenthalben beruht der wahrhaft gesicherte Nationalwohlstand auf der übereinstimmenden Befriedigung dieses gegenseitigen Bedürfnisses der Herrschaft und des Volkes.“

„Am allermeisten ist der dienstbare Stand Gefahr und Elend ausgesetzt, wo Gottes- und Menschenverachtung und Unglauben gegen ein zweites Leben den herrschaftlichen Stand ansteckt. Der

Vorschrift der Frömmigkeit und Erleuchtung der obern Stände ist also das Fundament des Wohlstandes der Bauern.“

„Der Bauer ist Mensch, und sein Herr ist schuldig, zu sorgen, daß er's bleibe, das heißt, daß seine Anlagen nach dem Verhältniß seiner Umstände entwickelt und seine Bedürfnisse nach dem Verhältnisse seiner Lage befriedigt werden; und die erste Pflicht der Macht ist diese, zu sorgen, daß die Staatsbedürfnisse befriedigt werden, ohne daß der Bauer in seinen Naturbedürfnissen gekränkt werde... Der Bauer muß Haus und Brot sicher haben und Weib und Kind bei seiner Arbeit wohl versorgen können, wenn er Mensch bleiben soll, das heißt, wenn seine Naturanlagen nicht erdrückt und er im Gefühl seiner unbefriedigten Naturbedürfnisse nicht verwildern und da hinabsinken soll, wo er nicht mehr Mensch ist.“

„Man muß durchaus dem Volke nahe sein, wenn man es recht regieren will. Von oben herab Alles über einen Leisten schlagen wollen, geht nicht an; so lange der Mensch ungleiche Füße hat, muß er auch ungleiche Schuhe haben.“

„Der Mensch thut nie einen so großen Fortschritt, als wenn er selber will; ihm den Willen machen, ist das A und O der höhern Regierungskunst; ihn wider Willen zwingen, ist das arme Hilfsmittel der großen Cabinetstkünstler, die aber gemeiniglich wegen des ungeheuren Ganzen, das sie überschauen, allen Detail verkennen, und dann auch fast immer nur Mißgeburten hervorbringen, wenn sie sich etwa bemühen, für die niedern Stände ins Kindbett zu kommen.“

„Die ganze Thätigkeit einer weisen Regierung lenkt sich zur Emporhebung und Besserung der Jugend.“

Doch ich muß abbrechen; der Leser wird finden, daß der arme, verlassene und verachtete Pestalozzi auf seinem einsamen Neuhof von den größten und erhabensten staatsmännischen Gedanken befeelt war.

Neben diesen großartigen staatsmännischen Gesichtspunkten fehlte ihm aber auch nicht die gesunde Anschauung des Einzelnen und Kleinen und die drei Aufsätze des Schweizerblattes, welche über Erziehung handeln, zeigen von dem praktischen Talente, welches er zur Ausführung seiner gewaltigen Ideen besaß. Der „gute Jakob“ führt seinen Sohn in die Hütte einer verwitweten Mutter, wo er lernt, wie man ohne Vermögen neun unmündige Kinder erhalten und zu brauchbaren Menschen erziehen kann, wo ihm „die Gewalt der Naturverhältnisse des Menschen zu seiner Auferziehung“ durch ein Beispiel aus dem realen Leben in die Augen fällt. — Da erzählt Pestalozzi von der Erziehungsart seines Knaben, um „das unverwirrte Naturgefühl für die ächte Bestimmung der Menschheit und für die ersten Grundpfeiler eines weisen und tugendhaften Lebens“ klar zu legen. „Es ist vielleicht das erste Bedürfnis der Erde, die Kinder in allen Ständen Vater und Mutter wieder um

so viel näher zu bringen, als sie in unserm Jahrhundert allgemein von ihnen entfernt worden, und das zweite, den Erschöpfungen, welche Europa's Jugend durch das voreilige Ausbrüten der Mannbarkeit ihres Geistes und ihres Körpers zu Grunde richtet, zu steuern." Werden die Kinder aber zu äußern Zwecken erzogen oder abgerichtet, dann bekommen sie „entweder aus Gehorsam die Schwindsucht am Leib und an der Seele, oder sie speien aus Ungebundenheit die trostlosen Meister ihrer Bubenhjahre an und jagen sie fort."

Drei Stücke handeln speziell „von der Erziehung." „Allenthalben ist der gemeine ordentliche Mann für ihn und seine Lage besser erzogen, als die höhern Leute und Leutcheus, die unter die Hände der Heerschaaren der philosophischen Knaben gerathen, die ob ihrem Studiren, ob ihrem Abstrahiren und ob ihrem Empfinden täglich mehr alles Sehen und Hören verlieren." — „Der Mensch, wenn er werden soll, was er sein muß, muß als Kind sein und als Kind thun, was ihn als Kind glücklich macht. Er muß als Kind Alles, aber nicht mehr sein, als er sein kann, ohne sich in dem zu verderben, was er in seiner Lage und seinem Stand als Mann werden wird." — „Die Erziehung des Menschen zur Maschine und zum Figuriren kann am Ende nie gut ausschlagen." — „Es kommt in der Welt alles darauf an, daß der Mensch, der etwas thun soll, seine Pflicht als seine Angelegenheit ansehen lerne." „Aber die Aufserziehung des Menschen ist gar oft so ein Mischmasch von Spazenspeise und Ameiseneiern, von reinem Elephantenfutter und von Aesern, welche nur Raubthiere fressen." — „Die Natur hat die höheren Anlagen des Menschen wie mit einer Schale umhüllt; zerschlägst du diese Schale, ehe sie sich von selbst öffnet, so enthüllst du eine unreife Perle und zernichtest den Schatz des Lebens, den du deinem Kinde hättest erhalten sollen. Weisheit und Tugend ist das späte Ziel des reisenden Alters, und die Pflichten der Religion sind nicht die Speisen des Säuglings und ihre Opfer nicht ein Spielwerk der Kinder."

Sehr bezeichnend in diesen Stücken ist das Urtheil über Rousseau: „Von den Heerschaaren, die in akademischen Sümpfen ersticken (das akademische Leben war damals sehr roh), bis auf den Träumer, der in den Armen der Frau von Warrens das Pflichtgefühl für ein ordentliches Leben und einen häuslichen Beruf in sich selber verdunkelte und hiermit die Grundlagen der Leiden seines Lebens legte, bis auf ihn hinaus, auf den in seinen Anlagen so edlen und großen, aber vom Mangel gänzlicher häuslicher Ausbildung so sehr in seinem Innersten erniedrigten, zerschlagenen, getränkten, unbefriedigten, unrettbaren und in jeder Höhe seines Lebens so unaussprechlich tief leidenden Rousseau, bis auf ihn hinauf redet die Geschichte der Menschheit allenthalben laut: Wer nicht in seiner Jugend in den festen Schranken eines ordentlichen Hauses gewandelt

und nicht von seinen Eltern zu seinem Nahrungserwerb sorgfältig angeführt, vorbereitet und ausgebildet worden, der wird sich mit allem Guten und allen Anlagen, die er haben mag, auf einen mißlichen Fuß in diese arme Welt hineingeworfen sehen."

Doch ich muß mich hier beschränken. Ich übergehe deshalb, was er über Rechtsgrundsätze, Gesetzgebung und Staatsverhältnisse schreibt, übergehe die Empfindungen seines edlen Herzens beim Tode des jungen Pfarrers Fröhlich und des braven Iselin, wie der treuen Gattin Fühlis übergehe auch das heitere Spiel seiner Phantasie über die Freundschaft, wie die sozial-politische Betrachtung des Frühlings und des Sommers, um nur noch einige Sätze aus dem Aufsatze über die Religion anzuführen.

"Der Mensch glaubt um seiner selbst willen an Gott, denn was macht das Gott, wenn der Mensch nicht an ihn glaubt, und was irret es ihn, wenn er wie ein Vieh lebt auf Erden?"

"Siehe, der Herr zernichtet Welten und löscht Sonnen aus am weiten Himmel. — Darum was liegt ihm am wichtigen Dienst der eiteln Kinder auf Erden?"

"Darum ist Liebe Gottes auf Erden und die Liebe Gottes ist der Glaube der Menschen."

"Mensch, warum hassst du deinen Bruder, der Gott nicht dienet, wie du?"

"O ihr Menschen! So ungleich ihr dem Herrn dienet, so dienet ihr ihm immer recht, wenn ihr Kinder bleibt eures Vaters und euch einander liebt und einander helfst, den ungleichen Dienst eures Gottes in der allgemeinen Uebereinstimmung eurer Menschenliebe zu heiligen."

"Deine Heiligung, Mensch, die Minderung deiner Sünde ist der Zweck deines Dienstes. Und das Bild deines Gottes und die wörtliche Lehre deiner Priester sind immer nur Mittel zu diesem Endzweck."

"Dein Gott und dein Erlöser, o Mensch, will dich durch Ueberwindung deiner Leidenschaften zur ächten Weisheit des Lebens zum wahren Dienst des Unsichtbaren emporheben."

"Die Blüthe der Menschheit, die Gottes nicht achtet, sie welket und stirbt, wie die Blüthen des Frühlings, die vom Nebel erstickten und von tödtenden Mittagswinden versengt abfallen."

"Aber wer Gott fürchtet, hat Alles auf Erden, weil er Alles hofft im Himmel. Ihm scheint die Sonne, ihm wölbt sich der sternenvolle Himmel, ihm duftet die Blüthe des Morgens; sein ist die Pracht des Tages, sein die Milde des Abends und sein die Erquickung der göttlichen Gaben der Nacht."

"Das Auge des Jünglings lacht Bönne, die Stirn des Mannes heitrer Ernst, und die milden Falten des Greises verbürgen die Ruhe der nahenden Stunde seines Todes."

"Unverführt waltet das sanfte Mädchen, von der Furcht Got-

tes beschützt, die bildenden Tage seines Frühlings und enthüllet sich unverdorben, wie im Schooß der schützenden Knospe die schöne Rose sich unverdorben enthüllet. Bescheidenheit und Stille ist die Zierde des Weibes, das Gott fürchtet, und die Arbeit des Hauses ist Wonne in der Hand der Frau, die an Gott denkt, wenn sie für ihren Mann und für ihre Kinder arbeitet.“

„Der Segen des Lebens ist dein Theil, o Mensch, wenn du Gott fürchtest, und in der Stunde des Todes siehest du Himmel und Erde für dich geschaffen.“

Fünfzehntes Kapitel.

Zwei Schriften über Preisfragen.

Im Jahre 1779 hatte die Aufmunterungsgesellschaft in Basel auf Ansuchen eines wohlthätigen und erleuchteten Menschenfreundes folgende Preisfrage ausgeschrieben: „Inwiefern ist es schädlich, dem Aufwande der Bürger in einem kleinen Freistaate, dessen Wohlfahrt auf die Handelschaft gegründet ist, Schranken zu setzen.“

Es waren 28 Bearbeitungen eingegangen, unter diesen auch eine von Pestalozzi, die er im Juli 1780 vollendet hatte. Er nebst Professor Meister in Zürich gewann den ersten Preis, so daß jeder 15 Ducaten erhielt.

Pestalozzi ist durchaus nicht für eine gesetzliche Beschränkung des Aufwandes und belegt seine Ansicht mit überzeugenden Gründen. Dabei tritt er auch für das Freihandelsystem ein. „Die Einschränkung der Einfuhr und des Gebrauchs fremder Waaren ist immer ein unrichtiger Grundsatz und eine unkluge, unvorsichtige Maßregel von einem Handelsplatze, der durch Anerkennung der Vortheile einer Alles ins Ebenmaß bringenden Freiheit nur gewinnen kann.“

Dagegen wendet er sich mit Eifer gegen die Ausartung des Aufwandes als entnervend, entsittlichend und die Freiheit zerstörend. Diese Ausartung könne aber nicht durch Gesetze verboten werden, sondern müsse verhindert werden durch die Bildung und Stimmung des Nationalgeistes für die Pflichten der Gerechtigkeit, der Bescheidenheit und der Hausordnung und dies könne nur durch „die allgemeine Menschenbildung zur Weisheit und Tugend“ geschehen. Hiermit lenkt er ab „vom engen Geleise des hohen und schweren Regierungskarrens auf die freie Bahn der Menschennatur.“ „Ernste Grundsätze einer weisen, zu vieler Ueberwindung bildenden Volkserziehung müssen die ersten Gesichtspunkte einer Staatskunst sein, der es wirklicher Ernst ist, daß das Volk zu weisen, gerechten und mäßigen Sitten in seinem Aufwand emporgebildet werde.“ Das

Beispiel einer weisen Staatsökonomie wirkt hier viel, auch die Religion soll die ausschweifenden Begierden hemmen. „Aber im Jahrhundert, wo der Grundsatz, daß die Religion blos die Sache einer weisen Staatskunst sei (d. h., wo man sie zu einseitigen, äußerlichen Staatszwecken benutzt) und wo sie mehr als je, seitdem die Welt steht, schlaffes Volksgeschwätz geworden, in dieser Zeit vergaßen unsre Staatskünstler, dieses Rettungsmittel der Menschheit zu brauchen und entnerzten es vielmehr täglich stärker.“

„Die alten Regierungen verhüteten durch die Kraft der Sitten und reinen Weisheit tausend Verirrungen und Narrheiten der Bürger; die neue Staatskunst in aller Welt reizt zu allen Lüsten und sucht den Kappzaum und das Fenstergitter für ihre Narren. Würde sie doch lieber keine machen; würde man doch mit der halben Kraft, mit der man gegen Narrheit und Verirrung gesetzlich einschreitet, reine häusliche Weisheit und Vaterlandstugend beim gemeinen Manne wieder emporzuheben suchen, so würde er gewiß wieder glücklich und auch im Aufwand weise und gerecht sein.“ —

Im Jahre 1783 veröffentlichte Pestalozzi eine schon 1780 verfaßte Schrift, die er auch auf eine Preisfrage verfaßt hatte und worin er die besten ausführbaren Mittel, dem Kindermorde allgemein Einhalt zu thun, darzulegen suchte. Sie führt den Titel: „Ueber Gesetzgebung und Kindermord“ und berührt eine der dunkelsten Seiten und einen der gräßlichsten Schäden der menschlichen Gesellschaft.

Von Erbarmen und Mitleid gegen jene Unglücklichen bewegt, die in der Stunde der Geburt ihr Kind morden, tadelt er die Strenge der Gesetze, die oft in der Unglücklichen nicht den schuldigen Theil bestrafen und forscht nach den Mitteln einer gründlichen Abhülfe, wobei er wieder seine auf wahrer Volksliebe ruhende geniale Auffassung und Durchdringung der menschlichen Verhältnisse und seinen psychologischen Scharfblick offenbart. Wird auch die Ausführung mitunter etwas breit, so enthält sie doch viele Stellen von erhabener Schönheit und überwältigender Kraft. Die Mittel zur Abhülfe findet er nicht in zwingenden Gesetzen, sondern wieder in der allgemeinen Menschenbildung, der Bildung des Volkes zur freien sittlichen Selbstbestimmung, die nicht etwa blos durch Schulen, sondern durch das ganze Leben in allen seinen Verhältnissen gewirkt werden soll.

„Die Emporhebung der niedersten Stände aus Lagen und Verhältnissen, die die reine Entfaltung der höhern Kräfte der Menschennatur unmöglich machen, ist unumgängliches Bedürfnis der Nationalwürde aller Stände.“

Der oberste Endzweck seiner Gesetzgebung ist, das Wohl der Menschheit auf die Ausbildung und Veredlung ihrer Anlagen zu bauen, die Menschheit auf die Höhen innerer Größe und reiner

Tugend emporzuheben und sie vor Zerrüttung ihrer Grundtriebe und vor den Tiefen des Lasters zu bewahren.“

Dabei folgt der Gesetzgeber aber nicht einem einseitigen politischen oder wissenschaftlichen System, sondern er „erforscht die Regeln und Grundsätze seiner Gesetzgebung aus der innern Natur unsres Wesens,“ als dem von Gott gegebenen bleibenden Fundamente alles Menschensegens. „So erforscht er auch die Wege Gottes und die Art und Weise, mit welcher er die Menschheit durch ihre Verhältnisse und durch die Genießungen zufälliger Güter segnet, und sucht auch diesfalls in seiner Tiefe der Bahn zu folgen, welche ihm in himmlischen Höhen der vorzeichnet, der Alles gut gemacht hat... Darum baut er auf den Glauben an Gott die Tugend seines Volks, als auf den Fels, den Gott ihm gezeigt.“

„Das Unglück des Volks verhütet sich nur durch seine häusliche Weisheit und durch seinen, aus den ewigen unveränderlichen Grundsätzen der wahren Menschenbildung hervorgehenden und in der Gottesfurcht geheiligten Haussegens.“

„Aber mein Gesetzgeber weiß auch, daß es unumgänglich einen Grad von gesicherter Ehrenfestigkeit im Volk fordert, ehe der Gesetzgeber auf ausgebildete Grundtriebe der Menschheit bauen kann, denn die höhern Gefühle der Natur ersterben im Herzen des Elenden, der, mit ewiger, unauslöschlicher Schande belegt, durch keine ungekränkten Menschengenießungen zum Selbstgefühl seiner Anlagen, seiner Kräfte und seiner Rechte emporgehoben wird.“

Zur nähern Charakterisirung dieser Schrift gebe ich noch eine längere Stelle, und zwar „die Geschichte der ersten Ermordeten, von der er reden hörte.“

„Sie blühte, wie die reinste Rose des Gartens. Kaum war ihre Knospe entfaltet, als ein Verderber sie abriß von ihrem Stoc, ihren Wohlgeruch roch und sie dann hinwarf in den Koth, mit seinen Füßen zertrat und dann forteilte vom Garten, wo die Rose aufwuchs, sich enthüllte und einen Morgen blos ihren Wohlgeruch duftete.

Er war hin, der Verderber. Meere und Königreiche trennten jetzt den Verbrecher von der Verführten, von der edeln und reinen Verführten; denn, bei Gott im Himmel! das war sie, ehe der Verführer der lachenden, heitern, wonnevollen Unschuld Schlingen legte und Fallstricke, ehe sie von ihm hörte das Lob ihres Herzens, ehe er ihr schwur, daß sie im größten Reiche die erste der Angebeteten sein werde, ehe sie ihn sah auswerfen das Geld an Elende und Bettler, ehe sie seinem Herzen traute, ehe sie hinsank von Dankempfindung in seine Arme, da er ihren Vater mit einer Wohlthat erquickt hatte; bei Gott im Himmel! sie war edel und rein, bis er sie mit allem diesem verführt und dann am Abend des Gastmahls geschwächt hat — am schrecklichen Abend! wo der Wagen zur Ab-

reise schon aufgepackt war, der dann am frühen Morgen den Verführer dem Auge der klagenden Unschuld entriß! —

Gott! Du weißt, sie war geschaffen zu den reinsten Mutterfreunden, zu hangen am Kinde ihres Herzens mit der Wonne und Liebe, mit der sie hing am Verbrecher, den sie edel und gut glaubte.

Aber der Verführer hat ihr den Abgrund der Greuel der Menschheit eröffnet und die Unerfahrene hingestürzt in Tiefe und Elend und Sorgen, daß ihr ganze Monate durch ihr Herz zitterte, bebte und klopfte, stärker bebte, zitterte und klopfte, als es zitterte, bebte und klopfte am Tag ihrer Enthauptung.

Ganze Monate durch verfolgte die Glende das Bild des Verführers, an dem ihr Herz gehangen und dem sie jetzt fluchte in ihrem greulichen Jammer.

Der Menschheit Stützen sinken dahin beim Mädchen, welches dem Jüngling, an dem sein Herz gehangen, jetzt fluchen muß; bei ihm stirbt jede Hoffnung, und jeder Gedanke an die Freuden der Mutter ist ihm erschütterndes Elend. Wie eine Giftbeule, die Tod und Verderben droht, wächst in ihr das Kind des Verbrechers. Sie trägt's und fühlt keine Mutterempfindung; sie fühlt nicht, daß das Kind ihres Herzens dennoch Gottes heilige Gabe und auch ihr Kind ist; sie fühlt nur den Greuel des Vaters und der Aengstigungen Menge und der Erwartungen Schrecknisse.

So gingen der Glenden ihre Monate vorüber. Sie schmachete nach Hülfe und Rath, aber Verzweiflung im Herzen nahm ihr in jedem Augenblick Kraft zum Entschluß, und zernichtete jeden Vorsatz zur Rettung; Scham und Angst und inneres Beben des Herzens hemmten den Mund, sie durfte nicht reden; — vor ihren Gespielen, vor ihrer frommen Mutter durfte sie's nie wagen, hierüber den Mund zu öffnen; zehnmal versuchte sie es, und wollte es wagen, der liebsten Gespielin ihren Jammer zu klagen, aber allemal erstarrte auf ihrer Zunge das Wort; sie konnte nicht reden; Thränen flossen von ihren starren Augen und rollten über ihre blassen, kalten Wangen; dann entfloß sie ihren Gespielen; sie entfloß dem Antlitz der innig geliebten Mutter und dem Auge des gefürchteten Priesters, trug's mit sich selber, wollt's immer noch sagen, schob's immer doch auf — —

Und plötzlich war sie da, die Stunde des Schmerzes der Mutter und die Stunde der letzten Verzweiflung — sie stahl den Arm der Mutter, zu würgen das Kind und zu stampfen mit ihrem Fuße gegen sein Herz. — Ihr war's, das zeugte sie bei Gott in der Stunde des Todes, ihr war's, als sie würgte und stampfte, sie würgte mit der Hand den Verbrecher und stampfte mit dem Fuße sein Herz.

Jetzt war's geschahn. Das Kind ihres Herzens war todt. Sie

lah's und sank mit Todesgeschrei und der ersten Mutter- und Mörderempfindung in Ohnmacht!

Als sie wieder erwachte, nannte sie schauernd und bebend den Namen des Verbrechers, bat um den Tod und schwachtete nach der Erlösung aus ihrem Leiden und nach der Umarmung des getödteten, des erretteten, des ermordeten Kindes. — Das ist die Geschichte der ersten Kindesmörderin, von der ich reden hörte. Die Hand des Henkers schlug ihr das Haupt ab.

Wie bange! wie bange! wie bange war's allen, die umherstanden, als sie fiel, die Enthauptete, von ihrem Stuhl. — Wessen Herz schlug Unschuld und wessen Inneres zeugte dem Frömmsten und Besten: Ich bin reiner als diese?! —“

Sechszehntes Kapitel.

Die Fortsetzung von „Lienhard und Gertrud.“

Das „Schweizer Blatt“ fand wohl nicht Abnehmer genug, um sich länger als ein Jahr zu halten, für die Fortsetzung von „Christoph und Else“ fand Pestalozzi auch keinen Verleger. „Da entfaltet sich in mir“, schreibt er in seinem Schwanengesange, „der Gedanke, ich könne die Gesichtspunkte, die, so wie ich sie in Christoph und Else darzustellen gesucht habe, so sehr mißfielen, durch einen Versuch der geschichtlichen Fortsetzung von Lienhard und Gertrud selber besser erreichen. Die drei spätern Theile von diesem Buche sind als eine bestimmte Folge dieses Vorsatzes und, in dieser Rücksicht in Verbindung mit dem ersten Theile, als eigentlich für die kultivirten Stände geschrieben anzusehen, da hingegen der erste Theil an sich von mir immer als ein von den andern gesondertes, in die Hand der gemeinen Haushaltungen gehörendes Volksbuch betrachtet und behandelt worden ist.“ — Die drei folgenden Theile erschienen 1783, 85 und 87.

Der erste Theil hatte die Schäden im Dorfe Bonnal bloßgelegt bis in ihre Wurzeln. Damit war denn auch der Anfang zur Besserung gemacht. An dem armen Kudi, der durch den Vogt an den Bettelstab gekommen war, indem dieser ihn durch einen falschen Eid seine Wiese abprozessirt hatte, war das Unrecht gesühnt und die Wohnstube der Gertrud zeigte, wie in weiter Perspektive, die zukünftige vollständige Heilung.

Im zweiten Theile sucht das Böse auf alle Weise wieder Boden zu gewinnen. Jetzt aber tritt der Pfarrer Ernst ein, der nun Boden unter seinen Füßen hat, und mit Sicherheit an die sittliche Heilung gehen kann, ein wahrer Seelsorger! In einer

Predigt sagt er: „Meine Kinder! Seht jetzt die Gerechtigkeit der Welt und zittert! Die Gerechtigkeit der Erde zermalmt, zerknirscht und tödtet! Weinet über den Elenden und über alle Menschen, die in die Hand der Gerechtigkeit fallen, und bittet Gott, daß sich die Fürsten je länger je mehr dieser Armen und Elenden erbarmen und ihre Leiden nie größer machen, als die Noth es erfordert! Und, meine Kinder, werdet selber je länger, je menschlicher, schonender, gewissenhafter gegen Unglückliche. Und noch mehr. Wirket euer eigen Heil mit Furcht und Bittern. So wie die Sünde in euch ist, kann euch alles weltliche und äußere Unglück der Sünde treffen. Täuschet euch nicht. Der Fluch der Sünde kann über euch und eure Kinder kommen, wie er über diesen Mann gekommen, der vor wenig Tagen noch äußerlich blühte, wie ein Baum, der an Wasserbächen gepflanzt ist. Zieheth eure Kinder auf in der Furcht und Ermahnung zum Herrn.“ Seine Seelsorgerarbeit am Vogt, der Vogtin und vielen andern Verirrten gründet er nicht auf den Buchstaben, sondern auf die Macht eines höhern Geistes und wo das bürgerliche Recht hart straft, sucht er den Betroffenen aufzurichten und damit eine höhere sittliche Richtung in ihm anzubahnen; ja, wo diese Strafen nicht bessernd, sondern vernichtend wirken würden, sucht er sie sogar durch Vorstellungen und Fürbitten abzuwenden. Bei einem solchen Manne sucht Arner, der Vertreter des Gesetzes und der bürgerlichen Ordnung, Rath und Hülfe und findet sie. Aber es kommt dem Pfarrer dabei nicht darauf an, den Menschen statt der weltlichen geistliche Fesseln anzulegen, sondern er sucht sie innerlich frei zu machen und auf eigne Füße zu stellen zu einem sittlichen Wandeln.

Auch andre brave Leute im Dorfe wagen sich jetzt wieder hervor, die bisher nur schweigen und trauern konnten; so der alte Bauer Menold, und unter den Arbeitern greift auch ein besserer Geist Platz. Arner setzt auch einen neuen Vogt ein, der sich aber unbrauchbar zeigt; er legt dem Dorfquacksalber sein Geschäft und beschämt die Frömmeler; endlich hält er Gericht und „es hatte sich in diesen wenigen Tagen Alles im Dorfe so geändert, daß man es fast nicht mehr kennen konnte.“

In stiller Thätigkeit schafft Gertrud weiter, wir lernen sie kennen, wie sie sich der Haushaltung und namentlich der armen verkommenen Kinder des Rudi annimmt. Pestalozzi stellt ihr das schöne Zeugniß aus:

„So geht die Sonne Gottes vom Morgen bis zum Abend ihre Bahn. Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte und dein Ohr höret ihren Lauf nicht. Aber bei ihrem Umgang weist du, daß sie wieder aufsteht und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind. Dieses Bild der großen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das

seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.“

In dem Schlußworte des Pfarrers, das als Predigt eingeführt wird, entwirft derselbe ein von psychologischem Scharfblick und sittlicher Tiefe zeugendes, aber erschütterndes Bild des Lebensganges des Vogtes Hummel, reich an Lebensweisheit und an lichtvollen Blicken in ein höheres Sein.

Im dritten Theile wird an der Hebung der Dorfstände energisch gearbeitet. Es treten neue Personen hinzu. Zuerst der Baumwollenmeyer, ein Fabrikant, der sich durch eigene Umsicht und Thätigkeit emporgearbeitet hat. Der Pfarrer macht den Junker Arner auf ihn aufmerksam und im Gespräche offenbart derselbe einen klaren praktischen Blick und einen wohlthuenden sittlichen Ernst. Er räth zur Anlegung von Volksparkassen, aber auch zur Besserung der Schulen, denn „seit 50 Jahren hat sich so Alles bei uns geändert, daß die alte Schulordnung gar nicht mehr auf die Leute und auf das, was sie werden müssen, paßt.“ Seine Schwester Mareili zeigt, daß sie recht wohl mit den Leuten umgehen kann und sagt ihnen ungeschminkte Wahrheit. Dem Arner aber geht die neue Schule im Kopfe herum, er findet in Glülphi, einem frühern Lieutenant, jetzt Feldmesser und Schreiber, einen Lehrer, wie er ihn nur wünschen kann; aber er geht auch bei der Gertrud in die Schule. Ergötzlich ist die Episode mit dem Rudi, dem die Gertrud eine Frau wirbt, und es tritt hier wieder eine so feine Charakteristik des weiblichen Wesens auf, daß man darin den genialen Meister anerkennen muß. Der Junker rechnet endlich mit der Gemeinde in einer Versammlung und es kommen da immer mehr arge Dinge zum Vorschein, namentlich die „Betschwesterarbeit, die mit Herenarbeit verglichen wird.“ Einen tief ernsten Eindruck macht dagegen die Episode von dem „Kinde eines Mannes, der sich selbst erhängt hat,“ und einen lieblichen der „Festzug der Kinder.“ So schreitet denn unter Arner's, des Pfarrers, Glülphi's und mehrerer braven Dorfbewohner Bemühungen die Besserung rasch vorwärts, namentlich aber wird die Bildung des heranwachsenden Geschlechtes in bessere Bahnen gelenkt, indem der Unterricht unter die höhern Gesichtspunkte der Erziehung gestellt wird. Das ist es aber nicht allein, Arner weiß auch Mittel und Wege zu finden, die materielle Lage des Dorfes zu verbessern, indem er eine große Gemeindeweide, die mit ihrem geringen Abtrage nur den Reichen zu Gute kam, zur Parzellirung bringt und theilweise mit Obstanlagen bepflanzen läßt, wodurch auch die Armen Eigenthum erhalten und mehr Interesse für ein häusliches und ordentliches Leben gewinnen. Im Baumwollenmeyer aber gewinnt Arner einen Vogt, wie er ihn gerade brauchen kann und so erregt das Dorf die besten Hoffnungen. Da treten im vierten Theile neue und weitere Gesichtspunkte, aber auch schwere Hindernisse ein. Arner hat einen alten

Onkel, welcher eine Nichte, Sylvia, bei sich hat, die durch natürliche Anlagen und verkehrte Erziehung ein Muster des Abelsstolzes und der niedrigsten Gesinnung ist. Diese, nur von Haß gegen das Volk erfüllt, weiß bei einem längern Besuche in Arnheim vielfache Verwirrung anzurichten, indem sie Glühlipi beleidigt und in Verachtung zu bringen sucht, andererseits aber auch das Volk mit Niederträchtigkeit behandelt. Arner, durch die Aufregung ohnehin in seiner Gesundheit erschüttert, wird durch diese Machinationen so angegriffen, daß er in ein schweres Fieber verfällt und täglich schwächer wird, so daß man an seinem Tode nicht mehr zweifelt. Die Schlechten jubeln, der alte Schulmeister sagt, das sei ein Wunder Gottes; aber die Bessern im Dorfe thun sich zusammen, um die Einrichtungen Arners auch nach dessen Tode zu erhalten und weiter auszubilden und auch den neuen Schulmeister zu besolden. Da sagt der alte Schulmeister freilich nicht mehr, die Wege des Herrn sind wunderbar, sondern nur, sie sind unerforschlich.

„Das findet zuletzt auch ein Thor, wenn es ihm nicht geht, wie er will; aber wer Gott nicht für einen Menschen und nicht für ein Kind achtet, der findet es immer und meint nie, er wisse, was Gott mache, oder was er wolle. Aber der abergläubische Mensch und der Götzdiener weiß das immer; es ist ihm nie verborgen, was Gott thut und was der will, der im Himmel regiert. Es ist ihm nichts unerforschlich und nichts verborgen als das, was ihm vor der Nase liegt.“

Noch eine andre gute Folge hat die schwere Krankheit Arners und zwar für den guten Rudi; die Meyerin, die Schwester des verfehlten Vogtes, reicht ihm die Hand — Arner hatte sich ja früher selbst dafür verwendet.

Aber noch weiter verbreitet sich das Gute, das Arner angebahnt hat. Er hat einen Studienfreund, der jetzt Staatsminister ist. Derselbe hat seine Aufmerksamkeit schon früher Arners Bestrebungen zugewendet und ihn ermuntert; jetzt kommt er selbst nach Arnheim und nach Bonnall und bringt auf Anordnung des Herzogs dessen Leibarzt mit. Arner wird gerettet. Der Minister besucht noch die Schule, nimmt Kenntniß von allen Einrichtungen und reiste mit dem beruhigten Gefühl fort, eine Bahn zur sichern Verbesserung der Volksgesetzgebung entdeckt und den Mann gefunden zu haben, der in den Labyrinthen der Tiefe, in welcher die Gesetzmacher immer wie in der Irre herumtappen, so viel Licht anzünden kann, als einer braucht.“

Damit wird die Sache zur Staatsangelegenheit; da aber treten wieder neue Hindernisse auf. Der Herzog hat einen andern Minister, Helidor, der in einseitiger Parteilichkeit befangen und von Selbstsucht getrieben, alles Gute zu hintertreiben sucht, was ihm um so mehr gelingt, als der Herzog durch frühere philanthropistische Versuche enttäuscht und durch die Rathgeber dazu betrogen worden

ist. Es entspinnt sich nun ein interessanter Kampf zwischen beiden Richtungen, in dem schließlich Byliski, der Freund Arners, den Sieg davon trägt.

In Bounal geht die Sache täglich besser, das Volk fängt an, sich selbst mit den Fragen der Erziehung zu beschäftigen und Interesse zu gewinnen an der Förderung seiner Angelegenheiten, die durch Arners Gesetzgebung in glückliche und feste Bahnen gelenkt werden, deren Schlüsselstein die Sorge für die Religion bildet. Nie ist wohl in dieser Beziehung etwas Treffenderes und Schöneres über Wesen und Aufgabe der Religion und über Wesen und Folgen des Aberglaubens und der Abgötterei gesagt worden, als in diesen Kapiteln.

„Allmächtige, ohne dich vollendet kein Gesetzgeber sein Werk.“

„Er, (Arner als Gesetzgeber) kommt zu dir, Geheiligte Gottes, nicht wie deine Gewaltigen und deine Streiter, angethan mit dem Harnisch seiner Meinungen, er kommt zu dir, wie ein Armer und bringt in der stillen Stunde seines wehmüthigen Dienstes ein heiliges Opfer, das Bild der Ordnung und Ewigkeit. Nimm es gnädig auf, Dienerin Gottes, und lehre die Menschen immer mehr Zeit und Ewigkeit in eins verbinden und Gott und den Staat auf gleichen Altären bauen.“

„Ich rede nur vom Volk. Der Gelehrte mag in der Bibel Stoff zur Kopfübung finden, ich wende nichts dawider ein.“

„Der Glaube an Gott und die Lehre von seinem Dienst ist für das Volk nicht Sache seines Kopfes, sondern seines Herzens. Gemüthsruhe im Dunkel seiner Nacht, Ergebenheit in den Willen Gottes in dem Thal der Thränen und ein kindliches Aufsehen auf den Herzog und Vollender des Lebens: das ist die Bestimmung des Glaubens, aber nicht Kopfübung für das Volk.“

„Mag es Maulchristen empören — ich achte es nicht! Dies Geschlecht empört Alles, was kalt und was warm ist. Darum hat auch der, der die sieben Leuchter hat, den Engel seiner großen Gemeinde aus seinem Munde ausgespeit und ihn hingeworfen zu zertreten für Jedermann, der vorbeigeht — was soll mir also sein Aergern?“

Ebenso treffend ist, was er über „Aberglauben und Abgötterei“ sagt, den Geist der „Pfaffheit.“

„Trägerin! So lange die Welt steht, mißbrauchst du den Glauben an Gott, die Menschen zu der Thorheit und zu einem abgöttischen Sinne zu lenken.“

„Du füllst ihre Gedanken mit Bildern von Gott und du machst das Spintistiren deiner heißen Stunden zu Offenbarungen des Allmächtigen.“

„Du lösest den Gürtel auf, der die Erde verbindet — er ist Liebe Gottes — und du bindest deine Hausen mit den Stricken deiner Meinungen.“

„Du setzest den Menschen mit dem Schlangengerippe verfänglicher Worte, im Namen Gottes, das Schwert an die Kehle und trittst mit deinem Buchstabendienst die Menschen in Staub, die anders denken als du.“

„Du schleichst den Fürsten nach, um desto besser Gott also zu ehren; du brauchst die Schwäche der Könige und die Heuchelei der Höfe, deinem Glauben aufzuhelfen.“

„Du entmannest die Söhne des Staates und machst den Priester zum König.“

„Seitdem die Welt steht, hast du die Erde erschüttert.“

„Seitdem die Welt steht, hast du den Königen Ketten gegeben wider die Menschen, und den Menschen Schwerter wider die Könige.“

„Der Pfaffheit gebundener Sinn nähret das Laster, und des Götzendienstes sinnbehaftete Feier ist wie Minnegefang jedem Naturtrieb.“

„Trägerin, du fragst das Waislein: Kennst du meinen Gott? und den Unterdrückten: Kannst du meinen Glauben auswendig?“

„Selbst der fromme Sinn der Tugend wird dein Knecht. Wenn du den Kopf nimmst, der dienet dir; wenn du dem verwahrlosten Volk, das wie ein Rohr vom Winde getrieben wird, und wie ein Schiffbrüchiger, der nach jeder Staube langt, deine Hand darstreckst, so hast du es gefangen.“

„Du bist den Menschen kaum ein wenig minder worden, als Gott, und dein Dienst geht den Völkern der Erde über den Dienst des Allerhöchsten.“

„Du schwingst dich, Giftige, dem Gesetzgeber an den Busen und gibst ihm den Tod, wenn du fühlst, daß sein Innerstes nicht für dich und der Sitz in seinem Schooß dir nicht sicher sein sollte.“

„Das hast du immer gethan.“ —

Arner faßt die Gesetzgebung unter den Gesichtspunkt der Volksbildung und erreicht dadurch folgende höhere Endzwecke einer weisen Staatsgesetzgebung:

- 1) Vereinfachung der Abgaben des Staates;
- 2) Sicherstellung des wirklichen Genusses bürgerlicher Rechte für die niedere Menschheit;
- 3) Befreiung des Volkes von dem Drucke der Knechtschaft, die auf dem Landeigenthum ruht;
- 4) Sicherstellung der niedern Menschen vor den ruinirenden Folgen, welche die Feuersbrünste, Wasserschäden, Hagelwetter und Viehpestes haben;
- 5) die Möglichkeit, den Militärdienst für die Sitten, die Bevölkerung und den Wohlstand des Volkes minder schädlich zu machen;
- 6) die außerordentlichen Staatsabgaben ohne verheerenden Druck auf das niedere Volk zu bestreiten;

- 7) überhaupt einen merklichen allgemeinen Vorschritt in dem Wohlstand und der Bevölkerung des Landes mit zuverlässiger Sicherheit auf Kind und Kindeskinde herunter zu bringen;
- 8) und endlich das Schwert der Gerechtigkeit in der Scheide wahrhaft menschlicher Grundsätze zu halten und die andern Menschen mit so gefährlicher Schärfe nicht unschuldig zu verletzen.

Aber „der Autor weiß zum voraus, daß der Schlenbrian der Geistlichkeit nicht für ihn stimmt,“ doch „die andern Stände fahren fort, für ihn zu stimmen.“

Und das Gute siegt, auch am Hofe, trotz aller Ränke der Mächte der Finsterniß. Der Fürst überzeugt sich selbst von den Erfolgen dieser Bestrebungen, indem er sie in Sklavenheim und im Zuchthause probiren läßt. Gerade dieser Schluß ist ebenso überraschend als überwältigend und eröffnet den Blick in eine glückliche Zukunft. —

Pestalozzi hat durch seinen Roman „Lienhard und Gertrud“ die Pädagogik zu einer Staatswissenschaft ersten Ranges erhoben und damit gewann er die Großen der Erde, die einen offenen Sinn für die Wahrheit und ein warmes Herz für das Volk hatten.

Er arbeitete bald darauf diese Schrift zu einem dreibändigen Werke um, welches 1790 — 92 erschien. Später, als Schmid die sämtlichen Werke Pestalozzi's bei Cotta verlegte, arbeitete er das Ganze nochmals um und erweiterte den 2. und 3. Theil zu 3 Theilen, so daß Lienhard und Gertrud in der Cotta'schen Ausgabe auch vier Theile hat, denen noch zwei Theile folgen sollten, von denen er den fünften schon fertig hatte. Er ist mit den übrigen Manuskripten verloren gegangen und Lienhard und Gertrud ist in der Gesamtausgabe ein Fragment geblieben. Ich habe dasselbe nach der ersten Ausgabe vervollständigt, so daß dieses Werk in der neuen Auflage fünf Theile hat.

Siebenzehntes Kapitel.

„Die Fabeln.“

Während Pestalozzi noch mit der Abfassung von „Lienhard und Gertrud“ beschäftigt war, hatte er angefangen, seine sozial-politischen Ideen unter allerhand Bildern und Gleichnissen, in Allegorien und Fabeln darzustellen, die er im Jahre 1797 unter dem Titel: „Figuren zu meinem ABCbuche oder zu den Anfangsgründen meines Denkens“, im Jahre 1803 als „Fabeln“ herausgab. Er hatte sein Werk „Lienhard und Gertrud“ als ein ABCbuch der

Realschule der Menschheit bezeichnet und lieferte jetzt weitere Ausführungen dazu. In der Cotta'schen Ausgabe hat er fast zu jedem Stücke noch einen Zusatz gegeben, „um hie und da einen Wink zu geben, in welcher Ausdehnung oder in welcher Beschränkung ich meine Figuren selber ins Auge gefaßt habe“, zugleich auch „damit diejenigen meiner Leser, die in diesen Figuren gar nichts zu denken finden möchten, wenigstens auf eine wenn auch einseitige Ansicht dessen hingeführt werden, was sich dabei denken läßt.“

Diese „Figuren“ gehören unstreitig mit zu den besten geistigen Produkten Pestalozzi's; sie zeugen ebenfalls von einer klaren Erfassung namentlich der politischen Verhältnisse, von einer großen geistigen Kraft und in den erklärenden Zusätzen von überraschender geistiger Gewandtheit; und da auch die meisten in der Form vollendet, in prägnanter und fließender Sprache und mit treffendem Witz geschrieben sind, so können sie unstreitig den Lessing'schen Fabeln an die Seite gestellt werden, wenn auch manche etwas dunkel gehalten sind und den Sinn mehr ahnen, als klar verstehen lassen.

Sie sind ihrer größten Zahl nach sozial-politischen, aber auch rein moralischen oder psychologischen, einige auch speziell pädagogischen Gehaltes; jedenfalls enthalten sie alle allgemeine Wahrheiten, Ideen, denen eine ewige Geltung zukommt.

Er führt sich darin selbst ein als „Menschenmaler“.

„Er stand da; — sie drängten sich um ihn her, und einer sagte: Du bist also unser Maler geworden? Du hättest wahrlich besser gethan, uns unsre Schuhe zu flicken.“

Er antwortete ihnen: Ich hätte sie euch geflickt, ich hätte für euch Steine getragen, ich hätte für euch Wasser geschöpft, ich wäre für euch gestorben, aber ihr wolltet meiner nicht, und es blieb mir in der gezwungenen Leerheit meines zertretenen Daseins nichts übrig, als malen zu lernen.“

Aus den 239 Fabeln wähle ich einige aus.

Ein Kutscher, wie es deren viele gibt.

Ich will es durchsetzen, und den Wagen auf diesem und keinem andern Wege an seine Stelle bringen — also spricht Nilson, und fährt eine Weile zwischen Wand und Wellen einher. Er drängt sich fest an den Felsen; aber die Pferde sind wund, und der Wagen leidet Noth. Doch es geht. Jetzt muß er schwenken: der entscheidende Augenblick ist da; es geht nicht; der Wagen muß zu tief in den Strom; ich sehe es, es geht nicht; ich sehe es, bei Gott, er schwenkt nicht einmal gut; der Wagen ist hin — und er — thut, was gut ist und frommt, um nicht zu ertrinken.

Was sollte er anders? Der Wagen war ja nicht fein; er war ja nur Kutscher, und hatte einen guten Herrn. Er ging, so naß

als er aus den Wellen kam, heim; sein Herr hatte Mitleiden mit ihm, und er bekam seinen Abschied wie Viele, die als Staatskutscher mit ihrem Staatswagen stark und frech einherfahren und lange durchsetzen, aber am Ende überschwenken, und dennoch oft nicht einmal ihren Abschied begehren müssen.

Löwenschwäche, Stierenart und Fuchsenlist.

König Löwe wollte einmal allein brüllen, und verbot allem Vieh und namentlich den Stieren, jemals einen Laut, der dem seinen gleich scheinen könnte, von sich hören zu lassen.

Aber es war den Stieren nicht möglich, den alten Laut ihres Nachens zu unterdrücken; wo sie immer glaubten, der Löwe sei nicht um den Weg, da brüllten sie forthin, wie sie von Alters her thaten, und wie es ihre Natur mitbringt.

Darüber zürnte der Löwe; er faßte ein Paar der stärksten beim Horn und warf sie in eine dunkle Grube.

Aber als die Gefangenen heilig versprachen, nicht mehr zu brüllen, hatte der Löwe Mitleiden mit ihnen, und wollte sie los lassen. Aber der Fuchs mißrieth ihm das, und sagte: Du kannst den Stieren das Brüllen unmöglich ganz abgewöhnen, ohne sie durch das Entsetzen deiner Standhaftigkeit überall stumm zu machen.

Der Fuchs hatte diese Worte kaum ausgesprochen, so erwachte in der milder gewordenen Seele des Löwen der alte, böse Sinn der blinden Regierungsstandhaftigkeit, den Fuchsseelen ihm schon in seiner Unmündigkeit eingeslößt hatten. Und die armen Stiere mußten im Gefolge dieser bösen Regierungsstandhaftigkeit im Loch verrecken.

Es ist ewig Schade, wenn brauchbare Thiere um solcher, von Füchsen herkommenden Einflüsterungen in Löchern verrecken müssen.

Die reiche Quelle.

Glück auf! sagte der Berggott, und die Quelle war zehnfach reicher; aber sie sollte forthin durch die Röhre laufen, die für das zehnfach schwächere Wasser gemacht war.

Das konnte sie nicht, und sagte zu ihrem Meister: Mache mir jetzt eine größere Röhre.

Dieser antwortete: Bist du nicht vergnügt mit deinem Reichtume, warum willst du jetzt noch eine Röhre?

Die Brunnenquelle erwiederte: Ich will eine, damit sich mein Wasser nicht unnütz verschütte.

Aber der Meister schalt sie und sagte: Ich kenne dich als ungenügsames, unruhiges, immer weiter greifendes Wesen, aber darum mußt du dich auch mit deiner alten Röhre behelfen. — Jetzt behilft sie sich wirklich damit, aber sie verschüttet nun auch neun Zehnthelle ihres Wassers, und um sie her ist ein ewiger Roth.

Thoren sind's, die dem Volk in einem Lande großen Reichthum und großen Ueberfluß wünschen, in welchem die Bildungsmittel, durch die es allein zu dem Willen und zu der Kraft, einen guten Gebrauch von seinem Ueberflusse zu machen, erhoben werden kann, allgemein mangeln.

Hühner, Adler und Mäuse.

Die Hühner rühmten ihr Gesicht, und sagten selber zum Adler: Auch das kleinste Korn liegt heiter vor unsern Augen. — Arme Hühner, erwiederte dieser, das erste Kennzeichen eines guten Gesichts ist dieses, von allem dem nichts zu sehen, was euch in die Augen fällt. — Also sagten auch die Maulwürfe: Die schreckliche Sonne ist der Tod alles Lichts, und es ist nur unter dem Boden recht heiter. — Alle Mäuse gaben ihnen Beifall, und eine jede betet täglich zum großen Jupiter: Bewahre uns vor dem Blendwerk der Sonne, und erhalte uns das milde Licht unserer Löcher von nun an bis in Ewigkeit.

Die vielerlei Arten von Menschen, die bei der Nacht und bei dem Nebel, der sie umhüllt, mit Blendlaternen umhergehen, und dabei glauben, ihre Blendlaternen seien helles Sonnenlicht, kommen zu Zeiten auch in den Fall dieser Maulwürfe und Fledermäuse.

Zwei Schäfer.

Der eine hütete die Schafe mit einem Hunde, der ohne Noth keinen Laut gab, aber stark war, und Wolf und Fuchs bis in ihre Höhlen verfolgte.

Der andere hütete sie mit einem Hunde, der, wenn sein Meister flötete, ihm tanzte, und wenn er schlief, unter der Herde herumsprang, und die Zucht und Unzucht aller ihrer Ecken und Winkel auskundschaftete.

Das war freilich für die Kurzweile und die Trägheit des Schäfers gut ausgedacht; aber die Herde hielt diesen Hund für ihren Teufel; und Fuchs und Wolf sagten unter einander: wir haben auf hundert Stunden weit keinen bessern Freund, als diesen Hund.

So habe ich oft Bauern in den Schenkhäusern von ihren Vorgesetzten, die viel und oft in das Oberamt laufen und daselbst an den Gaukeleien der Schloßdienstleute Theil nehmen, und nebenbei, was in allen Häusern im Dorf gethan und geredet wird, ins Schloß tragen, sagen gehört, sie seien wahre Dorfsteufel. Hingegen freut es sie, und sie danken Gott für jeden Vorgesetzten, der ohne Noth und ohne Befehl nie ins Oberamt läuft, und hingegen den ganzen Tag stille seinem Dienst abwartet, und in jeder Noth und Gefahr, die dem Dorfe oder jedem von ihnen aufstoßt, mit Rath und That für sie bei der Hecke und zu Hause ist.

Das kranke Bäumchen.

Sein Vater hatte es gepflanzt — es wuchs mit ihm auf, er liebte es wie eine Schwester, und wartete seiner, wie seiner Kaninchen und seiner Schäfchen.

Aber das Bäumchen ward krank; täglich welkten seine Blätter. Das gute Kind jammerte, riß ihm täglich die welkenden Blätter von seinen Zweigen, und goß dann auch täglich gutes, nährendes Wasser auf seine Wurzeln.

Aber einmal neigte das leidende Bäumchen seinen Gipfel gegen das liebende Kind, und sagte ihm: Mein Verderben liegt in meinen Wurzeln; wenn du mir da hilfst, so werden meine Blätter von selbst wieder grünen.

Da grub das Kind unter das Bäumchen, und fand ein Mäuse-
nest unter seinen Wurzeln.

Wo das Volk darbt und leidet, da sucht nur ein Thor ihm dadurch zu helfen, daß er die äußern Zeichen seines Elends den Augen oberflächlicher Beobachter entrißt. Wer nicht Thor ist, der gräbt in jedem Fall, wo er das Volk leiden sieht, den Mäusen nach, die ihre Nester gerne ins Dunkle unter den Boden eingraben, und ungesehen an den zarten Wurzeln des Volkssegens nagen und sie verderben.

Untreue Schafhirten im Sumpflande.

Im Lande *** trieben arme und geizige Schäferknechte ihre Heerden in's sumpfige Thal, setzten sich da in's Rohr, schnitten Pfeifen, fingen Frösche, und trieben Handel.

Wer durch ihr Thal ging, sagte ihnen: Treibet doch eure Heerden in's Trockene, sie gehen im Sumpflande zu Grunde.

Das verdroß die Schäfer im Rohre. Sie sagten unter einander: Was sich doch fremde Leute anmaßen, über unsere Ordnung zu richten! Wir allein wissen, was uns die Pfeifen, was uns die Frösche, und was uns die Schafe eintragen.

Damit sie aber dennoch auch vor den Fremden in einem guten Richte zum Vorschein kommen möchten, antworteten sie diesen: Wie sollten wir es wagen, mit so kränklichen Heerden auf die Berge zu treiben? Wartet, bis unsere Schafe alle wieder hergestellt sind; wir wollen dann gewiß nicht säumen, sie auf gesündere Weiden zu treiben.

Es gibt Staatsleute, die, wenn von unwidersprechlich vortheilhaften Landesverbesserungen, die sich aber mit ihrem selbstsüchtigen Privatinteresse nicht wohl vertragen, die Rede ist, eben wie diese Schäfer im Sumpflande unter sich selber und durch ihre Verbindungen alles thun, was ihnen möglich ist, um diese Verbesserungen zu hintertreiben, und das alte Verderben, dem dadurch abgeholfen werden sollte, mit aller Kunst und aller Gewalt fest zu halten und

für immer bestehen zu machen, äußerlich aber den Fremden und Einheimischen die laute Versicherung geben, sie wollen diese guten und nützlichen Verbesserungen ganz gewiß bemerkstelligen, sobald die Umstände dafür günstig seien. Aber sie wissen zum voraus, daß diese Umstände nie eintreffen werden, weil es vollkommen in ihrer Hand ist, es zu verhindern.

Achtzehntes Kapitel.

„Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts.“

Die Ausbrüche der französischen Revolution erschütterten den Erdkreis und machten ihn in seinen Grundfesten wankend; sie zeigte, wie unhaltbar die alten Zustände, die ja Pestalozzi immer getadelt hatte, waren, aber der Gang der Ereignisse in Frankreich konnte ihn auch nicht befriedigen, er sah darin nur die wilden Ausbrüche und Verheerungen des Thierischen in der Menschennatur. Die Welt in ihrem Bestande wie in ihrem Untergange war ihm ein Räthsel und dieses Räthsel suchte er sich in der oben bezeichneten Schrift auf dem Wege des dialektischen Prozesses, der Abstraktion zu lösen, wozu er vielleicht durch die Begegnung mit dem Philosophen Fichte, der um jene Zeit sich in Zürich aufhielt und dort auch Vorlesungen hielt und mit dem er in nähere Verbindung trat, Veranlassung erhalten hatte. Die Schrift ist selbst ein Räthsel und bedarf noch ihres Auslegers; sie wurde damals fast gar nicht verstanden, nur wenige über das gewöhnliche Niveau hervorragende Geister erkannten ihren tieferen Gehalt. So schreibt Herder: „Jeder, wenn er das Buch gelesen, nehme ein Blatt und schreibe seinen Lebenslauf dazu, was er als Werk der Natur habe sein sollen? Was aus ihm die Gesellschaft und endlich was er aus sich selbst gemacht habe? Einem überlegenden Gemüth bietet dies Buch zu solchem Blatt viel Ansichten dar.“ Und Nicolovius, der spätere preussische Staatsrath, sagt: „Diese Schrift zeigt die Ausbeute seiner Leiden. Was ihn auch traf, der Mann verlor sich selbst nicht. Alle Erfahrungen seines Lebens raubten ihm nicht die Besinnung, sondern fanden ihn wach, sie zu benutzen und durch sie sein inneres Werk zu fördern . . . Mit veredeltem Sinn legt er diese Schrift in den Tempel der Zeit nieder . . . Hier ist eine Menschheit, ein Cäsar, der mitten in den Wogen sich und seine Thaten rettet . . Die Schrift ist reich an großen Blicken über die Begebenheiten unserer Tage und reich an Wahrheit. Wahrheit aber ist zu einer kreisenden Zeit, wie die jetzige, schwer zu finden

und schwer zu sagen. Es bedarf einer schönen Seele, um frei von Parteigeist bei den Erschütterungen der Zeit den wichtigsten menschlichen Angelegenheiten mit Ruhe nachzudenken . . . Die schöne Seele bedarf Muth und edle Begeisterung, um beim Despotismus der Meinungen, was ihr Wahrheit ist, zu bekennen . . . Bei den Edlen wird die Wahrheit dieser Schrift gewiß nicht ohne Kraft, ihr Dasein nicht ohne Einfluß sein, und dem Genius der Zeit wird es ziemen, auf sie hinzuweisen.“*)

Es ist mir hier nicht möglich, den ganzen Inhalt dieser Schrift, an der Pestalozzi drei Jahre lang schrieb, erklärend wieder zu geben; nur so viel: Der Mensch kommt durch die Unbehüllichkeit seines Zustandes allmählich zu Einsichten. Seine Einsichten führen ihn zum Erwerbe, der Erwerb zum Besitzstande, der Besitzstand zum gesellschaftlichen Zustande, der gesellschaftliche Zustand zu Macht und Ehre, beide zur Unterwerfung und Beherrschung, zum Dienststande wie zum Adel und zur Krone. Alle diese Verhältnisse rufen einen gesetzlichen Rechtszustand herbei; das gesetzliche Recht führt zur Freiheit; der Mangel desselben führt mit willkürlicher Gewalt Tyrannei und Sklaverei, einen Zustand gesellschaftlichen Unrechts herbei. Wir finden aber in uns selbst ein natürliches Wohlwollen, mit dem sich die Religion verkettet, deren Wesen der göttliche Funke meiner Natur und meiner Kraft ist. Auf dieser Grundlage stellt sich Pestalozzi die Welt der Menschen und damit Wahrheit und Recht auf drei verschiedene Arten vor: als Naturzustand, als gesellschaftlichen und als sittlichen, und führt seine Betrachtungen über die Entwicklung des Menschengeschlechts unter diesen drei Gesichtspunkten durch.

Wenn sich das Werk auch etwas mühsam liest, so ist es doch reich an erhabenen Stellen, die uns für alle Mühe entschädigen. Ich greife einige dieser Stellen heraus; zuerst seine geistreiche Auslegung des Sündenfalles.

„Gott sprach zum Menschen in Eden: Du sollst die Früchte des Baums der Erkenntniß nicht mit thierischer Rohheit an dich reißen; — thust du es, so wird deine Erkenntniß eine unverstieglische Quelle des Todes für dich sein; wirst du dich aber, deiner Pflicht getreu, zum ruhigen Beschauen seiner Früchte erheben, so wirst du glücklich leben auf Erden, ich selber will mit dir in deinen Gefilden wohnen.

Aber der Thiersinn des Menschen wand sich wie eine Schlange um den Baum der Erkenntniß und sagte zum listernen Geschlecht: Warum solltest du sehen, was wahr und was gut ist, und nicht mit aller Macht, die in deiner Hand ist, danach greifen?

Da riß seine thierische Begierlichkeit mit weibischer Schwäche

*) Das Weitere findet sich in dem von mir herausgegebenen „Preussischen Schulblatt“, Berlin bei G. W. F. Müller. Märzheft 1872. S. 170.

die verbotene Frucht von den Ästen des Baumes. — Jetzt war seine Unschuld dahin, — die Scham blieb ihm übrig; — er suchte jetzt Feigenblätter gegen die Wahrheit seiner Natur und ein Recht gegen seinen Verführer.

So war es im Anfang und so ist es immer.“

Wichtig und treffend sind folgende staatspädagogische Ideen:

„Die National sittlichkeit ist immer eine Folge der größern oder geringern gesetzgeberischen Weisheit, die Gewalt dem Recht und die Selbstsucht dem Wohlwollen unterzuordnen.

Dagegen ist National unsittlichkeit immer eine Folge der gesetzgeberischen Verirrung, diesen Gesichtspunkt im Regieren der Bürger aus den Augen zu setzen, Kraft und Begierde in ihrer Mitte ein ungleiches Spiel treiben zu lassen und Zutrauen und Wohlwollen sowohl durch die Erschöpfung einer allzugehemmten, als durch die Leichtfertigkeiten einer allzu privilegierten Selbstsucht verschwinden zu machen.

Je mehr die Gesetzgebung in einem Lande die Bande des Blutes im Gefühl der Bürger als heilige Bande stärkt und ihnen den Boden der Wohnstube als einen heiligen Boden ins Aug' fallen macht und ans Herz kettet, je mehr sie die wohlwollenden Verhältnisse aller sich physisch nahestehenden Menschen belebt, je mehr sie der sinnlichen Selbstsucht der öffentlichen Macht einen störenden Einfluß in das Heiligthum des häuslichen Lebens der Bürger erschwert und den Einfluß aller Staats Härte auf die Trennung sich nahe stehender Menschen vermindert, und jemehr die Begriffe der Zeit, die Ruhe der Umstände und die Mäßigung der öffentlichen Bedürfnisse eine Staatsverwaltung anspruchlos machen, desto mehr wird die Gemüthsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, in einem Lande begünstigt.

Andererseits je anspruchsvoller ein Staat ist, je mehr er durch den Geist der Zeit und die Gewalt der Umstände genöthigt ist, die Bande des Blutes in den wohlwollenden Verhältnissen aller sich nahe stehenden Menschen zu trennen und den Landeinwohner auch in seiner Wohnstube, auch an der Seite seiner Braut, an der Wiege seines Säuglings und selber in der Gebetstunde, in der er mit den Seinigen vor Gott kniet, fühlen zu machen, daß alles Heiligthum seines menschlichen Daseins der Kunst Härte eines Staates untergeordnet ist, der daselbe nicht achtet, desto mehr und desto gewaltfamer wird auch die Gemüthsstimmung der Bürger, die ihrer innern Veredlung wesentlich ist, untergraben. Je mehr die ersten und ewigen Fundamente des sittlichen Lebens gestört werden, desto mehr werden die Menschen gleichsam mit Gewalt von allem dem abgelenkt, wodurch sie dem wahren sittlichen Segen unsres Geschlechtes wirklich nahe gebracht werden könnten und sollten.“

„Unstreitig würde die Staatskunst, wenn sie sich die Entwicklung der menschlichen Kräfte als ihre Bestimmung vorsetzte, mehr leisten, als die Welt bis jetzt von ihr empfangen zu haben scheint.“

„Ich habe den Göttersinn einer zuverlässigen Treue auf Erden gesucht und nirgend anders gefunden, als gepropft auf Gehorsam und Furcht.“

Auch über Religion spricht er erhabene Worte aus.

„Das kühnste Wagstück deiner Natur, o unbegreiflicher Mensch, ist die Erhebung deines Ahnungsvermögens über die Grenzen alles hier möglichen Forschens und Wissens.“

„Ich setze das Ziel deiner Vollendung gar nicht in die Grenzen der Hülle deines Entstehens.“

„Ich achte das Innere deines Wesens für göttlich.“

„Der Stoff, durch den sich jeder Keim entwickelt, ist in der ganzen Natur unendlich geringer an Werth, als der Keim selber.“

„Nenne es Abtödtung, nenne es Wiedergeburt, dieses kühne Wagstück deiner Natur, diesen salto mortale außer dich selbst, insofern du nur sinnliche Natur bist: es ist die höchste Anstrengung deines ganzen Wesens, den Geist herrschen zu machen über das Fleisch.“

„Der Mensch findet in seiner Natur keine Beruhigung, bis er das Recht seiner thierischen Sinnlichkeit in sich selbst verdammt hat gegen sich selbst und gegen sein ganzes Geschlecht.“

„Er will einen Gott fürchten, damit er Recht thun könne; er will einen Gott fürchten, damit der Thiersinn seiner Natur, den er an sich selber verachtet, ihn nicht länger in seinem Innersten entwürdigte.“

„Und es ist in der Weihe seines Strebens, daß er seine Traumkraft über die Grenzen der sinnlichen Wahrnehmungen erhebe, damit er finde das Bild eines Gottes, das ihm Kraft gebe gegen den Thiersinn seiner Natur.“

„Also sei mir heilig, kühnstes Wagstück meiner Natur, Erhebung meiner Traumkraft über ihre thierischen Grenzen! Du erhältst die Schamröthe im Leib meines Todes, du erzeugst die Thränen des reuenden Sünders, des kämpfenden Veters mächtige Kraft, des hohen Dulders sich opfernden Sinn, der Demuth nie ermüdete Weisheit und der Selbstverleugnung menschenändernde Tugend.“—

„Der Unschuld unbeflecktes Eigenthum ist nicht das Theil des sterblichen Mannes, er hat sie beim ersten weinenden Laut auf dem Schoß seiner Mutter verloren und stirbt, ehe er sie in seiner Brust wiederhergestellt hat.“

„Durch Sittlichkeit erhebe ich mich zu der obersten Höhe, die meine Natur, nach Unschuld strebend, zu erreichen vermag, zur

Kinderunschuld, zu der göttliche Kräfte und göttliche Gnaden meine Natur fähig machen.“

„Die Religion, insofern sie wirkliche und wahre Religion ist, geht dem Staat eigentlich nichts an, als nur insofern er schuldig ist, das Recht der Individuen, ihrer Ueberzeugung auf jeden Fall getreu zu sein, zu beschützen und zu erhalten.“

„Der rechtliche Staat oder das gesellschaftliche Recht begehrt auch nichts mehr, wohl aber das gesellschaftliche Unrecht, die willkürliche Gewalt. Diese gönnt dem Menschengeschlecht die Freiheit des Gewissens so wenig, als die Sicherheit des Brotes und des Athems.“

„Das Christenthum ist ganz Sittlichkeit, darum auch ganz Sache der Individualität des einzelnen Menschen. Es ist auf keine Weise das Werk meines Geschlechts, auf keine Weise eine Staatsreligion oder ein Staatsmittel zu irgend einem Gewaltzweck.“ —

Endlich gebe ich noch den Schluß des tiefsinnigen Werkes, worin er sich selbst und sein unendliches, darum aber auch unerreichtes Streben zeichnet.

„Tausende gehen, als Werk der Natur, im Verderben des Sinnengenusses dahin, und wollen nichts mehr.

Zehntausende erliegen unter der Last ihrer Nadel, ihres Hammers, ihrer Elle und ihrer Krone, und wollen nichts mehr.

Ich kenne einen Menschen, der mehr wollte, in ihm lag die Wonne der Unschuld und ein Glaube an die Menschen, den wenige Sterbliche kennen, sein Herz war zur Freundschaft geschaffen, Liebe war seine Natur, und Treue seine innigste Neigung.

Aber er war kein Werk der Welt, er paßte in keine Ecke derselben.

Und die Welt, die ihn also fand und nicht fragte, ob durch seine Schuld oder durch die eines andern, zerschlug ihn mit ihrem eisernen Hammer, wie die Maurer einen unbrauchbaren Stein zum Lückenfüllen zwischen den schlechtesten Brocken.

Noch zerschlagen glaubte er an das Menschengeschlecht mehr als an sich selber, setzte sich einen Zweck vor, und lernte unter blutigen Leiden für diesen Zweck, was wenige Sterbliche können.

Allgemein brauchbar konnte er nicht mehr werden, und er wollte es auch nicht: aber für seinen Zweck wurde er es mehr als irgend einer; er erwartete jetzt Gerechtigkeit von dem Geschlecht, das er noch immer harmlos liebte. Er erhielt sie nicht. Leute, die sich zu seinen Richtern aufwarfen, ohne ein einziges Verhör, beharrten auf dem Zeugniß, er sei allgemein und unbedingt unbrauchbar.

Das war das Sandkorn auf der stehenden Wage seines Elends.

Er ist nicht mehr, du kennst ihn nicht mehr, was von ihm übrig ist, sind zerrüttete Spuren seines zertretenen Daseins.

Er fiel; so fällt eine Frucht, wenn der Nordwind sie in ihrer Blüthe verlegt und nagende Würmer ihre Eingeweide zerfressen, unreif vom Baum.

Wanderer, wehe ihr eine Zähre, sie neigte noch im Fallen ihr Haupt gegen den Stamm an dessen Nesten sie ihren Sommer durchkrankte, und lispelte dem Horschenden hörbar, „ich will dennoch auch in meinem Vergehn seine Wurzeln noch stärken.“

Wanderer, schone der liegenden sich auflösenden Frucht, und laß den letzten Staub ihres Vergehens die Wurzeln des Baumes noch stärken, an dessen Nesten sie ihren Sommer durchkrankte.“

Neunzehntes Kapitel.

Säusliches und öffentliches Leben von 1780 bis 1798.

Wir haben Pestalozzi aus seinen Schriften in seiner genialen Auffassung der menschlichen Verhältnisse, in seiner unverwüßlichen Kraft, in seiner unerschütterlichen Liebe zum Volke, in dem unerschöpflichen Reichthum seiner Ideen kennen gelernt: leider konnte er kein Feld für praktische Thätigkeit finden, wonach er sich doch so sehr sehnte. So verbrachte er noch achtzehn schwere Jahre auf seinem Neuhof. Er bewirthschaftete sein Gut selbst, so gut er konnte und dabei wurde er von einer treuen Magd, Elisabeth Käf (Lisbeth) aus Kappel, unterstützt, die mit praktischem Geschick und nicht ohne tiefe Herzensbildung, ja sogar mit ahnungsvollem Verständniß für Pestalozzi's Ideen begabt, vom Jahre 1780 bis nach dem Tode Pestalozzi's sich seinem Hause mit unermüdlicher und unverdrossener Ausdauer widmete. Pestalozzi las ihr sogar seine schriftstellerischen Arbeiten vor; ja er hat sie, wie Nicolovius schreibt, im Bilde der Gertrud idealisirt.

Seine Frau, Anna, welche öfter sehr leidend, einmal sogar lebensgefährlich erkrankt war, hatte sich schon beim Beginn der Armenschule vom Neuhof entfernt, da sie den Trubel nicht ertragen konnte; sie lebte nachher abwechselnd auf dem Neuhof oder bei ihrer Freundin Franziska von Hallwyl auf Hallwyl. Wenn sich auch annehmen läßt, daß sie über ihre Verhältnisse schweres Leid trug, so konnte doch nichts die Liebe zu ihrem Mann erschüttern; dieser aber, obwohl er Verachtung und Armuth für seine Person mit Ruhe ertrug, fühlte sich durch das tiefe Leiden seiner geliebten Anna um so mehr unglücklich. Morf erzählt einen rührenden Zug dieser gegenseitigen Liebe bei Gelegenheit des Namenstags Pestalozzi's, wo ihm Frau und Sohn eine liebevolle Ueberraschung bereitet hatten; in tiefer Bewegung sprach da Pestalozzi: „Ach was macht Ihr doch aus meinem Namenstag! Doch danke ich euch für euer Andenken.“

Es ist mir leid, daß die Verirrungen meiner Jugend den Grund der Müheligkeit Eures Lebens gelegt. — Laßt uns ruhig und standhaft den Kampf vollenden, den wir so weit gebracht.

Ein Gott ist ob uns, der den Einen leicht über die Erde hinschweben läßt und den Andern fest an sein Elend kettet. Wer will wider die Gewalt des Schicksals weiter kämpfen, als mit der ganzen Macht seines Rechtthuns und seiner Ruh in allem Sturm, der ihn umschwebt?“

Mit seinem Sohne Jakob beschäftigte sich Pestalozzi viel; zunächst suchte er seine geistigen Kräfte zu wecken und zu entwickeln; er gründete seinen Unterricht auf Anschauung und Leben; leider eilte er auch hierbei zu sehr, denn schon mit dem vierjährigen Kinde fing er Latein an, so daß ihn sein Knecht Klaus sogar deshalb tadelte. Eine große Freude hatte Pestalozzi, als dieses „in allen Lehr- und Büchersachen noch so unwissende Kind“ im Januar 1782 ein Gedicht zu Vaters Geburtstage gemacht hatte, das ihm freilich die Mutter aufschreiben mußte, weil er es selbst noch nicht konnte, „über dieses unverwirrte Naturgefühl für ächte Bestimmung der Menschheit und für die ersten Grundsäulen eines weisen und tugendhaften Lebens“ und theilt diese Vaterfreude den Lesern des Schweizerblattes mit. „Der Lauf seiner Erziehung macht ihn für Spiel und Freude und Freiheit sehr empfindlich; Jedermann sieht, daß dieses just das Gegentheil der bürgerlichen Biegsamkeit und Arbeitsamkeit ist, und auch Weise fragen mich oft ängstlich: Wo wird das enden? und fürchten sich vor der Klippe; aber ich fürchte mich nicht und ich glaube nicht, daß Jemand sich deshalb weiter fürchten müsse, der leztthin den Knaben ganz im Auge gehabt und den Ausdruck der Stärke, Entschlossenheit und Ueberzeugung gesehen hätte, mit welchem er mir in einer Unterredung über die Nothwendigkeit eines arbeitsamen thätigen Lebens geantwortet. „Ja, Papa, es ist wahr, man muß arbeiten, und ich will auch arbeiten lernen; aber wenn ich es dann kann, so mußt du nicht mehr so viel arbeiten, ich will lieber, du lebest länger und arbeitest dann minder.“ — Leser! wird dieses Kind den Genuß seines jungen Lebens mißbrauchen und sich zur Unthätigkeit bilden? Ich fürchte das nicht, und so lang ich es nicht fürchte, so sehe ich auch von allen anscheinenden Versäumnissen in der Führung seiner Jugendjahre keinen Schaden, wohl aber vielen Nutzen.“

Anfang des Jahres 1783 wurde Jacob in das Pfeffel'sche Institut nach Kolmar gebracht. Der erste Brief, den Pestalozzi am 16. Januar 1783 an ihn schrieb, ist ein schönes Zeugniß seines treuen Vaterherzens; er lautet:

„Nun lieber Jaqueli —

Hier hast Du, was wir parat hatten — über acht Tage Meh-
reres. Wir sind gar nicht unruhig, daß Du fort bist, denn Mama

und ich bitten nur Gott, daß Du aller der Güte und Liebe würdig werdest, die Du genießest.

Um Gottes willen, Jaqueli, bet' und arbeit' — sei still, fleißig, bedächtig, reinlich und gehorsam — gewöhne Dir die Unordnungen und Unanständigkeiten der bürgerlichen Sitten ab — und lerne in allen Dingen mit Anständigkeit handeln. Du hast jetzt den Anlaß, wie er Dir in Deinem Leben nicht wieder kommen wird, wenn Du diesen nicht nütze. Aber ich hoffe zu Gott, Du werdest mir das Unglück nicht zuziehen, daß Du diejenigen Menschen mit Ungehorsam betrübst, denen ich und Du so viel zu danken haben.

Mein Kind! Du bist auf Erden mein Alles — um Deinetwillen freut mich mein Leben, um Deinetwillen habe ich mehr gelitten, als ich fast habe tragen mögen. Es steht jetzt an Dir, mich zu belohnen, mit Freud' und Wonne zu belohnen für Alles, was ich an Dir gethan, oder aber, mein Leben unwiderbringlich elend zu machen. Denn das wird gewiß geschehen, wenn Du nicht mit Eifer und Fleiß Dich zu einem ordentlichen Beruf vorbereiten und zeigen wirst, daß meine Güte und die Schonung, die Du die Zeit Deiner Jugend genossen, nicht vergeblich gewesen, sondern daß Du ein braverer Junge bist, als diejenigen werden, welche in der Jugend mehr geplagt werden.“

Später kam Jacob zur Erlernung der Handelschaft in das Haus S. Battier in Basel, doch scheint er kränklich gewesen zu sein. Dieses Haus hatte sich insofern um Pestalozzi verdient gemacht, als es ihm Mittel zum Anbau seines Gartens gewährte, der jetzt auch einen nicht unglücklichen Erfolg hatte und der eigentlichen Ursache der Genesung machte, wodurch, wie Nicolovius erzählt, wenn auch nicht eine sorgenlose, so doch freundlichere Zeit für das Pestalozzi'sche Haus anbrach. Aus Dankbarkeit widmet Pestalozzi den 4. Theil von „Lienhard und Gertrud“ Herrn Felix Battier Sohn in Basel, wobei er ausspricht: „Freund! Du fandest mich wie eine zertretene Pflanze am Weg und rettetest mich unter dem Fußtritt der Menschen! — Hes, Freund, diese Bogen und nimm meinen Dank für die wichtigsten Gesichtspunkte derselben, die ohne Dich nie so weit zur Reife gekommen wären.“

Ueber die Stimmung und das Streben Pestalozzi's in jener Zeit gibt jene Widmung vom 1. April 1787 auch Aufschluß: „Freund! Die Last meiner Erfahrungen liegt noch schwer auf mir; noch leb' ich, wie im Traum, im Bild dieses Thuns, und mein Streben nach diesem Ziel endet nicht in mir, so lang ich athme — und so lang ich athme, bin ich nicht in meiner Sphäre, bis ich für die ersten Gesichtspunkte meines Lebens wirklich thätig werden kann.“

Pestalozzi schrieb um diese Zeit auch über Zucht- und Irrenanstalten, welche Handschriften jedoch verloren gegangen sein

sollen. Vielleicht sind Auszüge daraus in den betreffenden Stücken des Schweizerblattes enthalten.

Ueber den Sohn Jacob füge ich noch Folgendes bei. Er kam 1790 wieder auf den Neuhof und verheirathete sich im Jahre 1791 mit Magdalene Fröhlich aus Brugg. Ein Zwillingsspaar, welches ihnen 1793 geboren wurde, starb bald nach der Geburt; eine Tochter, Marianna, welche 1795 geboren wurde, starb 1802, ein Sohn, Gottlieb, der 1797 geboren war, lebte bis 1863. — Das Leiden Jacobs, ein heftiges rheumatisches Uebel, wurde immer gefährlicher und mochte ihn wohl sehr mißmuthig machen; 1797 war es so schlimm, daß Mutter Pestalozzi seinen Tod erwartete; aber durch die sorgsamste Pflege, namentlich der Elisabeth Näf, wurde das theure Leben noch bis 1801 gefristet; schon seit 1797 war er an einer Seite gelähmt, 1801 traf ihn noch ein Schlagfluß, der endlich seine schweren Leiden endigte. Seine Mutter schreibt in ihr Tagebuch: „Es gesiel Gott, ihn durch einen sanften Tod zu sich zu nehmen. Friede, sanfter Friede Gottes sei in seiner Brust; Gottes Erbarmen über ihn und seinen von uns entflohenen Geist! Er wolle dir, treues, liebes Kind, einen schönen, reichen Ersatz für deine überstandenen Leiden schenken und uns, die wir dich so innig und herzlich geliebt, nicht lange von dir trennen.“ Die Mutter war in der Stunde des Abscheidens nicht zugegen. „Aber Gott vergönnte mir noch, ihn auf seinem Lager in seiner Engelsgestalt zu sehen. Seine Miene und sein Mund waren Beweise der Güte seines Gottes und daß er ihn zum Engel in seinen Himmel aufgenommen hat. Anbetung sei Ihm, und Dank in Ewigkeit!“

Ich kehre in die frühern Jahre zurück. Es ist uns über die Zeit von 1780 bis 1798 aus Pestalozzi's Leben nur wenig bekannt; sein Leben verfloß auch sehr einförmig und oft war er in der gedrücktesten Stimmung. Es läßt sich das denken. Ein Mann von solcher geistiger Kraft ohne praktische Thätigkeit, ein Mann von so weit reichenden Ideen und durch die Verhältnisse behindert, diese Ideen ins Leben umzusetzen, ein Mann von so reiner Vaterlandsliebe und doch von den damaligen aristokratischen Machthabern verlassen und unterdrückt, ein Mann mit einem fürs Wohl der Menschheit so glühenden Herzen und dabei zertreten und verachtet: wie hätte er auch sich in seinem damaligen thatenlosen Leben befriedigt fühlen können? Mitunter hielt er sich wohl in Hallwyl oder Richterswyl auf, 1792 unternahm er sogar eine Reise nach Deutschland, um seine Schwester in Leipzig zu besuchen, auch trat er in den Illuminatenorden ein, aber auch bald wieder aus, da er dort nicht fand, was er erwartet hatte: das waren die einzigen Abwechslungen, die er in 18 Jahren hatte; aber Abwechslungen wollte er nicht, sondern ein Feld seiner Thätigkeit. Durch Baggesen wurde er nach Dänemark eingeladen, aber er kam nicht dahin, ebensowenig, wie der nachmalige deutsche Kaiser Leopold, der früher

mit ihm in Verbindung gestanden und ihn nach Toskana hatte ziehen wollen, sich später seiner annahm.

Sicherlich hat er in dieser Zeit noch manche Schriften verfaßt, die aber leider mit andern Manuskripten verloren gegangen sind.

Sehr bezeichnend für Pestalozzi's Lage ist es, daß Fellenberg, der in den Regierungskreisen bekannt war, ihn gewarnt hatte. Die damaligen Regierungsmitglieder hielten ihn also für gefährlich. Pestalozzi erwidert darauf: „Freund, ich bin mehr als sorgfältig, ich bin unschuldig, also seien Sie ruhig. Alle Muthmaßungen würden an meiner Unschuld zu Schanden werden.“ Jedenfalls war er auch in der Umgebung seines Wohnsitzes als gefährlich verschrien worden; deshalb schreibt er: „Auch in meiner Gegend ist's ruchbar, ich sei nationalisch worden und ginge nach Paris; einige Pfarrweiber der Nachbarschaft kreuzigen sich vor dem demokratischen Kezer. Ich erwarte mit Ruhe das Spiel der Verläumdungen, das eine Folge solcher Weiberangriffe sein wird. In dessen wird Lienhard und Gertrud ein ewiges Denkmal sein, daß ich meine Kräfte erschöpft, den reinen Aristokratismus zu retten; aber meine Bemühungen fanden nichts als Undank zum Lohn, so sehr, daß der gute Kaiser Leopold noch in seinen letzten Tagen von mir, als von einem guten Abbé de St. Pierre, redete. Kurz, wer sich nicht selbst helfen will, dem kann Niemand helfen, und nichts ist gewöhnlicher, als daß Leute, die sich selbst zu Grunde richten, zu aller Niedrigkeit und zur Verläumdung ihre Zuflucht nehmen.“ ... „Das Bild der Aristokratie und Monarchie ist nichts anderes, als die Verengerung und Vereinzelnung der demokratischen Gewaltthätigkeiten gegen das wahre Staatsinteresse. (P. scheint damit einen Gedanken aus seinen „Nachforschungen zc.“ auszusprechen.) Also suche ich alle Grundfehler der Verfassungen in den Irrthümern der Demokratie, wo sie sich am offenbarsten zeigen. Nicht wahr, die Herren des obern Parlaments werden mir doch wenigstens für den schönen Teller Dank wissen, auf dem ich ihnen meine Pillen, aber wahrscheinlich nicht um ihretwillen, präsentire... Bei der durch den Despotismus abrutirten Volksklasse ist nicht das Geringste durch sie selbst zu hoffen, höchstens Schrecknisse, die den Volksruin mit dem Ruin der Fürsten verbinden. Also müssen wir von allem, was geschieht, zurücktreten und für uns selbst mitten unter den Schrecknissen, an denen wir keinen Theil nehmen, die von allen Begegnissen unabhängigen Wahrheitsfundamente suchen, die mit keinem Zeichen weder der demokratischen, noch der aristokratischen Zeitwuth gebrandmarkt, vorzüglich bei denen Eingang finden, deren Lage und Umstände zur Beförderung gemeinnütziger Arbeiten vorzüglich geschikt sind.“

Zwanzigstes Kapitel.

Wichtige Bekanntschaften.

Der Ruf, den sich Pestalozzi durch seine Schriften, namentlich durch „Rienhard und Gertrud“ erworben, brachte ihn mit manchem hochgestellten Manne und vielen hervorragenden Geistern in Berührung. Vom Kaiser Leopold, dem Grafen Hohenwart, dem Grafen Zinzendorf habe ich schon berichtet; bei Gelegenheit seiner Reise nach Deutschland war er mit Klopstock, Wieland, Jacobi, Göthe und Herder persönlich zusammengekommen; er hat in seinen Schriften nichts über diese Zusammenkünfte niedergelegt; von letzteren beiden aber wissen wir, daß sie sich dieses schweizerischen Gegenstücks von Lavater ganz besonders erfreuten.

So viel ist sicher: Pestalozzi machte, nicht durch seine äußere Gestalt, wohl aber durch seine innere Kraft, seine gehaltvollen, sittlichen Ideen auf alle, die ihn nur einigermaßen erkennen konnten, einen tiefen und bleibenden Eindruck. So lernte ihn um jene Zeit der Baron v. Herbert in Zürich kennen und ward von ihm so mächtig angezogen, daß er in schwerer Krankheit, kurz vor seinem Tode, nur den einzigen Wunsch hatte, seine Tage in Pestalozzi's Hause beschließen zu können. Treffend und ehrenvoll ist das Urtheil, welches dieser durch die Fichte'sche Philosophie gebildete und für alles Hohe begeisterte Mann im Jahre 1797 über Pestalozzi fällt: „Dies ist doch auch einer der edelsten Menschen seines Zeitalters! Er hat vor andern Menschen viel darin voraus, daß er sich aus der öffentlichen Achtung, in die ihn Noth und die Eigenart seiner Natur geworfen, durch sich selbst herausgearbeitet hat, — gewiß ein seltenes Beispiel von Heldenkraft, zumal da ihn gar keine eigentlich wissenschaftlichen Kenntnisse unterstützten, denn seit seinen Schuljahren hat er darin nichts gethan. In dieser Hinsicht sind sein „Rienhard und Gertrud“ und seine Nachforschungen über das Menschengeschlecht wahre Wunder. Nur wünsche ich, daß dieser Johannes in der Wüste mehr Deutlichkeit in seinen Predigten hätte.“

Von den übrigen Bekanntschaften, die er in jener Zeit machte, hebe ich nur zwei hervor, weil sie für seine Bestrebungen und die Verbreitung seiner Ideen und seines Werkes von großer Bedeutung waren, die mit Fichte und Nicolovius.

Fichte war als Hauslehrer in Zürich (1788—90) mit ihm bekannt geworden; nach seiner Verheirathung mit der Tochter des Wagenmeister Rahn zu Zürich (1793) verlebte er fast ein Jahr daselbst. Waggesen, der ihn in dieser Zeit mit Fernow besuchte, wollte Pestalozzi kennen lernen. Fichte war durch seine Gattin, eine innige Freundin der Gattin Pestalozzi's, mit diesem

bekannt geworden und er hatte, wie es in der von seinem Sohne verfaßten Biographie heißt, bald in dem Manne von äußerlich abstoßender Form ein tiefstliegendes Kleinod entdeckt, das er ans Licht zu fördern und zu allgemeiner Würdigung zu bringen wünschte. Er ging also mit Fernow und Baggesen nach Richtersmühl, wo sich damals Pestalozzi aufhielt, und blieb mehrere Tage dort. Dieser Besuch vollendete ihre Freundschaft, wie ihre gegenseitige Anerkennung. Pestalozzi theilte ihm mit der begeisternden Wärme seines persönlichen Wortes, deren er so sehr fähig war, seine umfassenden Pläne über Volkserziehung mit, und Fichte, ergriffen von der Wichtigkeit dieses Gedankens, sagte ihm auch in seiner abweichenden Laufbahn jede Unterstützung zu, deren er fähig wäre. Daß und wie er sein Wort gelöst, und in welchem Wendepunkte der deutschen Bildung, werden wir später noch näher sehen. Er blieb auch ferner mit ihm in schriftlichem Verkehr.

Am 16. Januar 1794 schrieb Pestalozzi an Fellenberg: „Fichte rezensirt Lienhard und Gertrud mit Rücksicht auf die Grundsätze der Kantischen Philosophie . . . Ich freue mich, durch meine mündliche Unterredung mit Fichte schon überzeugt zu sein, mein Erfahrungsgang habe mich im Wesentlichen den Resultaten der Kantischen Philosophie nahe gebracht.“

Ueber den Eindruck, den Pestalozzi bei jener Begegnung auf Fernow gemacht, schreibt dieser: „Pestalozzi ist ein Mann zwischen Bierzig und Fünzig, häßlich und blatternarbig von Gesicht, simpel in seiner Kleidung und seinem Aeußern wie ein Landmann, aber so voll Gefühl, wie ich wenig Menschen kenne und worin ihn nur Baggesen übertrifft, dabei voll trefflicher praktischer Philosophie, die auch in allen seinen Schriften athmet. Mit diesen beiden Männern schwanden uns die Stunden wie Secunden, und ich habe diesen Tagen viele selige Augenblicke zu danken.“

Kurz vorher hatte Nicolovius, der damals noch in holländischen Diensten stand, Pestalozzi auf einer Reise, die er 1791 mit dem Grafen Stollberg machte, in Zürich kennen gelernt. Er wollte den berühmten Verfasser von *Lienhard und Gertrud* sehen, und es traf sich auch gerade, daß Pestalozzi nach Zürich kam; sie schlossen sich beide an einander an und Pestalozzi lud Nicolovius auf sein Landgut ein, welcher Einladung dieser auch Folge leistete. Ueber die erste Begegnung schreibt Nicolovius: „Ich habe mit einem Manne Bekanntschaft gemacht, der wirklich in jedem Sinne ein Mann ist, geläutert durch die Höllefahrt der Selbsterkenntniß und mit apostolischem Geist erfüllt. Lavater ehrt ihn, wie jeder ihn ehren muß, zählt ihn aber unter die beinahe incorrigiblen Menschen, die da glauben, man könne der Menschheit auf einmal helfen und sie erleuchten . . . Das kann ich Dir sagen, daß es Pestalozzi mit der Wahrheit Ernst ist, wie Wenigen, daß ich nie so viel Kraft und

Sanftmuth, so viel Wunsch zu wirken und so viel stilles Harren auf Winke der Vorsehung vereint sah.“

Ein reicher Briefwechsel war die Folge dieser Bekanntschaft und es sind uns darin herrliche Goldkörner aufbewahrt. Pestalozzi war ganz beglückt, in Nicolovius einen Mann gefunden zu haben, „dessen Denkungs- und Empfindungsart so vielseitig mit der meinigen harmonirt, daß meine Endzwecke von ihm in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen und in allen Beweggründen gefühlt werden können. Ich könnte von der Vorsehung kein größeres Glück wünsch und bitten, und mit diesen Empfindungen, lieber, edler Mann! schließe ich Sie an mein Herz und freue mich ihrer Freundschaft... Bleiben Sie mein Freund — auch wenn Sie alle Schwächen meines Lebens und meines Alters gesehen, auch dann, ich bitte Sie darum, bestreben Sie sich nicht weniger, das Wahre, das Sie in meinen Plänen erkennen, zu befördern, und je größer Sie meine Schwäche im Vergleich mit denselben finden, desto mehr bieten Sie mir Ihre liebreichen Hände.“

Wie hoch Pestalozzi Nicolovius schätzte und was er von ihm erwartete, geht aus folgenden Worten desselben an die Gräfin Neventlow hervor: „Freundin, es ist eine große Last um ein verlor nes Leben. Aber ich habe Nicolovius gefunden und glaube mein Leben nun nicht mehr verloren. Seine Freundschaft erhebt mein Herz und Hoffnungen leben wieder in meiner Brust, welche die Lügen der Welt in mir sinken gemacht.“

Ja Pestalozzi verstieg sich sogar bis zu folgendem Wunsche: „Bei Ihrer Umarmung schlug mir mein Herz: — O wären Sie mein Sohn! Und seitdem ich Ihre Treue und Liebe genieße, schlägt mir mein Herz oft bei dem Gedanken: O wären Sie mein Sohn! — dann würde ich nicht so isolirt aus der Welt gehen, — ich würde denen, die nach mir kommen, mehr als mich selber hinterlassen. Nicolovius! Stoße den bittenden Alten nicht weg — werde Erbe meiner Wünsche für die Menschheit — werde Aufbewahrer der Erfahrungen meines Lebens, der Fortarbeiter meines zerrütteten Werkes — und fordere von mir Treue und Handbietung bis — an mein Grab!“

Bezeichnend für seine damalige Stimmung, aber jedenfalls zu scharf in der Beurtheilung seiner selbst, ist folgender Brief Pestalozzi's vom 1. October 1793:

„Freund, im Gedräng meines Lebens verwirrt, trank ich wenig aus den reinen Quellen, aus denen die weisesten und besten Menschen, indem sie die innere Heiligung ihres Wesens zum ersten Geschäft ihres Lebens machen, hohe Kräfte schöpfen; — ach, das ganze Treiben meines Lebens ist unger einigt von Selbstsucht und gemeinen Neigungen!

Ich war zwar freilich von meiner Jugend an für jedes Gute empfänglich und für vieles lebhaft eingenommen, aber der Noth der

Welt, durch welchen ich mich durcharbeiten sollte, hatte eine andere Ordnung, die ich nicht verstand und für die ich nicht gebildet war; ich ward im kritischen Zeitpunkt meiner jugendlichen Ausreifung über meine Kräfte überladen und dadurch in Verwirrung gebracht und in einem hohen Grade unbefriedigt und mißstimmt. Also ging ich schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen, und Urtheilen, die mich von derselben weglenkten, den todtten Weg meines Zeitalters; ich ließ das Wesentliche der Religion in meinem Innersten erkalten, ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden.

Ich verachte die Papierwissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und Menschen, ebenso wie die Winkelexperimente, mit denen Lavater der armen Papierwissenschaft über diesen Gegenstand zu Hülfe kommen wollte; aber ich verlor wahrlich die wesentliche Kraft, die die wahre Gottesverehrung dem stillen Edlen ertheilt, indem ich, sorglos für mich selbst, die Schale dieses guten Kernes nirgend des Aufhebens würdig und den Kern nirgend nur Labsal und Befriedigung sichernd um mich fand. Also ward ich nach meinem eigenen Gefühl in diesem Zeitpunkt im Wesentlichen dessen, was die menschlichen Kräfte zu ihrer größten Reinheit ausbildet, sehr zurückgesetzt; vorzüglich und besonders verminderte der Schwindel meines unreifen Erziehungsstraums meine innere stille Kraft; — ich ward durch Wirthschaftsfehler in diesem Gegenstand für ein halbes Menschenalter der geschlagene Knecht eines Irrthums, dessen einseitige Wahrheit ich zu einem Bösen gemacht habe. Im unsaglichen Elend, das die Folgen dieses Götzendienstes über mich verhängten, verschwand die Kraft der wenigen religiösen Gefühle meiner jüngern Jahre . . .

Ich kann und soll also nicht verhehlen: Meine Wahrheit ist an den Noth der Erde gebunden und also tief unter dem Engelsing, zu welchem Glauben und Liebe die Menschheit zu erheben vermag. Du kennest Glühlphi's Stimmung, — sie ist die meinige; ich bin ungläubig, nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte, sondern weil die Summe meiner Lebensindrücke den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben.

Von meinen Schicksalen also geführt, halte ich das Christenthum für nichts Anderes, als für die reinste und edelste Modifikation der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das große Geheimniß und das einzig mögliche Mittel, unsre Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredlung näher zu bringen, — oder um mich deutlicher auszudrücken, durch die innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft der Vernunft über die Sinne zu gelangen.

Das, glaube ich, sei das Wesen des Christenthums, aber ich glaube nicht, daß viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden; ich glaube das Groß (Gros) der Menschheit

so wenig einer solchen allgemeinen Beredlung fähig, als ich dasselbe im Allgemeinen fähig glaube, irdische Kronen zu tragen.

Ich glaube, das Christenthum sei das Salz der Erde, aber so hoch ich dieses Salz auch schätze, so glaube ich dennoch, daß Gold und Stein und Sand und Perlen ihren Werth unabhängig von diesem Salz haben und daß die Ordnung und Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhängig von demselben muß ins Auge gefaßt werden. Ich glaube nämlich, aller Noth der Erde hat seine Ordnung und sein Recht unabhängig von dem Christenthum, und, Freund, indem sich meine Wahrheit auf das Forschen nach diesem Recht und nach dieser Ordnung beschränkt, fühle ich die Schranken meines Gesichtspunktes ganz, aber dann ahnet mir auch, meine Stimme sei wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste, einem Andern, der nach mir kommt, den Weg zu bereiten — es ist mir oft nicht anders, als ich wüßte selbst nicht, was ich thue und wohin ich gehe. Indessen reißt mich mein Herz zu jedem Wort, das ich rede, mit unwiderstehlicher Gewalt hin, und indem ich vom Zauber der Schranken, der mich umfesselt, selbst leide, kann ich mir das Zeugniß geben, es ist mir in dem Kreis, über den ich nicht hinauszugehen vermag, bei jedem Wort Ernst, das ich rede. So stehe ich ferne von der Vollendung meiner selbst und kenne die Höhen nicht, von denen mir ahnet, daß die vollendete Menschheit zu ihnen hinaanzuklimmen vermag.

So viel, Freund, für dies Mal von meinem Nicht-Christenthum . . .

Ich bin nun in Richtersweil. Dr. Hoze macht eine Reise von etlichen Monaten und ich bin nun in seiner Abwesenheit in seinem Haus ohne Geschäft und ohne Zerstreuung. Freue dich, Freund, dieses Glückes, das ich nun einige Monate genießen werde.“

Ich habe diesen Brief in seiner Vollständigkeit, so weit er bis jetzt veröffentlicht ist, wiedergegeben, weil einige Biographen aus einzelnen Aeußerungen desselben wirklich herausgelesen haben, daß Pestalozzi kein Christ gewesen, daß ihm wenigstens die Erkenntniß des Heils gemangelt habe. Wer aber so über sich selbst urtheilt, wer die Wahrheit des Christenthums so auf sich anwen-det, wer es so hoch über den Noth der Erde stellt: der sollte kein Christ sein, dem sollte die Erkenntniß des Heils gemangelt haben?

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die französische Revolution.

Es läßt sich erwarten, daß die französische Revolution auch an Pestalozzi, dessen ganzes System zur geistigen und sittlichen

Bildung des Volkes ja auf der Voraussetzung einer gesunden Staatseinrichtung sich aufbaute und der mit den damaligen politischen und sozialen Verhältnissen nicht übereinstimmen konnte, einen aufmerksamen Beobachter, vielleicht sogar einen beredten Vertheidiger finden würde, wozu ihn seine lebhaftere und leicht erregbare Natur und die Hoffnung, auch persönlich durch Veränderung der politischen Lage von dem Drucke, den sie für ihn mit sich brachte, befreit zu werden, leicht hätte bewegen können. Einen aufmerksamen Beobachter fanden die erschütternden Weltereignisse allerdings an Pestalozzi, aber keinen enthusiastischen Vertheidiger; er beurtheilte die Erscheinungen vielmehr ruhig und objectiv, später verurtheilte er sogar die Ueberschreitungen.

Die Nationalversammlung hatte ihn neben Klopstock, Schiller und Campe mit dem französischen Bürgerrechte beschenkt und die Einladung an ihn ergehen lassen, nach Frankreich zu kommen, um seinen Rath wegen Errichtung des Erziehungswesens zu ertheilen. Er ist nicht hingegangen; die Ausschreitungen der Revolution haßte er. So schreibt er 1792 an Fellenberg: „Ich habe in meinem Leben immer die bürgerliche Aufklärung geliebt, aber auch immer zugleich so bestimmt, als vielleicht Wenige, behauptet, daß diese Aufklärung am besten durch Erhaltung der bürgerlichen Ordnung und durch Anbahnung ihrer vielseitigen Beförderungsmittel erzielt werden könne;“ zugleich sprach er aber die Absicht aus, „über mehrere Theile der Gesetzgebung für Frankreich zu arbeiten.“ Das scheint er nun zwar nicht in dieser Weise ausgeführt zu haben, wohl aber veranlaßte ihn die Revolution zur schriftlichen Darstellung seiner Gedanken über dieselbe.

Es steht mir nämlich aus jener Zeit eine noch ungedruckte Schrift „über den Ursprung der französischen Revolution“ zu Gebote*), die etwa gegen Ende des Jahres 1792 verfaßt, und die, weil sie die einzige Quelle zur Kenntniß der Pestalozzi'schen Anschauungen über diese Verhältnisse enthält, von ganz besonderer Wichtigkeit ist, ganz abgesehen von den darin ausgesprochenen tiefen Gedanken.

Er spricht sich in dieser Schrift allerdings unumwunden gegen die Verirrungen des französischen Hofes aus, aber ebenso gegen die Allmachtsansprüche des Volkes.

„An allen Höfen und an allen Regierungssitzen windbeutelten Menschen, die wie Schwämme aus dem Mist hervorwachsen, mit den Souverainsrechten gegen jene Menschen, die nur Unterthanenrechte beanspruchten. Alle diese Verirrungen der Vernunft, der Staatskunst und der gesellschaftlichen Ordnung, die damals unter dem Schilde der Lilien von Versailles ausgingen, hatten allgemein

*) Dieselbe findet sich jetzt gedruckt im 16. Bande der neuen Ausgabe der Werke Pestalozzi's.

die Allmachtsansprüche der Krone zu ihrem Fundament, wie die gegenwärtigen Verirrungen die Allmachtsansprüche des Volks zu ihrem Fundament haben.“

„Ludwig XIV. zeigte dem staunenden Europa die Monarchien-
grundsätze, wie sie vorher im altrechtlichen Welttheil nie strahlten.
Er hob die Rechte unabhängiger Fürsten auf, wie die Rechte der
Schuster. Er sprach in Kraft seiner Salbung mit Rheimsr Del
die Rechte der Gottheit an und bildete den Welttheil zu einem
Sklavendienste, wie ihn keine Mohren und keine Türken zu leisten
im Stande wären ... und gewöhnte sein Reich durch Konfiskationen,
Ezekutionen und die Bastille an diese neue Ordnung der Dinge.

Der Welttheil folgte der französischen Mode und die Rechte
und Freiheiten aller Stände waren nach ein paar Generationen
also zu todten Gerippen gemacht, daß die neuere Regierungskunst
mit ihnen sammt und sonders nichts mehr zu thun wußte, als sie
zu verspotten.“

„Zu solchen Phantastenbegriffen waren die Kron- und
Souveränitätsrechte ausgeartet in der Epoche, die dem Revolutions-
schwindel vorhergegangen.“

„Beides (sowohl die Ausartung der Kronrechte, als der Revo-
lutionschwindel) kann dem wahren Freunde eines gesetzlich guten
Zustandes der gesellschaftlichen Menschheit nicht genug thun.“

Er tadelt die Geistlichen scharf, die den Höfen schmeichelten
und dadurch das Unrecht vermehrten; er tadelt die Vermengung
des christlichen und des weltlichen Gebietes, denn „das Evangelium
ist kein System des bürgerlichen Rechtes; es nimmt sich der Dinge
dieser Welt weder rechts noch links an, es macht keinen zum Herrn
und keinen zum Knecht . . . Die niedern Stände bedürfen des
Trostes und die obern haben die Einschläferung so wenig nöthig,
als je . . . Der Heiland hat nie advocatirt, am wenigsten für
die großen Herren. Wenn er es für Jemand gethan hätte, so wäre
es für diejenigen geschehen, denen er zugerufen: Kommet her zu mir
alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“

Aus solchen Verirrungen leitet er die Revolution ab, die
naturgemäß kommen mußte.

„Es ist kein Mittelweg: Entweder muß Europa durch Despotie
in Barbarei versinken, oder die Kabinette müssen mit Redlichkeit in
das, was an dem Freiheitswunsch der Menschheit wahr ist, eintreten.“

„Es hilft in diesem Falle nichts, als ein neues Erwachen der
Vaterlandsliebe und der reinen Grundsätze, auf denen das Wohl
des Vaterlandes und aller Staaten beruht.“

Er beklagt es, daß, wie diese Grundsätze bei ihren früheren
Königen nicht zu finden gewesen, sie auch jetzt beim Volke fehlen,
spricht den Gesetzgebern der französischen Nation scharf ins Ge-
wissen und tadelt namentlich die wilde Gottesverleugnung. „Trauert,
ihr Franken! Die Zügellosigkeit der Naturverwilderung herrscht

noch in Eurer Mitte, sie herrscht in Eurer Hauptstadt! Eure Gesetzgebung verirre sich nicht so tief, das erste Mittel gegen diese Uebel zu verachten!"

Nachdem er zu Frankreich gesprochen, wendet er sich an sein Vaterland, daß es nicht die Form seines Freiheitsbegriffes auf andere Staaten zu übertragen versuchen soll; „Europa kann zur gänzlichen Auflösung der bürgerlichen und religiösen Bande seiner alten Verfassungen, ohne sich seinen gänzlichen Ruin herbeizuziehen, nicht Hand bieten. Das Gros des Volkes ist bei Weitem nicht gebildet, immediaten Antheil an der Verwaltung oder auch nur an der Gesetzgebung zu nehmen.“

Schließlich redet er noch zu den deutschen Fürsten, namentlich dem deutschen Kaiser. „Deutscher Kaiser! Wenn je ein Volk würdig ist, durch gesetzlich gesicherte Rechte zu einem höheren Grade von Wohlstand und bürgerlicher Kraft emporgebildet zu werden, so ist es das deutsche. Es ist ein biederes, in sehr beschränkter Lage zufriedenes, Ordnung und Recht liebendes, bei Pflicht und Beruf männlich ausharrendes Volk. Anarchie ist wider seinen Geist; es sucht durch alle Rechte und Privilegien, an denen es innig hängt, nichts anderes, als Sicherheit für seinen Heerd und Friede für seine Hütte.“

Er endet mit einem Traumgesicht. „Ich fand mich in einem ungeheuren Tempel. Alle Fürsten Deutschlands waren darin versammelt, unabsehbare Völker standen hinter den Fürsten, und der Boden des Tempels war naß von den Thränen der Völker.“

Diese klagten: Wir sind rechtlos, undersorgt und unglücklich — ach ihr Väter, helfet! helfet!!

Der dumpfe Ton ihrer Klagen hallte in den Gemächern des Tempels.

Die Fürsten wandten ihr Angesicht gegen die Völker; ich sah es, sie streckten ihre Arme aus, ihnen zur Handbietung.

Aber plötzlich, wie Meereswogen im Sturm, drängte sich eine Wolke von Menschen zwischen die Fürsten und ihre Völker; diese schrieken wie wüthende Leute: Zurück, ihr Aufrührer, zurück!!

Die Völker wichen und die Wohlbiener blendeten die Fürsten mit heuchlerischen Worten, daß sie ihr Ohr von den Klagen der Völker wegwendeten. — Sie hießen es impietas in principibus, daß die Völker mit Thränen in den Augen vor ihnen erschienen — sie nannten ihre Thränen Heuchlerthränen und behaupteten, das Volk wäre alles nur selbst schuld an seinem Unglück; wer seiner Pflicht treu sei, der sei niemals unglücklich; ihre Klagen über Unrecht seien Hochverrath, die Völker müßten sich von den Fürsten brauchen lassen, wozu es nöthig sei, und wer dagegen ein Recht anspreche, der sei ein Narr oder ein Schurke; die Fürsten dürften in keiner Sache gegen das Volk um ein Haar breit nachgeben, — und noch viel Anderes, viel Härteres redeten sie gegen das Volk. —

Ich sah die Fürsten erblassen. — Dann hörte ich Stimmen des Fluchs und der Rache unter den Völkern gegen die Väter, die den Fürsten also in den Ohren lagen. Die wilden Stimmen des Aufsturus wirbelten jetzt in dem Tempel —

Aber plötzlich leuchtete ein himmlischer Glanz auf dem Altar und alle Stimmen verstummten.

Deutschlands Genius erschien vor den Fürsten.

Die Fürsten kannten den Genius und knieten nieder.

Da redete Deutschlands flammender Genius zu den Fürsten:

Wie tief ist mein Volk gesunken! Hermanns Söhne dienen nicht mehr ihren Fürsten, sie dienen dem fürstlichen Unsinn. Das thaten ihre Väter nicht, und die Fürsten ihrer Väter träumten sich's nicht, daß sie das schuldig wären.

Deutschlands heiliges Recht, das in Landesnoth und Landesgefahr den letzten deutschen Mann seinem Fürsten dienstpflichtig macht, schützt Hermanns letzten Sohn, wo keine Landesnoth ihn von seinem Heerde ruft, bei seinem Weib und bei seinem Kind, — und dieses Recht ist nicht mehr — —

Ich habe euren Verirrungen die Rechte der Stände entgegen-
gesetzt, — diese Stände sind nicht mehr!

Ich habe der Ausartung eurer Macht durch die Rechte des Adels Schranken gesetzt, — diese Rechte sind nicht mehr!

Ich habe euch durch tausend kleine Rechte der Bürger und des niedern Volkes zur Aufmerksamkeit auf die Stimme der Völker hingelenkt, — ihr ließt Städte und Dörfer zu Grunde gehen, damit das Volk keine Stimme mehr habe. — Ich segnete die Lieblinge des Landes, aber der Segen meiner Lieblinge sollte nicht der Fluch deutscher Männer, er sollte nicht zum Schlund werden, in dessen Abgrund alle Kraft und alles Recht des Schwächern versinken muß — und doch ist es geschehen! — Hermanns Söhne, was habt ihr gethan? Europa's bestes Geschlecht ist zu einem Dienstgesindel erniedrigt und mein Volk, das, wenn es seine Rechte erhalten hätte, mit dem Wohlstand Englands wetteifern könnte, wimmelt von Soldaten und Bettlern.

Ich klage vor den versammelten Söhnen Hermanns, daß — —

Jetzt erhob sich eine Stimme unter den Fürsten, wie die Stimme eines brüllenden Löwen:

Versammelte Fürsten! Auf von euren Knien! Das ist nicht Deutschlands Genius! Das ist ein Geist, der den heiligen Glauben der Väter und das Recht der Fürsten antastet!

Aber der Genius Deutschlands senkte mit dem flammenden Schwert seine grauen Haare und sagte zu ihm:

Erkenne dich selbst!

Da nannte sich der Großinquisitor vor der versammelten Menge, und nannte sich einen Heuchler und einen Mörder, und

beichtete, Deutschlands halbes Recht und halbes Blut liege auf seiner Seele. —

Der Zorn der Fürsten war schrecklich; wie ein rasselnder Donner hallte der Fluch der Fürsten wider den Heuchler und den Mörder in den Hallen des Tempels, und der Donner der versammelten Völker stimmte in den Fluch der Fürsten — dann fiel ein Vorhang hinter dem Altar, und die Ahnen der Fürsten knieten hinter dem Genius, in Trauer verhüllt, und streckten ihr Angesicht gegen die Erde.

Der Genius sagte den Fürsten: Eure Ahnen trauern ob eurem Unrecht.

Die Fürsten erkannten ihre Ahnen. — Hoch schwall jetzt der Geist der Vorzeit in der Brust der Fürsten; sie riefen mit einer Stimme: Genius des Vaterlandes, gib uns Wahrheit und versöhne uns mit unsern Vätern und mit unsern Kindern!

Der Genius antwortete: Die Wahrheit, die ihr sucht, schwimmt in euern Thränen! Schwöret in die Hand eurer Ahnen: Deutschlands alte Kraft, Deutschlands alte Treue und Deutschlands altes Recht wiederherzustellen. —

Da schwuren die Fürsten Deutschlands in die Hand ihrer Ahnen, Deutschlands alte Kraft, alte Treue und alte Rechte wiederherzustellen.

Da sah ich Deutschlands Fürsten vereinigt mit ihren Völkern — und ich hörte die Stimme des Genius, die durch die Hallen des Tempels erschalle:

Das Vaterland ist gerettet!

Mein Herz schlug laut und ich erwachte von diesem Traum.“

Allerdings hatte Pestalozzi Großes erwartet von der französischen Revolution; allein der Gang der Ereignisse ward ihm zuwider; er hat deshalb wohl auch die oben charakterisirte Schrift nicht veröffentlicht. Würthete man ihm doch sogar die Niederträchtigkeit zu, eine Anklageschrift gegen die Obrigkeiten seines Vaterlandes zu verfassen. Aber nichts konnte den reinen und großartigen Charakter Pestalozzi's von dem Pfade der Wahrheit und des Rechtes abbringen; Parteileidenschaft bewegte ihn nicht, persönliche Vortheile kannte er nicht. Ohne Selbstüberhebung konnte er vertraulich, bei Gelegenheit jener schon erwähnten Mahnung zur Vorsicht seitens Fellenbergs, an diesen schreiben: „Das Vaterland hat keinen treueren Bürger, als mich; aber mein Urtheil über das, was das wahre Wohl der Menschheit betrifft, ist weder den Franzosen, noch den Schweizern feil.“

Zweundzwanzigstes Kapitel.

Die Revolution in der Schweiz.

Im Jahre 1798 ward auch die Schweiz in den Gang der revolutionären Ereignisse gezogen. Die Franzosen wollten auch andere Staaten mit ihrer Freiheit beglücken, natürlich nicht ohne Lohn; wie Holland und Venedig, so revolutionirten sie auch die Schweiz und leider waren die Verhältnisse meist der Art, daß das Volk über eine Abänderung seiner Verfassung und eine Erneuerung seiner Regierungen eben nicht Leid zu tragen brauchte. Pestalozzi hatte in seinen „Fabeln“ und seinen „Nachforschungen“ tauben Ohren gepredigt, ja mehr, er hatte sich nur Haß und Verfolgung zugezogen. Ohne große innere Verwüstung stürzten die haltlos gewordenen Zustände der Schweiz zusammen. Die Souveränität der Einzelkantone wurde am 29. März aufgehoben und an ihrer Stelle die eine und untheilbare helvetische Republik errichtet, an deren Spitze das aus fünf Mitgliedern bestehende Vollziehungsdirektorium stand, welches von den gesetzgebenden Räten — dem Senate und dem großen Rathe — gewählt wurde. Zur speziellen Geschäftsführung standen dem Direktorium vier Minister zur Seite. Auch die Stätten der Bildung wurden als allgemeine Staatssache erklärt, weshalb auch der neue Staat in A. Stapfer einen Minister der Künste und Wissenschaften erhielt. Welche Wirkung diese unblutige Revolution im Kanton Zürich hervorbrachte, haben wir schon im ersten Kapitel gesehen.

Pestalozzi begrüßte die neue Verfassung mit Freuden, aber auch mit der Ruhe eines Weisen. „Ich nahm die ganze Revolution von ihrem Ursprung an für eine einfache Folge der verwahrlosten Menschennatur, und achtete ihr Verderben für eine unausweichliche Nothwendigkeit, um die verwilderten Menschen zur Besonnenheit in ihren wesentlichsten Angelegenheiten zurückzulenken.“

Man bot ihm von Seiten der Regierung einträgliche politische Stellungen an, aber „ich wies“, wie er selbst schreibt, „die mir diesfalls geschehenen Anträge mit Standhaftigkeit von der Hand.“ Nichts für sich wollte er, er wollte sich im Gegentheil dem Volke opfern, deshalb sprach er damals das Wort aus: „Ich will Schulmeister werden.“

Eine dahin zielende Eingabe beim Direktorium wurde günstig aufgenommen, Stapfer trat mit Pestalozzi in Verhandlungen ein, aber die Ausführung verzögerte sich.

Unterdeß beschäftigte sich Pestalozzi mit politischen Fragen und suchte durch kleine Broschüren das Volk aufzuklären. So entstanden die „Revolutionschriften“; aber man wird vergeblich darin einen aufregenden und leidenschaftlichen Ton suchen, im Gegentheil, sie

sollten nur zur Aufklärung und Beruhigung des Volkes dienen; einige waren der in den gesetzgebenden Räten vorliegenden Verhandlung über schwebende Fragen gewidmet.

So verhandelten die gesetzgebenden Räte über die Frage, ob den Patrioten (Demokraten), welche von den frühern Regierungen verurtheilt waren, von den Mitgliedern derselben Entschädigung zu gewähren sei. Pestalozzi hatte gewiß Grund genug, gegen die früheren Regierungen eingenommen zu sein, trotzdem aber tritt er in dem „Worte an die gesetzgebenden Räte Helvetiens“ gegen die Entschädigung ein, oder er will die Sache wenigstens an ein unabhängiges Richtercollegium gewiesen wissen. „Gesetzgeber! Die Schadenerziehung der beschädigten Patrioten, sowie sie von euch eingelenkt wird, kann ohne euch vor Europa zu entwürdigen, ohne dem Vaterlande Unglück und Verachtung zuzuziehen, sie kann sogar ohne die drohendste Gefahr für Freiheit und Verfassung nicht statt haben. Auch ist diese Entschädigung nichts weniger als allgemein dringend.“ Pestalozzi hat seinem Charakter damit ein ehrenvolles Denkmal gesetzt.

Dagegen tritt er in dem Dialoge „über den Zehnten“ diesem Steuersystem als einem unwirtschaftlichen und den Ackerbau hemmenden entgegen. Wie die entehrenden Personaldienste und drückenden Feudallasten aufgehoben sind, so will er auch den Zehnt als Staatssteuer abgeschafft wissen.

In dem Revolutionsgespräch: „Wach auf, Volk!“ vermuthet man Aufforderung zur Vernichtung der Feinde der Freiheit, anstatt dessen tritt darin die Lehre auf, daß wenn das Volk im Großen nicht zur sittlichen Selbständigkeit gelange, es auch durch demokratische Formen nicht weiter käme, als unter den frühern Zuständen. „Das Allwachen des Volks ist nicht das Alleinwachen einzelner Klassen“, darum: „Wach auf, Volk! Kehre wieder zu deiner alten allbelebten Thätigkeit für alles Edle, Schöne und Gute! Werde nie wieder, was du vorhin wardest, aber verliere auch kein Gutes, das du vorhin hattest. Erwache — gehe vorwärts — werde mehr und werde besser, als du wardest. Fürchte dich nicht — deine beste Kraft ruhet in deinem Schoße. Das Vaterland rettet sich nur dadurch, daß du mithilfst, und nur dadurch wird Freiheit und Gleichheit dem Volk Wahrheit, Genuß und Leben.“

„An Helvetiens Volk“ redet er ebenfalls von sittlicher Selbstbestimmung, die die einzig wahre Grundlage aller Gleichheit und Freiheit ist. „Eine gute Verfassung ist zwar von einer schlechten, wie ein guter Acker von einem schlechten, verschieden; aber du weißt, es wächst weder auf dem guten, noch auf dem schlechten nichts um des Ackers selbst willen, sondern alles um der Arbeit und des Samens willen, die du darauf verwendest.“ — „Volk! Wenn du in der besten Verfassung nichts aus dir selber machst, so bist du darin nichts, und wenn du in der schlechten viel aus dir selber

machst, so bist du darin viel und deine Regenten können in jedem Fall nur in dem Grad, als du an dem Guten, das sie an dir thun wollen, selber hängest, dir dasselbe wirklich verschaffen.“ — Gutes Volk! Ich möchte in deiner Unschuld (d. h. in deinem frommen Leben und Streben) selber des Landes Heil suchen; ich möchte in dem biedern Sinn des gemeinen, armen, unparteiischen Landeseinwohners selber die Sicherheit des Landes gegen Irrthum, Zwietracht, böse Gewalt und gegen ein falsches, treuloses, böses Benehmen, von wem es immer herkommen möchte, suchen, und darum den Grundsätzen der Freiheit und Gleichheit in dir selbst die lebendige Kraft geben, ohne die sie für dich und mich und für einen jeden, wie der Glauben ohne Liebe, nichts mehr ist als ein tönendes Erz und eine klingende Schelle.“ Darum warnt er auch das Volk vor den „Zugendrehern“, aber ebenso „vor den Wölfen, die in Schafskleidern kommen“, wie auch „vor den Felsköpfen, die hinter einer jeden Staupe einen Bären sehen.“

Nur wenige verstanden ihn, viele wollten ihn nicht verstehen, daher seine spätern Klagen auch über diese Periode seines Lebens. „Wenige ausgenommen, lebten sie allseits nur in Pausbackengefühl, suchten Gewalt (Macht und Ansehen) und haschten nach wohlbesetzten Tischen.“ „Die bessere Wahrheit meiner frühern Tage, schreibt er später, war für Menschen, die um mich her lebten, nur Schall und Worte; um wie viel mehr mußte ihnen also meine jetzige Ansicht der Dinge eine Thorheit sein . . . Aber dennoch kannte ich das Volk und die Quellen seiner Verwilderung und Entwürdigung vielleicht wie Niemand; aber ich wollte nichts, gar nichts, als das Stopfen dieser Quellen und das Aufhören ihrer Uebel.“

Als sich die Angelegenheit wegen Errichtung einer Erziehungsanstalt unter den damaligen verwirrten Zuständen verzögerte, übertrug ihm der Minister Stapfer die Redaktion einer politischen Zeitschrift, welche zur Aufklärung des Volkes dienen sollte, und die am 8. September 1798 unter dem Namen „Helvetisches Volksblatt“ zum ersten Male erschien und von der etwa 10 Nummern seiner Redaktion angehören. Nur wenige Aufsätze darin sind von Pestalozzi selbst verfaßt.

In den „Revolutionskizzen“ läßt er Bauern gegenüber einen verständigen Mann den Einwand widerlegen, die neue Regierung wolle die Religion abschaffen. „Ich bin wie meines Lebens überzeugt, die neue Regierung will die Religion nicht abschaffen, und noch mehr, ich bin wie meines Lebens überzeugt, es ist denjenigen Personen, die die erste Ursach an diesem Gerücht sind, nicht um die Religion, sondern um etwas ganz Anderes zu thun . . Die liebe Religion muß doch Alles decken; die Menschen eifern für den Faß, der in ihrem Blut ist, und der sie nicht klug macht, und dann muß das für Gott und Christenthum sein . . . Setzet einmal den Fall, Herodes und die Obersten der Juden hätten in

Rücksicht auf die neuen Religionsbegriffe, die Jesus in Judäa ausbreitete, gesagt: Lehr' in Gottes Namen das Volk dein Evangelium, wie du kannst und magst, wir nehmen uns zwar deiner Lehre nichts an, denn wir sind Obrigkeit und können als solche dir nichts weiter vergönnen, als Freiheit, zu lehren und zu predigen; aber bei dieser wollen wir dich gegen Pharisäer und Sadduzäer und gegen einen jeden Mann, der dich daran hindern wollte, schützen und schirmen. — Liebe Leute, glaubet ihr, wenn die obrigkeitlichen Personen in Judäa mit dem Heiland also geredet hätten, er hätte von ihnen gesagt: Sie wollen die Religion abschaffen? Und doch hat die neue Obrigkeit mit euern Geistlichen noch nie anders als so gesprochen.“ Solche und ähnliche goldene Wahrheiten über die Religion und ihr Verhältniß zum Staat enthalten diese Revolutionskizzen noch mehrere.

Die andern Revolutionschriften sind der auswärtigen Politik, dem Verhältnisse zu Frankreich und zum deutschen Kaiser gewidmet. Wir dürfen diese Schriften um so weniger übergehen, weil man Pestalozzi aus seinem Eintreten für das Bündniß der Schweiz mit Frankreich schwere Vorwürfe gemacht hat, — mit Unrecht. Ich lasse ihn selbst seine Ansichten in Hauptstellen aussprechen.

„Bürger Helvetiens, Frankreichs Sieg ist Eure einzige Rettung, .. wenn Frankreich unterliegen sollte, dann wäre unser Vaterland auf immer verloren.“

„Ihr tretet jetzt hin, die Sache der Telle und Winkelriede gegen alle Gefzler, die Sache der Völker gegen alle Unterdrücker, die Sache des alten, ewigen, göttlichen Rechtes gegen die Annäherung der unrechtmäßigen Gewalt und der allgemeinen Menschenverhöhnung zu vertheidigen. Ihr tretet jetzt hin, den Altar der Freiheit gegen den Götzendienst der Sklaverei, die Sache des Lichtes gegen die der Finsterniß, die Sache der Kirchen und Schulen, der Vernunft und des Fleißes gegen die Barbarei, Dummheit, Bettelei und das Elend zu vertheidigen.“

Pestalozzi hatte zu tief das „Zurückstehen des Volkes“, seine Verwahrlosung unter der frühern aristokratischen Regierung empfunden, daß er die Umänderung der Regierungsform nicht mit Freuden hätte begrüßen sollen. Dabei sah er ein, ohne auswärtige Hülfe war die Umänderung nicht zu halten; bei den Habsburgern, die damals den deutschen Kaiserthron inne hatten, konnte er aber keine Hülfe für die neue Ordnung der Dinge erwarten, und darin hatte er Recht. Dazu kam, daß in der Schweiz die frühern regierenden Geschlechter im Vereine namentlich mit der katholischen Geistlichkeit das Volk, das sich an sich schon nicht so schnell in die neuen Verhältnisse hineinfinden konnte, aufwiegelten und zum Widerstande gegen Frankreich aufreizten.

„Es gibt eine Menge Leute, die mit dem gegenwärtigen Zustand der Dinge nicht zufrieden sind und Alles wieder beim Alten

sehen möchten; die einen, weil sie die Nothwendigkeit der Revolution und ihre künftigen Vortheile nicht verstehen, die andern, weil sie durch die neue Gestalt der Dinge Vortheile verloren haben, die sie wirklich besaßen oder noch zu besitzen hofften: zwischen diese Unzufriedenen stellt sich eine verächtliche, höchst gefährliche Art Menschen, welche den letztern schmeicheln und sich zu Werkzeugen anbieten, um Alles wieder umzukehren, wofür sie dann einen großen Lohn zu erhalten hoffen.“

„Ihr liebet euch von Menschen gängeln, die in der einen Hand für euch den Rosenkranz, in der andern für sich den Voltaire hatten.“

„Diese schlechten Menschen arbeiteten öffentlich daran, den Krieg in unser Land zu ziehen und das unwissende Volk zum Mord gegen die Franzosen und zum Anschließen an ihre Feinde aufzuwiegeln.“

Mußte er bei dieser Sachlage nicht für Frankreichs Bündniß eintreten, wenn er ein ehrlicher, für des Vaterlandes Wohl besorgter Mann bleiben wollte? Er beklagt deshalb den Widerstand einzelner Kantone tief, aber er legt die Gründe öffentlich dar, warum sie „mit Gewalt der Waffen zur gesetzmäßigen Ordnung und zur Anerkennung der gesetzmäßigen Beschlüsse der helvetischen Regierung zurückgeführt werden müssen.“ „Aber Gott Lob! Helvetien blieb bis auf wenige Gemeinden der angenommenen Verfassung getreu und den bestehenden Gesetzen gehorsam.“

Aber er ist weit davon entfernt, sein Volk zum Diener Frankreichs machen zu wollen; er kann Frankreich auch solche Absichten nicht zutrauen. „Frankreich braucht gegen seine Verbündeten keine unrechtmäßige Gewalt und Helvetiens Volk ist weder verrathen noch verkauft; es würde sich aber auch nicht verkaufen lassen. Wenn es heute sich verrathen sehen würde, so stünde es auf und würde unbezwungen eher zu Grunde gehen, als eines fremden Volkes mißbrauchter Knecht werden. Ja, Bürger, so viel Menschen im Lande sind, so viel Helden würden gegen den Verräther und gegen den Feind aufstehen und eher morden und sterben, als sklavisch länger leben. Gutes Helvetien, du trägst heute so wenig als jemals ein Tyrannenjoch und dienst heute so wenig als jemals einem Ueberwinder und Feind; aber du bist eben auch kein verrücktes Weib, das jeder schandbaren Rede glaubt und seinem Freund und Bruder den Dolch in den Leib stößt, weil er bei ihr verleumdete worden!“

Der gute Pestalozzi! Er sah in Frankreich wirklich Helvetiens Freund und Bruder! Wie er selbst keine Spur von Eigennutz in seinem Herzen trug, so konnte er sich auch nur schwer von der Habgier Anderer überzeugen. Da erkannte Lavater die französische Nation freilich besser, indem er ihr entgegen donnerte — ein sehr wahres Wort: „Fränkische Nation! Nenne dich nicht die große

Nation; kolossale Größe ist nicht wahre Größe; — nenne dich die Kleinlichste aller Nationen! Auf allen deinen Blättern sprichst du von Freiheit, welche Leben, Ehre, Eigenthum, Treue und Unschuld sichert, und diese Freiheit allein ist des Namens werth; Freiheit aber zu drohen, zu drücken, vorzubonnern, zu rauben, zu betriegen, auszufaugen, zu morden — ist Freiheit — freilich auch einer großen Nation — der der Satane!“

Pestalozzi glaubte und vertraute! „Die französische Armee wird nach Hause zurückkehren und in drei Monaten sehen wir hier keinen französischen Soldaten mehr, bis wir sie selbst zu unserm Schutze herbeirufen.“

Er sollte bald seinen Irrthum einsehen. — Wie im französischen Volke, so täuschte er sich überhaupt oft im Menschen. In im Glauben und Vertrauen zu der Menschheit blieb er ein Kind — bis an sein Grab. „Ich war mit grauen Haaren noch ein Kind,“ schreibt er 1801. „Ich irrte mich nicht nur in jedem Schlaunen, ich irrte mich in jedem Narren und traute Jedem, der vor meinen Augen stand, und ein gutes Wort redete, auch eine gute Meinung zu.“ Und im Hinblick auf diese Zeit gibt er seinen Irrthum selbst zu: „Ich waltete zwar auch im Sturm dieser Zeit dem Ziele meines Lebens entgegen, aber einseitiger und irrender, als ich es je that; . . . ich erniedrigte mich dahin, mitten unter Vorkehrungen äußerer Gewalt und innerer Leidenschaft von dem bloßen Schall bürgerlicher Wahrheit und Rechtsbegriffe eine gute Wirkung auf die Menschen zu erwarten . . .“

Wer will gegen ihn einen Stein aufheben?

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Stanz.

Die helvetische Regierung machte Pestalozzi den Vorschlag, ein Lehrerseminar einzurichten und zu leiten, er lehnte jedoch ab, weil er seine Methode an Kindern „erheitern“ wollte. Dagegen legte er dem Minister Stapfer der Plan zu einer Armenschule vor, dem auch das Direktorium Beifall zollte, indem es ihm zur Ausführung derselben 3000 Francs jährlichen Beitrag in Aussicht stellte. Schon glaubte er einen Ort zur Ausführung seines Planes gefunden zu haben, da trat ein Ereigniß ein, das für ihn entscheidend wurde.

Unter den Kantonen, welche den Eid auf die neue Verfassung zu leisten verweigerten, befand sich auch Nidwalden. Das Ländchen wurde durch Feuer und Schwert überwunden, die Hauptstadt Stanz verwüstet. Unter den an den Bettelstab gebrachten Bewohnern befanden sich nach einem amtlichen Berichte 169 Waisen und 237

Kinder von noch lebenden, aber blüthigen Eltern, außerdem noch 77 Waisen, die bereits durch Privatwohlthätigkeit in andern Kantonen untergebracht waren.

Sonntag, den 9. September 1798 war die blutige Schlacht in den Bergen bei Stanz geschlagen. Am 10. September schrieb Pestalozzi: „Gott, wie bang, wie bang war mir dieser Tag! — Ich liebte sie mein Leben hindurch; Schauer und Ehrfurcht durchdrang mich, wenn ich den Fuß ihrer Berge betrat und Gottes unerschütterte Bollwerke um die Hütten der Enkel unserer Telle, Winkelriede und von der Flue's anstaunte! — Ach, — ich glaubte ihre Tugend unergänglich, wie ihre Berge, und ließ mir die Hoffnung nicht rauben, einst und bald — würde in ihrer Mitte eben der Heldensinn für Helvetiens Wiedergeburt wieder aufkeimen, mit dem ihre Väter Helvetiens Freiheit erwarben . . . Es ist umsonst! — Gott! — Sie treiben ihren Unsinn dahin, daß dem Vaterlande nichts übrig bleibt, als sie zu Grunde zu richten oder selber zu Grunde zu gehen . . . Wie wenig sind diejenigen unter ihnen ihres Schicksals werth, die in der Unschuld von Säuglingen am Pfaffenwort hingen . . . Aber verbirg es dir nicht, Vaterland! Das sündliche und bürgerliche Verderben mußte selbst tiefe Wurzeln in der Masse des Volks gefaßt haben, ehe es dem abscheulichen Priesterwerber Paul gelingen konnte, dieses Volk im Namen Gottes und der Liebe alle Liebe und alle Vermittelungen verschmähen zu machen und sich ihm für Geld verkäuflich zu zeigen . . . Der Hufarenkapuziner hatte das Wort Aller und pries im Namen Gottes Maßregeln an, die die Lärmbläser, Lumpen, Bettler und Aufwiegler für ihren Saß wünschten. Er versprach ihnen nichts weniger, als Hülfe vom Kaiser, unverwundbare Leiber, Engel, die ihre Schaaren umlagern und ihre Feinde für sie bestreiten würden, nebenher auch Beute in reichen Häusern. Von sich selbst windbeutelte er, Prophetenkräfte zu besitzen, mit dem lieben Gott in eigener Person Umgang zu haben und sich selbst unsichtbar machen zu können. Das Letztere hat er auch gehalten. Um dem Galgen zu entinnen, machte er sich über die Berge . . . Vaterland! Wie groß dein Unglück sei, du wirst größer sein, als dasselbe . . . Hierzu, Vaterland, vermehre deine Kraft!“

Pestalozzi wollte diese Kraft im Volke vermehren helfen. Am 18. November beschloß das Direktorium die Errichtung einer Waisenanstalt in Stanz, am 5. Dezember wurde die Leitung desselben Pestalozzi übergeben, indem es ihm die Nebengebäude des Frauenklosters zu Stanz und 6000 Franken zur Verfügung stellte. Am 7. Dezember siedelte Pestalozzi nach Stanz über. Er wollte die baulichen Arbeiten selbst leiten; das Gebäude sollte für 80 Kinder eingerichtet werden.

Seine Frau hatte Bedenken ausgesprochen, ob er im Alter von 51 Jahren noch dieser Aufgabe gewachsen sei; er schrieb an sie:

„Jetzt kann die Frage, was mein und euer Schicksal sein werde, nicht mehr lange zweifelhaft sein. Ich unternehme eine der größten Ideen der Zeit. Hast Du einen Mann, der nicht mißkannt worden, sondern der Verachtung und Wegwerfung werth ist, mit der man ihn allgemein behandelt, so ist für uns keine Rettung. Bin ich aber unrichtig beurtheilt und das werth, was ich selber glaube, so hast Du bald Hülfe und Rath von mir zu erwarten. Aber jetzt still! Jedes Wort von Dir geht mir ans Herz... Ich kann Deinen ewigen Unglauben nicht tragen; also schreibe mir hoffnungsvoll! Du hast 30 Jahr gewartet, wart' jetzt noch ein Vierteljahr. — Noch habe ich keine Kinder, aber viele Bauleute; die Regierung unterstützt das Unternehmen mit Weisheit und zeigt mir Wohlwollen.“

„Mein Eifer,“ schrieb er später an Gefner, „einmal an den großen Traum meines Lebens Hand anlegen zu können, hätte mich dahin gebracht, in den höchsten Alpen, ich möchte sagen, ohne Feuer und Wasser anzufangen, wenn man mich nur einmal hätte anfassen lassen.“

Am 14. Januar 1799 wurden die ersten Kinder aufgenommen, deren Zahl in wenigen Wochen auf 80 stieg. Aber wie sah es mit diesen Kindern aus! Man steht bewundernd vor der Liebe Pestalozzi's, wenn man seinen Bericht liest! „Ich mußte im Anfang die armen Kinder wegen Mangel an Betten des Nachts zum Theil heimschicken. Diese alle kamen dann am Morgen mit Ungeziefer beladen zurück. Die meisten dieser Kinder waren, da sie eintraten, in dem Zustand, den die äußerste Zurücksetzung der Menschennatur allgemein zur nothwendigen Folge haben muß. Viele traten mit eingewurzelter Krätze ein, daß sie kaum gehen konnten“... Doch ich breche das schauderhafte Bild ab.

Und wenn wenigstens nun die Kinder alle dageblieben wären, wenn die Regierung dahin ihre Macht hätte ausüben können, daß äußere Hindernisse von der Entwicklung des Waisenhauses fern geblieben wären! Ach, wie bitter, wie bitter klagt Pestalozzi in dieser Beziehung!

„Des Müßigganges, eines zügellosen Lebens gewohnt und von der Hoffnung getäuscht, im Kloster nach Klosterweise gefüttert zu werden und müßig bleiben zu können, beklagten sich bald mehrere ob der Langeweile und wollten nicht bleiben.“ Die Einwirkung der Eltern machte die Zustände noch schlimmer. „Du gutes Kind, wie elend siehst du aus, ich vermag dich noch immer so gut zu erhalten, als du's hier hast, komm du heim“ — so sprachen die Mütter, die mit ihren Kindern von Haus zu Haus bettelnd umherzogen, laut vor allen Kindern. Der Sonntag war mir ein schrecklicher Tag; da kamen solche Mütter, Väter, Brüder, Schwestern zu ganzen Haufen und machten die Kinder heimwehig. Bei Monaten war fast kein Sonntag, wo nicht mehrere weggelockt wurden;

aber immer kamen doch wieder andere. Es war bald wie ein Taubenhaus, darin bald eine ein-, bald eine ausflog. — Auch war ich sicher, man lockte die Kinder nur dann heim, wenn sie von Ungeziefere und Hudekn befreit waren. Denn offenbar traten viele mit der bestimmten Absicht ein, sich reinigen und kleiden zu lassen und dann wieder heim zu gehen. Man kann sich die Folgen dieses wechselnden Ein- und Ausfliegens in einer solchen keimenden Anstalt denken! — Eltern und Kinder meinten bald, mir persönlich eine Gnade zu erweisen, wenn sie blieben; und ihrer viele fragten bei den Kapuzinern und anderswo nach, ob ich doch auch gar nichts anderes zu erhalten wisse, daß mir am Behalten dieser Kinder so viel liege. Diese Leute nahmen allgemein an, ich unterzöge mich aus Armuth dieser Mühe und diese Voraussetzung gab ihrem Benehmen gegen mich eine große Nonchalance. Einige forderten mir sogar Almosen, wenn sie die Kinder da lassen müßten; es gehe ihnen jetzt gar viel ab, weil sie dieselben beim Betteln nicht mehr bei sich hätten; andere sagten mit dem Hut auf dem Kopf, sie wollten's noch ein paar Tage probiren; andere wollten mir Bedingungen vorschreiben, wie oft ich sie zu ihnen heim lassen müßte.“

Dazu kamen noch andere Hindernisse: politische und kirchliche. „Die größten Schwierigkeiten lagen in den politischen und religiösen Vorurtheilen der Bewohner . . . Ich stand unter ihnen als ein Geschöpf der neuen verhassten Ordnung . . . Diese politische Mißstimmung war dann noch durch eine ebenso starke religiöse Mißstimmung verstärkt. Man sah mich für einen Ketzer an, der bei einigem Guten, das er den Kindern thue, ihr Seelenheil in Gefahr bringe.“

So stand der arme Pestalozzi in Stanz, und zwar ohne alle Gehülfsen, außer einer Haushälterin. Er selbst wollte aber auch im Anfange keine Gehülfsen.

Und doch, er fühlte sich glücklich. Hatte er doch jetzt eine Gelegenheit, den Grund, auf dem er weiter bauen wollte, zu erforschen, oder vielmehr an die praktische Ausführung zur Begründung seines weltumgestaltenden erzieherischen Systems Hand anlegen zu können. Der Traum der Abendstunde eines Einsiedlers sollte jetzt Wahrheit, die Idee von Lienhard und Gertrud sollte realisiert werden. „Vaterland, vermehre deine Kraft!“ hatte er nach dem Unglückstage nach Stanz geschrieben. Diese Kraft wollte er in den niedersten Kindern auffuchen, um die Wahrheit recht klar darzulegen.

„Auch in die ärmsten und vernachlässigtesten Kinder legte Gott eine große Summe von physischen, geistigen und moralischen Kräften, die man nur zu erregen, zu wecken, vom Schlamme der Noth und Verwildung zu reinigen hat; dann werden sie in hellem Glanze strahlen, als höherer Sinn und höhere Thatkraft erscheinen und

sich als Tüchtigkeit zu allem erproben, was nur immer den Geist befriedigen, das Herz in seiner innersten Neigung ansprechen kann. Die Entfaltung und Ausbildung aller dieser Kräfte ist das einzige Mittel, das dem Armen zur Sicherstellung der wesentlichen Bedürfnisse seines menschlichen Daseins in die Hand gegeben werden kann. Aber die Grundkräfte alles Wissens, alles Thuns, alles Kennens, Könnens und Wollens der Menschen wirken durch den unsichtbaren Geist des menschlichen Organismus, durch die Kraft seines göttlichen Herzens, durch die Kraft des Glaubens und der Liebe in hoher, göttlich begründeter und göttlich gesicherter Uebereinstimmung verbunden zur Bildung des ewigen Resultates aller in Harmonie stehender Kräfte der Menschennatur, zur Bildung der Menschlichkeit, zur Ausbildung des Menschen, dessen inneres, von Fleisch und Blut unabhängiges Wesen aus Gott geschaffen ist in vollkommener Gerechtigkeit und Heiligkeit, zur Ausbildung des Menschen selber, der geschaffen ist zum Ebenbild Gottes, um vollkommen zu werden, wie sein Vater im Himmel vollkommen ist."

Wem wird das Herz nicht ergriffen bei solchen Worten; wer fühlt sich da nicht erhoben? Kann es ein höheres Ziel für die Bildung des Menschen, für Erziehung und Unterricht geben? Und mußte sich Pestalozzi da nicht beseligt fühlen, wenn er die Aussicht hatte, etwas zur Erreichung jener erhabenen Zwecke beitragen zu können? So hatte noch nie ein Pädagog gesprochen, so lange die Welt steht. An seinen letzten Endzwecken erkennt man das Genie, nicht an den Pfaden, die er einschlägt zu seinem Ziele; aber Pestalozzi war auch auf dem rechten Pfade.

"Der Glaube muß wieder durch das Glauben und nicht durch das Wissen und Verstehen des Geglauten, das Denken muß wieder durch das Denken und nicht durch das Wissen und Kennen des Gedachten oder der Gesetze des Denkens, die Liebe muß wieder aus dem Lieben und nicht aus dem Wissen und Kennen des Liebenswürdigen und der Liebe selber, und auch die Kunst (die Fertigkeit, die praktische Thätigkeit) muß wieder aus dem Können und nicht aus dem tausendfachen Gered über das Können hervorgebracht werden. Das ist der Rückschritt (die Gründung) auf den wahren Organismus der Menschennatur in der Entfaltung unserer Kräfte."

Und nun gibt er uns auch praktische Beispiele, wie er seine Bildung ins Werk gesetzt hat; ich führe nur eins an.

"Daß mein Herz an meinen Kindern hange, daß ihr Glück mein Glück, ihre Freude meine Freude sei, das sollten meine Kinder vom frühen Morgen bis an den späten Abend in jedem Augenblicke auf meiner Stirn sehen und auf meinen Lippen ahnen."

"Indessen, so drückend und stoßend die Hülflosigkeit, in der ich mich befand, war, so war sie von einer andern Seite dem In-

nern meiner Zwecke günstig. Sie nöthigte mich meinen Kindern Alles in allem zu sein. Ich war vom Morgen bis Abend so viel als allein in ihrer Mitte. Alles, was ihnen an Leib und Seele Gutes geschah, ging aus meiner Hand. Jede Hülfe, jede Handbietung in der Noth, jede Lehre, die sie von mir erhielten, ging unmittelbar von mir aus. Meine Hand lag in ihrer Hand, mein Aug' ruhte in ihrem Aug'. Meine Thränen flossen mit den ihrigen und mein Lächeln begleitete das ihrige. Sie waren außer der Welt, sie waren außer Stanz, sie waren bei mir und ich war bei ihnen. Ihre Suppe war die meinige, ihr Trank war der meinige. Ich hatte nichts, ich hatte keine Haushaltung, keine Freunde, keine Dienste (Dienstboten) um mich, ich hatte nur sie. Waren sie gesund, ich stand in ihrer Mitte, waren sie krank, ich stand an ihrer Seite. Ich schlief in ihrer Mitte. Ich war am Abend der Letzte, der ins Bett ging, und am Morgen der Erste, der aufstand. Ich betete und lehrte noch im Bett mit ihnen, bis sie einschliefen. Sie wollten es so. Alle Augenblicke mit Gefahren einer doppelten Ansteckung umgeben, besorgte ich die beinahe unbesiegbare Unreinlichkeit ihrer Kleider und ihrer Personen. Dadurch war es denn freilich auch allein möglich, daß sich die Kinder allmählich und einige innigst und so weit an mich angeschlossen, daß sie dem, was sie Dummes und Verächtliches von ihren Eltern und Freunden gegen mich hörten, widersprachen. Sie fühlten, daß mir Unrecht geschah und ich möchte sagen, sie liebten mich doppelt dafür. . . . Ich kannte keine Ordnung, keine Methode, keine Kunst, die nicht auf die einfachsten Folgen der Ueberzeugung meiner Liebe gegen meine Kinder ruhen sollten; ich wollte keine kennen. Ich war überzeugt, mein Herz werde den Zustand meiner Kinder so schnell ändern, als die Frühlingssonne den erstarrten Boden des Winters."

Das sind pädagogische Ideen! Auch im Unterrichte rückte er schnell vorwärts, aber er ordnete ihn „dem höhern Gesichtspunkt unter, ihren bessern Sinn anzuregen. . . . Ich sah das sogeheißene Lernen allgemein als Uebung der Seelenkräfte an und hielt besonders dafür, die Uebung der Aufmerksamkeit, der Bedachtsamkeit und der festen Erinnerungskraft müsse der Kunstübung, zu urtheilen und zu schließen, vorhergehen. . . ."

Doch ich übergehe die didaktischen Ergebnisse; er selbst war davon ganz hingenommen. „Ich habe eine innere Kraft aufwachsen sehen, deren Allgemeinheit meine Erwartung weit übertraf, und deren Aeußerungen mich oft so sehr in Erstaunen setzten, als rührten."

„Ehe die Frühlingssonne den Schnee unserer Berge schmelzte, kannte man meine Kinder nicht mehr. Mir waren diese Engelsen Augen hoher Lebensgenuß."

Aber — man verstand ihn nicht; er wich so sehr aus dem Geleise des gewöhnlichen Schulmeisterthums, daß man fürchtete, er

werde umwerfen; ja er stieg so hoch empor auf die Höhen der Menschlichkeit, daß man seine Spuren nicht mehr erkannte. Aber man hätte ihn gewähren lassen; ahnte doch Stapfer, daß er mehr wollte als die Mechanik einer banausischen Praxis erfinden — da trat ein Ereigniß ein, das sein so schön angefangenes Werk abermals still stellte.

„Was hilft's, daß die Küchlein in ihrem Nest ihre Mutter lieben, wenn der Raubvogel, der ihnen allen den Tod droht, täglich mit seiner Gewalt ob ihrem Neste schwebt?“

Die Kriegsunruhen waren in der Schweiz noch nicht zu Ende. Die Franzosen kämpften in dem benachbarten Uri mit den Oesterreichern. Da erscholl plötzlich die Kunde, die Franzosen seien geschlagen und über den Vierwaldstädter See geflüchtet, während die Oesterreicher gegen Unterwalden im Anzuge begriffen wären. Schweizerische Linienruppen, die in der Nähe von Stanz aufgestellt waren, zogen sich eilig dorthin zurück; hier aber entstand unter den Einwohnern eine allgemeine Verwirrung und Flucht; Männer und Weiber schleppten ihre Habe in die Wälder und auf die Berge in die Sennhütten. Auch aus der Waisenanstalt flohen die Kinder; Pestalozzi hatte ein jedes mit dem Blindlein seiner Habseligkeiten ausgestattet und weinend irrten sie auf der Straße umher. Aber das Gerücht war ein falsches gewesen; die Kinder kehrten zurück, jedoch nur auf kurze Zeit. Denn der französische Heerführer Poisson wurde von den Oesterreichern aus dem Kanton Uri verdrängt und zog sich mit seinen Truppen nach Unterwalden, um die Gebirgspässe am Vierwaldstädter See gegen das weitere Vordringen des Feindes zu vertheidigen. Da löste der Regierungstatthalter Zschöcke das Waisenhaus ohne Wissen der Regierung auf, um es zu einem Lazareth einzurichten; die meisten Kinder wurden ihren Eltern übergeben, zwanzig aber, die Niemand weiter hatten, der sich ihrer annehmen konnte, blieben in der Anstalt zurück. Pestalozzi selbst blieb nicht in der Anstalt; er scheint sich durch die Maßregeln Zschöcke's gekränkt gefühlt zu haben, und in der That waren sie nicht nöthig, wie aus einem spätern Berichte an den Minister Kengger hervorgeht. Auch war es später gerade Zschöcke, der die Rückkehr Pestalozzi's nach Stanz verhinderte, obwohl dieser sehr gern wieder dahin gegangen wäre. Zschöcke hatte ungünstig an das Direktorium berichtet, und obwohl Stapfer energisch für Pestalozzi eintrat, obwohl er jenen Bericht widerlegte und die Auflösung auf Zschöcke's Reid zurückführte, der Minister Kengger lehnte dennoch die Zurückberufung Pestalozzi's ab.

„Wie der Wurm sich leicht in schnell wachsende Pflanzen hineinwirft, also nagte schleichende Bosheit tief an den Wurzeln meines Werkes . . . Ich mußte Stanz verlassen, da ich so nahe an der Erfüllung meiner Träume (Ideale) zu sein glaubte . . . Wenn ein Schiffbrüchiger nach müden, rastlosen Nächten endlich

Land sieht, Hoffnung des Lebens athmet und sich dann wieder von einem unglücklichen Winde in das unermessliche Meer geschleudert sieht, in seiner zitternden Seele tausendmal sagt: Warum kann ich nicht sterben? — und sich dann doch nicht in den Abgrund hinabstürzt, und dann doch noch die müden Augen aufzwingt und wieder umherblickt, und wieder ein Ufer sucht, und wenn er es sieht, alle seine Glieder wieder bis zum Erstarren anstrengt — also war ich. . . Gefner, denke dir das Alles, denke dir mein Herz und meinen Willen, meine Arbeit und mein Scheitern, mein Unglück und das Bittern meiner zerrütteten Nerven und mein Verstummen. So, Freund, war ich in diesem Zeitpunkt des Scheidens von Stanz!“ Die Welt, die ihn nicht verstand, verurtheilte Pestalozzi lieblos und schrieb das Aufhören der Anstalt seiner Unfähigkeit zu. „Das war der Lohn meiner Arbeit in Stanz, einer Arbeit, die vielleicht kein Sterblicher in diesem Umfange und unter solchen Umständen versuchte.“

Pestalozzi war auch körperlich leidend. Er ging nach Bad Gurniggel, zwei Stunden westlich vom Thuner See, sechs Stunden südlich von Bern gelegen. Aber „Gurniggel war ein Stein im Meer, auf dem ich ruhte, um wieder zu schwimmen; ich konnte nicht leben ohne mein Werk.“

Am 8. Juni hatte Pestalozzi Stanz verlassen. — Bischoffe berichtete über die Anstalt in Stanz, er habe ihr jetzt eine „solidere“ Organisation gegeben. Ueber diese solidere Organisation berichtet ein Mitaufseher, Bürger Truttmann, am 16. September: „In der Armenanstalt befinden sich wieder gegen 40 Kinder beiderlei Geschlechts. Es fehlt da an Allem, was eine solche Anstalt erfordert. Die Kinder werden gefüttert und damit fertig.“ In Folge dieser solideren Organisation ging die Anstalt bald ein.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Neuer Anfang in Burgdorf.

Sechs Wochen etwa weilte Pestalozzi in dem befreundeten Hause eines Bewohners in Bad Gurniggel, Zehender. Unterdessen war Stapfer unablässig thätig, ihm einen neuen Wirkungskreis zu verschaffen. Das Direktorium bewilligte ihm für seine Thätigkeit in Stanz eine Remuneration von 400 Franken; am 23. Juli wirkte ihm Stapfer die Erlaubniß aus, Elementarunterricht in der sogenannten Bauernschule in Burgdorf erteilen zu dürfen, gab ihm freie Wohnung im dortigen Schlosse und versprach ihm ein Gehalt von jährlich 640 Franken, also etwa 160 Thalern.

Stapfer war nämlich unermüdblich darauf bedacht, durch bessere Schulen das Volk für die gewonnene Freiheit heranbilden zu lassen. Dazu bedurfte er vor allen Dingen gebildeter Lehrer, deshalb war seine Haupt Sorge auf Errichtung zunächst einer Lehrerbildungsanstalt gerichtet. Pestalozzi hatte die Ueberrahme derselben abge schlagen und Stapfer war in nicht geringer Verlegenheit. Da überreichte ihm sein Kanzlei-Vorsteher Fischer, ein Schüler Salzmanns, der Theologie studirt hatte und vor seiner Anstellung im Staatsdienste Pfarrhelfer gewesen war, sich aber dem Unterrichts wesen wieder zugewendet hatte, einen Plan über die Gründung und Einrichtung einer Normalschule (Seminar), und auf seinen Wunsch wurde ihm zur Ausführung dieses Planes das Schloß zu Burgdorf übergeben. Im Juli 1799 war Fischer dahin übergesiedelt. Aber zum Seminar fehlten die Zöglinge und das Geld. Fischer erhielt vom Direktorium nur die Gebäude und das Holz; später sollte ihm für jeden ausgebildeten Lehrer ein angemessenes Honorar zu Theil werden. Etwas Weiteres konnte Stapfer vom Direktorium nicht erlangen, obwohl dasselbe noch im Dezember 1799 Zusagen machte. Fischer organisirte unterdessen die Schulen zu Burgdorf, aber da er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, verließ er Ende April 1800 Burgdorf gebrochenen Herzens und starb wenige Wochen später.

An diesen Mann wies Stapfer Pestalozzi; sie wohnten zusammen auf dem Schlosse zu Burgdorf. Der Distriktsstatthalter Schnell und Dr. Grimm, denen Pestalozzi ebenfalls durch Stapfer empfohlen war, bewirkten, daß er Unterricht in der dortigen Hintersassen schule ertheilen durfte. An dieser Schule war ein ehrsam er Schuhmacher, Samuel Dysli, als Lehrer angestellt, der natürlich vom Unterrichten weiter nichts verstand, als daß er den Kindern auf die umständlichste Weise das Lesen beibrachte und den Heidelberger Katechismus „b'hörte“. Sein Gehalt war natürlich sehr niedrig, er mußte sein Handwerk neben der Schule betreiben; außerdem war die Schulstube sein Eigenthum. Pestalozzi aber mußte mit ihm in derselben Stube unterrichten. Man mache sich die Situation recht klar: Der 53jährige Pestalozzi neben einem ungebildeten Schuster in einer Stube! Welche Entsa gung, welche Aufopferung gehörte zu einem solchen Schritte! Bald kam er noch bei Dysli in Verdacht, er wolle ihn wohl gar aus seiner Stelle verdrängen und es entstand unter den Hintersassen (Einliegern) erst ein leises, bald aber ein immer offeneres Gerede, der Heidelberger und damit die Religion seien in Gefahr, weil Pestalozzi die Kinder gar nicht b'hörte, was endlich den Beschluß der Hintersassen herbeiführte, „sie wollten mit der neuen Lehre die Probe nicht an ihren Kindern machen, die Bürger sollten es an ihren eigenen probiren.“

So sah sich Pestalozzi abermals seiner Thätigkeit beraubt, aber Schnell und Grimm halfen; sie erwirkten, daß er an der untersten

Klasse der Bürgerschule, der Jungfrau Marg. Stähli jun. vorstand, Unterricht ertheilen durfte. „Ich trock handwerksmäßig in ein Schuljoch, aber ich fürchtete alle Augenblicke, man schicke mich nochmals aus meiner Schulstube“ — das bezeichnet seine damalige Stimmung. Und doch, er fühlte sich glücklich, wenigstens durch seine Versuche die Kindesnatur erforschen und seine Methode fester gründen zu können. Er fühlte mit jeder Stunde mehr, daß er vorwärts rückte und stark vorwärts rückte.

Acht Monate war er an dieser Schule thätig gewesen, da fand ein öffentliches Examen statt, an dem viele angesehenere Männer Theil nahmen. Die Schulkommission zu Burgdorf stellte Pestalozzi in Folge dieses Examens ein sehr ehrenvolles Zeugniß aus, aus dem ich folgende Sätze heraushebe: „Was Sie sich von Ihrer Lehrmethode versprochen haben, hat sich, soweit wir sie zu beurtheilen im Stande sind, bewährt. Sie haben bewiesen, welche Kräfte schon in den zartesten Kindern liegen und auf welchem Wege diese Kräfte entwickelt, jedes Talent aufgesucht, beschäftigt und seinem Zweck zugeführt werden muß. Der bewundernswürdige Fortgang Ihrer jungen Schüler von so verschiedenen Anlagen läßt deutlich einsehen, daß Jeder zu etwas taugt, wenn der Lehrer seine Fähigkeiten aufzufinden und mit psychologischer Kenntniß zu leiten weiß. Es liegt durch Ihre Lehrart zu Tage, wie die Fundamente des Unterrichts zu legen seien, wenn in der Folge mit wirklichem Nutzen fortgebaut werden soll . . . Ihre Schüler haben nicht nur ihre Benjen in einem bisher ungewohnten Grade der Vollkommenheit zu Ende gebracht, sondern die fähigeren unter ihnen zeichnen sich bereits als Schönschreiber, Zeichner und Rechner aus. Bei allen haben Sie die Neigung zur Geschichte, Naturgeschichte, Meßkunst, Erdbeschreibung u. s. w. zu erwecken und zu beleben gewußt . . . Möchte Ihr glühender Eifer nicht etwa wieder in bedrängten Tagen unsres Vaterlandes, in Eifersucht und andern Leidenschaften, oder in Mangel an öffentlichen Hülfsmitteln Hindernisse antreffen . . .“

Ich mache hier besonders auf die Worte „Eifersucht und andere Leidenschaften“ aufmerksam, welche die Hindernisse mehr ahnen lassen, als klar darlegen, die sich Pestalozzi entgegen stellten. —

Man hat Pestalozzi vielfach das Wort vom „unpraktischen Traumsinne“ nachgesprochen; Pestalozzi bezeichnet damit seinen idealen Geistesflug, der auf die bestehenden Umstände oft zu wenig Rücksicht nahm und der ihn oft das Aeußere, namentlich auch die pekuniären Verhältnisse zu sehr hintenan setzen ließ. „Unpraktisch“ war Pestalozzi durchaus nicht, wie hätte er sonst solche Resultate erzielen können, wie sie hier dargestellt werden? Er hat ungeheure praktische Fortschritte auch im Unterrichte eingeführt: er hat den Unterricht mit dem praktischen Leben in Verbindung gesetzt, er hat in allen Fächern die Elementarmethode theils angebahnt,

theils selbst ausgebildet, er hat den Massenunterricht entdeckt; ja, auch in Kleinigkeiten hat er Großes geleistet: er hat die Schiefertafeln, wie die Pese- und Rechenmaschinen erfunden, er hat die ersten systematischen Elementarbücher verfaßt, — sind das nicht gewaltige praktische Ergebnisse, die eine gänzliche Umwandlung des Schulwesens herbeigeführt haben? Daß seine praktischen Versuche noch nichts Fertiges waren, das nimmt seinem Ruhme nichts; stellt er sie doch selbst als Anfänge einer neuen Entwicklung dar.

Indessen — male ich hier auch nicht zu vortheilhaft für Pestalozzi? War jenes Zeugniß vielleicht im Interesse Pestalozzi's und auf Wunsch einiger Regierungsmitglieder verfaßt, die etwa Pestalozzi besonders wohl wollten? Man macht sich doch eigentlich sonst immer ein ganz anderes Bild von dem Schulhalten Pestalozzi's und seine Biographen haben ihm zum Ueberdruß seine praktische Unfähigkeit vorgeworfen und gesagt, er sei nicht im Stande gewesen, die kleinste Dorfschule zu leiten.

Gegen solche Beurtheilungen führe ich das Zeugniß eines Mannes an, den gewiß keinerlei Interesse für Pestalozzi leitete, des Philosophen Herbart. Derselbe war seit 1797 Hauslehrer in Unterlaken und besuchte Pestalozzi vor seiner Rückkehr nach Deutschland im Frühjahr 1800. Obwohl ihn Pestalozzi's Aeußeres eben nicht ansprach, fühlte er sich doch bald mächtig zu dem ideenreichen Manne hingezogen. Er kam am Abend zu Pestalozzi, um die Ergebnisse seines Unterrichtes zu sehen; dieser ließ sogleich ein Duzend Kinder von 5 bis 8 Jahren holen, die ohne Mißlaune und ohne eine Spur von Widerwillen trotz der späten Abendstunde erschienen. Den Eindruck, den die Uebungen der Kinder auf ihn machten, beschreibt er selbst: „Eine lebendige Thätigkeit dauerte gleichmäßig fort bis zu Ende. Ich hörte das Geräusch des Zugleichsprechens der ganzen Schule, nein nicht das Geräusch; es war ein Einflang der Worte, höchst vernehmlich, wie ein taktmäßiger Chor und auch so gewaltig wie ein Chor, so fest bindend, so bestimmt hastend auf das, was eben gelernt wurde, daß ich beinahe Mühe hatte, aus dem Zuschauer und Beobachter nicht auch eins von den lernenden Kindern zu werden. Ich ging hinter ihnen herum, zu horchen, ob nicht etwa eins schwiege oder nachlässig spräche; ich fand keines. Die Aussprache dieser Kinder that meinen Ohren wohl, obgleich ihr Lehrer selbst das unverständlichste Organ von der Welt hat; durch ihre schweizerischen Eltern konnten ihre Zungen wohl auch nicht gebildet sein . . . Die allgemeine und dauernde Aufmerksamkeit war mir auch kein Räthsel; jedes Kind beschäftigte zugleich Mund und Hände; keinem war Unthätigkeit und Stillschweigen auferlegt; das Bedürfniß nach Zerstreuung war also gehoben; die natürliche Lebhaftigkeit verlangte keinen Ausweg, wie der Strom des Zusammenlernens keinen gestattete. Ich freute mich über den sinnreichen Gebrauch der durchsichtigen Hornblättchen mit

eingeritzten Buchstaben, die während des Lernens sich beständig in den Händen der Kinder bewegten und als stummer, aber behender Schreibmeister ihnen ihre Griffelzüge augenblicklich corrigirten und sie zum Bessermachen aufforderten.“ Dabei wunderte er sich über die Sicherheit in der Führung des Griffels bei so jungen Kindern. „Kein unnützes Wort ward in der Schule gehört, also der Zug des Auffassens nie unterbrochen. Der Lehrer spricht beständig den Kindern vor, der fehlerhafte Buchstabe wird sogleich auf der Schiefertafel ausgelöscht: so kann das Kind nie bei seinen Fehlern verweilen. Das rechte Gleis wird nie verlassen, und so hat jeder Moment seinen Fortschritt.“

Die Folge jenes öffentlichen Examens war, daß Pestalozzi beim Beginn des neuen Kursus im Mai 1800 zum Lehrer an der zweiten Knabenschule befördert wurde, einer selbstständigen Anstalt mit etwa 60 Kindern, in der auch die Anfänge des Lateinischen gelehrt wurden, falls sich Schüler dazu fanden.

Wie befriedigt sich Pestalozzi fühlte, geht aus folgendem Briefe an Stapper hervor, den er etwa im Sommer 1800 an denselben richtete:

„Lieber, Theurer! Die Pflanze, deren Samen Sie mit väterlicher Hand in einen zweifelhaften Boden legten, ist glücklich errounen. Sie werden denken, ich habe das Ihnen ja schon gesagt — aber, Lieber, es ist ja eine alte Erfahrung, das Alter wiederholt sich gern; Freund, es wiederholt auch seinen Dank gern — und es ist mir so gemüthlich, Ihnen zu danken, daß ich nicht mit Ihnen reden kann, ohne es zu thun, und je mehr ich mich glücklich fühle, je länger ich glücklich bin, je weniger ist es mir möglich, mit Ihnen zu reden, ohne mit dem Wort anzufangen: Gottlob, Gottlob, es geht — der Samen, den Sie ausgestreut haben, gedeiht.“

„Freund, aber wir glaubten, ein Korn zu säen, um den Glenden in unserer Nähe zu nähren, und wir haben einen Baum gepflanzt, dessen Aeste sich über den Erdkreis ausbreiten, und die Völker der Erde ohne Ausnahme unter seinen Schatten ruhen werden.“

„Es ist nicht mein Werk, es ist Gottes Werk; mein war die Liebe, mit der ich suchte, was ich nicht kannte, und der Glaube, mit dem ich hoffte, wo ich nicht sah. — Diese Liebe kettete mir Männer an die Seite, in denen mein Thun Kräfte und Ansichten entfaltete, die die Natur ewig nicht in mir entfaltet hätte. — Ich darf fast sagen: mein Thun weckte die Kräfte der Menschennatur um mich her und brachte sie zu meinem Zweck in meinen Dienst. Das war eine stolze Rede, aber ich suche nicht meine Ehre; ich gebe so gern dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist; — ich gestülte so wenig zu ernten, wo ich nicht gesät, — mir genügt mein Herz, aber ich preise den Vater im Himmel, der im Schwachen

mächtig war, und die Menschennatur erscheint mir in einem anbetungswürdigen Licht, da ich es nun aus Erfahrung weiß, daß es ihr gegeben ist, durch Liebe die Kräfte des Menschen in sich zum Dienst seiner Mitmenschen zu vereinigen.“

„Wenn ich mein Werk, wie es wirklich ist, ansehe, so war kein Mensch auf Erden unfähiger dazu, als ich... und ich setzte es doch durch. Das that die Liebe; sie hat eine göttliche Kraft, wenn sie wahrhaft ist und das Kreuz nicht scheut.“

Pestalozzi schrieb um diese Zeit öffentlich: „Man hat mir in meinen Knabenschuhen schon gepredigt, es sei eine heilige Sache um das von unten auf dienen. Aber ich habe jetzt erfahren, um Wunder zu leisten, muß man mit grauen Haaren von unten auf dienen. Ich will keine leisten und bin auch dafür auf keine Weise weder geschaffen noch eingerichtet... Aber trotz meinem deutlichen Voraussehen, daß ich es weder zu Ehre noch zu Wundern bringen werde, achte ich es doch für die Krone meines Lebens, jetzt noch in diesem Geschäfte Jahre lang von unten auf gedient zu haben.“

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Schritt zur Selbständigkeit.

In den Gebirgskantonen war in Folge des Krieges, der Ackerbau, Gewerbe und Handel lahm legte, die Noth aufs höchste gestiegen. Auf Veranlassung mehrerer Menschenfreunde in Burgdorf hatten sich dort viele Familien bereit erklärt, arme Kinder aus jenen schwer heimgesuchten Gegenden unentgeltlich in Pflege und Kost zu nehmen. Fischer hatte sich deshalb an seinen Freund, den Pfarrer Steinmüller in Gais gewendet mit der Bitte, etwa 20 bis 30 arme Kinder nebst einem Lehrer nach Burgdorf zu schicken. In Folge dieser Aufforderung langte der in Gais angestellt gewesene Lehrer Krüsi mit 26 Kindern Anfang Januar 1800 in Burgdorf an. Krüsi erhielt Wohnung im Schloß bei Fischer. Er unterrichtete die 26 Kinder besonders, scheint aber auch an einer Burgdorfer Schule gegen Honorar Unterricht erteilt zu haben; auch ward ihm gestattet, noch andere Kinder in seine Schule aufzunehmen. Fischer hatte die Absicht, Krüsi als Lehrer an dem zu gründenden Seminar anzustellen, dasselbe kam jedoch nicht zu Stande.

Als Fischer gestorben war, trug Pestalozzi Krüsi an, mit dem er bald durch Fischer bekannt geworden war, ihre beiderseitigen Schulen zu vereinigen und gemeinsam den Unterricht zu übernehmen. Da aber Pestalozzi's Schulstube zur Aufnahme dieser

Kinder zu eng war, so verlegte er mit Bewilligung der Regierung, die ihnen außerdem noch einige Klafter Holz und Land zur Anpflanzung von Gemüse überwies, seine Schule mit ins Schloß.

Krüsi hatte zwar keine besondere Lehrerbildung genossen, er hatte aber schon 6 Jahre in Gais unter Steinmüllers Leitung Schule gehalten und besaß treffliche technische Fertigkeiten, so daß Pestalozzi in dieser Beziehung an ihm eine große Stütze fand. Pestalozzi, dessen Brust durch das angestrengte Unterrichten vom Morgen bis zum Abend sehr angegriffen war, fand jetzt eine bedeutende Erleichterung. „Er ließ mich,“ erzählt Krüsi, „gern walten. Ich war mit hoher Achtung erfüllt für seine Ansichten, seine Bestrebungen, seine Versuche, ermuthigt durch sein Vertrauen und und beglückt durch seine Liebe. Die vereinte Schule gewann eine immer freundlichere Gestalt. Der Frohsinn und die Lernlust unserer Kinder wendete der neuen Schule bald eine erhöhte Aufmerksamkeit zu.“

Pestalozzi's Bestrebungen erregten immer mehr die Aufmerksamkeit der Welt. Eine Kommission der von Stapfer in Bern gegründeten „Gesellschaft von Freunden für das Erziehungswesen“ hatte Pestalozzi's Schule besucht und einen sehr günstigen Bericht erstattet. Es heißt darin u. A.: „Allererst haben wir bemerkt, daß die Kinder der Pestalozzi'schen Anstalt außerordentlich geschwind und äußerst vollkommen buchstabiren, lesen, schreiben und rechnen lernen. In einem einzigen halben Jahre sind sie im Stande, hierin auf jene Stufe zu gelangen, zu der nur irgend ein Dorfschulmeister in 3 Jahren sie zu erheben vermöchte... Die Lehrart besteht darin, daß man der Natur allein die Hand bietet, daß man sie zur eigentlichen Lehrerin macht... Noch ein Vortheil dieser Lehrart besteht darin, daß sie nie einen Lehrer erblicken läßt. Er erscheint nirgends als ein Wesen höherer Art, sondern, wie die liebe Natur, ist und webt und lebt er mit den Kindern als mit seinesgleichen und scheint eher von ihnen zu lernen, als sie etwas zu lehren... Das Ganze der Lehrart einzusehen ist Niemand im Stande, als wer sie von ihren ersten Elementen an bis zur Beendigung verfolgen und prüfen kann. Sie verdiente in der ganzen Schweiz eingeführt zu werden. Die Vortheile davon wären unermeslich.“ —

Die Regierung bewilligte Pestalozzi für das bevorstehende Winterhalbjahr eine Zulage von 500 Franken. Der Bezirksstatthalter Schnell veröffentlichte eine Broschüre, in der er mit Wärme und Begeisterung Pestalozzi's Sache vertrat. Die Erziehungsgesellschaft erließ einen öffentlichen Ausruf zur Unterstützung von Pestalozzi Unternehmen, das schon in andere Bahnen eingelenkt war.

Pestalozzi war noch nicht in seinem Elemente, er fühlte sich noch beengt von den Verhältnissen; „ich bedurfte in meiner Lage einen unbedingten Spielraum zu meinen Versuchen, und alle Augenblicke ließen mir Partikularen Weisungen zukommen, wie ich es anstellen sollte, die Kinder, die sie mir zusandten, zu lehren.“

Er konnte in seiner damaligen Stellung seine weitreichenden, umfassenden Pläne nicht ins Werk setzen, höchstens einige didaktische Regeln erfinden und praktisch verwerthen; er wollte mehr. „Aber,“ schreibt er, „ich war, seitdem ich von Stanz wegging, so verschleucht und ermüdet, daß sogar die alten Ideen meiner Volkserziehungspläne in mir selbst anfangen zusammen zu schrumpfen und ich meine jetzigen Zwecke auf bloße isolirte einzelne Verbesserungen der bestehenden Schulerbärmlichkeiten beschränken wollte; ich arbeitete viele Monate in den Schranken, in die mich diese Einschrumpfung meiner selbst hineinlockte.“ Aber seine alten, allumfassenden Ideen erwachten wieder in ihm. „Ich sah ein, daß der engherzige Halbplan meiner jetzigen Verschrumpfung dem Ganzen der Bedürfnisse des Schulwesens nicht nur kein Genüge leisten, sondern bei leicht eintretenden Umständen hie und da selber noch dahin wirken könnte, die armen Kinder zu der gewohnten Portion Opium, die sie oft zwischen den vier Schulwänden verschlucken müssen, noch eine zweite verschlucken zu machen... Das todtte Nichts meiner isolirten Schulmeisterei mißfiel mir mit jedem Tage mehr und ich schien wirklich bei meinen Anstrengungen mich im Fall eines Seefahrers zu befinden, der, da er seinen Harpun verloren, jetzt mit der Angel probiren wollte, Walfische zu fangen. Es ging natürlich nicht... Da warf ich mich, nachdem ich beinahe ein Jahr als willenloser Winkelschulmeister den bloßen ABCarren gestossen, in ein Unternehmen, das nicht weniger als die Grundlage eines Waisenhauses, eines Schulmeisterseminariums und einer Pensionsanstalt umfaßte.“

Ich habe die Gründe mit seinen eigenen Worten dargestellt, die Pestalozzi veranlaßten, eine besondere Erziehungsanstalt zu errichten und sich dadurch auf eigene Füße zu stellen: er wollte nicht bloß einzelne Theile des Unterrichts verbessern, er wollte das ganze Feld der Erziehung in totaler Umfassung bearbeiten.

Am 24. Oktober 1800 veröffentlichte er die Ankündigung der Eröffnung einer Pensionsanstalt und eines Schulmeisterseminariums; je nach Verhältniß sollte ein Zögling 16 bis 20 Louisdor jährlich zahlen. Die ersten Zöglinge, die er aufnahm, waren Ramsauer und Egger, ein paar arme Appenzeller Knaben, die weder viel noch wenig bezahlen konnten. Bald aber wurden ihm auch andere Knaben zugeführt, namentlich Söhne der in Bern weilenden Regierungsbeamten. Die Erziehungsgesellschaft erließ ebenfalls eine öffentliche Einladung, Pestalozzi's weitreichende Pläne zu unterstützen. Es heißt darin u. A.: „Da indessen die großen Aufopferungen, welche er selbst schon mit beispielloser Uneigennützigkeit bisher gemacht hat, und die das Unternehmen befördernden Unterstützungen der Regierung für die ökonomische Begründung eines weitumfassenden Planes nicht hinreichen und zu dem Ende noch eine Summe von ungefähr 3200 Schweizer Franken erheischt wird

so tragen Endesunterzeichnete (ganz unaufgefordert von dem würdigen Stifter, doch nicht ohne sein Wissen) ihren gleichgesinnten Mitbürgern und Mitbürgerinnen die Unterschrift eines Beitrages an, den man von einzelnen Personen nicht über 2 Louisd'or erwartet und schicklicher Weise nicht unter 2 großen Thalern annehmen könnte. . . . Uebrigens ist Pestalozzi so weit entfernt, durch seine Anstalten für seine Person irgend ein Etablissement zu suchen, daß er vielmehr fortfahren will, solche durch einen großen Theil des Ertrages seiner Schriften und durch alle übrigen Mittel, die in seinen Händen sind, zu unterstützen.“

Bei dem damals in der Schweiz herrschenden Nothzustande und bei den unsichern politischen Zuständen kam nur wenig zur Unterstützung der Pestalozzi'schen Zwecke ein, nur die Regierung bewilligte ihm auf Antrag des Ministers Mohr, der im Juli 1800 an Stappers Stelle getreten war und der ein ebenso begeisterter Verehrer Pestalozzi's war, das Schloß zu Burgdorf zur Errichtung seiner Anstalten, außerdem jährlich 20 Klaftern Holz und eine außerordentliche Zulage von 500 Franken, die für das Jahr 1801 auf 1600 Franken erhöht wurden; auch ließ sie ihm bald mehr Zimmer zur Aufnahme einer größern Anzahl von Knaben im Schlosse herrichten. Eine Regierungsveränderung, die am 21. October 1801 eintrat und in Folge deren auch der Minister Mohr abging, brachte jedoch wieder einen Stillstand in die öffentliche Unterstützung.

Zur Errichtung einer besondern Armenanstalt reichten die Mittel nicht hin, obwohl Pestalozzi viele arme Kinder unentgeltlich in seine Pensionsanstalt aufnahm; zum Seminar meldeten sich keine Zöglinge; dennoch hat Pestalozzi viele Lehrer durch seine Begeisterung und durch die Anleitung, die sie bei ihm in der Erziehungs- und Unterrichtskunst erhielten, ausgebildet, ohne indeß dazu eine besondere Anstalt zu errichten.

Seine ersten Gehülfen wurden ihm durch Krüsi zugeführt, es war der Candidat der Theologie Tobler aus Basel und ein Buchbindergehilfe aus Tübingen, Buß, der eine weitergehende Bildung genossen, aber wegen fehlender Mittel die Studien hatte aufgeben müssen. Wie Pestalozzi zu diesen beiden gekommen und welchen Lauf ihr Leben bisher genommen, erzählt er selbst in seiner Schrift: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt,“ woselbst er auch eine Biographie Krüsi's entwirft; ich übergehe hier dieselbe.

Tobler unterstützte Pestalozzi hauptsächlich bei seinen schriftstellerischen Arbeiten, (ich habe das von ihm geschriebene Manuscript zu dem eben erwähnten Buche: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt“ mit Nachträgen von Pestalozzi's Hand zur Zeit in Händen), in der Anstalt unterrichtete er in der Religion und Geographie; im Jahre 1802 ging er nach Basel und richtete dort eine eigene Er-

ziehungsanstalt ein. Buß ertheilte den Unterricht im Singen und Zeichnen.

Die öffentliche Meinung wendete sich Pestalozzi mit liebevoller Theilnahme zu; hervorragende Geister nahmen sich seiner an.

Die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ berichtet schon im Jahre 1800 „von den wichtigen Dingen, die sich in Burgdorf vorbereiteten;“ unterm 21. März 1801 schrieb sie: „Die Anstalt liefert mit jedem Tag größere Resultate, die zu Erwartungen einer bessern Volkserziehung und zu einer wirklichen Veredlung berechneten.“

Ebenso weist Wieland im „Deutschen Mercur“ auf die Pestalozzi'sche Anstalt mit warmer Begeisterung hin. „Mitten unter den bisherigen Revolutionsstürmen hat ein großer Mann, eingezogen und verkannt, endlich ein Werk zu Stande gebracht, worauf er sein ganzes Leben verwandt, dem er alle seine Kräfte aufgeopfert hat. Durch dieses Produkt eines genialen Geistes und edeln Menschen erhält unser Glaube an eine allgemeine Veredlung der Menschheit erst einen festen Boden... Dieser Mann ist Pestalozzi, und sein Werk ein durch die Erfahrung bewährtes Erziehungssystem, ohne alle Charlatanerie und metaphysische Seiltänzerei, einfach und consequent wie die Natur. Durch vieljähriges mühsames Versuchen und Forschen ist er auf den Weg geleitet worden, den die Menschheit im Großen gegangen ist und auf den die Resultate der tiefsten Spekulation uns wieder hinweisen... Dieses System ist für alle Zeiten, Orte und Verhältnisse gleich anwendbar, es will nicht Gelehrte, sondern nur Menschen bilden.“

Bonstetten schrieb an Friederike Brun das wahre Wort: „Da Pestalozzi seines Gleichen nicht leicht finden wird, so ist es zu befürchten, daß der ganze Reichthum und die volle Ernte seiner Erfindung erst künftigen Geschlechtern aufbehalten sei... Pestalozzi hat seit 50 Jahren sein Leben und seine Existenz der Erziehung von armen Kindern geopfert. Wer mehr als Er für die Menschheit gethan hat, hebe den ersten Stein gegen ihn auf... Die Idee von Gott bringt Pestalozzi den Kindern unter dem Bilde eines Vaters bei. Bonnet war eben der Meinung für Kinder von dem Alter, und in theologischen Vorstellungen sind wir alle sehr jung.“

Pestalozzi erlebte eine an innerer Erhebung reiche und glückliche Zeit in diesen Jahren, vielleicht die schönste Zeit seines Lebens. Leider betrauerte er um diese Zeit den Tod seines einzigen Sohnes. Pestalozzi konnte nicht an seinem Sterbelager erscheinen; er hatte ihn im Frühjahr 1800 das letzte Mal gesehen. Frau Pestalozzi berichtet in ihrem Tagebuche: „Ein großes Werk, das des lieben Seligen Vater in Burgdorf angefangen, hinderte diesen guten, lieben Vatten, ihn noch zu sehen.“ Die Wittwe Jacobs zog bald nach dem Tode ihres Mannes zu Vater Pestalozzi nach Burgdorf, um

die Ordnung des dortigen großen Hauswesens zu übernehmen. Am 25. November 1802 siedelte auch Frau Pestalozzi mit dem Enkel Gottlieb und der treuen Magd Lisabeth vom Neuhof nach Burgdorf über. Im Januar 1803 erkrankte sie so schwer, daß sie ihren Tod nahe glaubte. Ein Brief in ihrem Tagebuche aus damaliger Zeit, in dem sie Abschied nimmt von ihren Lieben, gibt Zeugniß von ihrer tiefen, ungeheuchelten Frömmigkeit, ihrem edlen Charakter und ihrer Liebe und Sorge für den geliebten Gatten. Sie bittet zunächst ihre Schwiegertochter, dem guten Papa treu zu bleiben: „Verlaß den guten Papa nicht auf allen seinen Wegen. Ach, wenn es dir auch schwer ist, seine Absichten sind immer gut und Gott ist mit ihm. Er errettete ihn immer wieder, wenn er straucheln wollte. Ihr Lieben, ich freute mich noch, seine Bemühungen erfüllt zu sehen. Ich wollte ihm noch ein Wort à part schreiben, aber ihr seid ja alle eins.“ — An ihren Gatten richtet sie folgende Worte: „Lieber, theurer Gatte! Du hast eine treue Gattin gehabt, die neben allen ihren Fehlern keine andere Absicht hatte, als Dich und unser Haus glücklich zu machen. Ich wollte im Kleinen mit unserm kleinen Vermögen uns und unser Kind mit Ehren durch die Welt bringen. Deine Pläne gingen weiter. Nun, Gott half und wird ferner helfen, wie er 34 Jahre durchgeholfen. Mein Lieber! In diesem Jahre ist der Leiden viel gewesen, es ist der Freuden viel gewesen.“ — Sie empfiehlt ihm die Lieben in Hallwyl und die getreue Lisabeth, und nimmt mit einem herzlichen Danke gegen Gott liebevollen Abschied von Allen.

Mutter Pestalozzi erholte sich wieder und fühlte sich im Vereine mit ihrem Gatten noch recht glücklich; sah sie doch jetzt ein, daß er bisher nur verkannt gewesen war und daß er zu Höherem berufen sei.

Sechszwanzigstes Kapitel.

„Die Gertrud ihre Kinder lehrt.“

Die Resultate, die Pestalozzi schon in Stanz, später noch mehr in Burgdorf durch seinen Unterricht erzielt hatte, setzten nicht bloß diejenigen, welche davon Kenntniß nahmen, sondern auch ihn selbst in Erstaunen. Um sich über seine ganze Schulführung selbst klar zu werden, um sie auf ihre tiefsten Gründe zurückzuführen und um auch andere zu gleichem Streben, oder wenigstens zur Prüfung zu veranlassen, verfaßte er eine pädagogische Schrift, der er den Titel gab: „Wie Gertrud ihre Kinder lehrt, ein Versuch, den Müttern Anleitung zu geben, ihre Kinder selbst zu unterrichten,“ welche er im October 1801 veröffentlichte.

Ueber diese bedeutende Schrift, die bisher noch nicht in ihrer ganzen Tiefe und ihrem weitreichenden Umfange gewürdigt ist, hat neuerdings H. Morf in der schon erwähnten Schrift eine treffliche Abhandlung veröffentlicht, die ihr wahres Wesen ins rechte Licht setzt. Er sagt zur Einführung derselben: „Sie ist wohl die wichtigste, tiefsinnigste aller seiner pädagogischen Schriften. Nicht nur für jene Zeit war sie von immenser Bedeutung, sie ist es für alle Zukunft. Sein Genius spricht darin noch rein und in seiner Weise; er steht noch unter Niemandes Einfluß. Sie spiegelt das Bild des Edeln am treuesten; es sind seine Gedanken, mit seinen Worten. Man wird hingerissen von der Fülle seiner innern Intuitionen, ich möchte sagen Offenbarungen, zu deren Träger er von der Vorsehung berufen war. Mit spannendem Interesse liest man das Buch von Anfang bis zu Ende und mit lebhafter Theilnahme an den Verhandlungen, jedoch nicht ohne hie und da, wo es sich um Anwendungsformen (nicht um Grundsätze und Gesetze) handelt, zum Widerspruch sich aufgefordert zu fühlen, immerhin aber in der dankbaren Anerkennung, daß, wenn uns die Erfahrung in diesen Punkten ein Besseres an die Hand gegeben, nur auf dem rationellen Wege, den er uns gelehrt, die Erkenntniß gekommen ist. Das Buch ist und bleibt ein Eckstein für den Volksunterricht; aber die Schätze, die es birgt, sind noch lange nicht praktisch verwerthet, und man kann die, welche es mit der Erziehung und dem Unterricht zu thun haben, nicht genug immer wieder auf dasselbe hinweisen.“

Gertrud, die Hauptperson in seinem Hauptwerke „Rienhard und Gertrud“ ist ihm die personifizierte Mutterliebe; diese ist es, die das wahre Fundament aller menschlichen Bildung abgeben muß, wenn sie zu einem gedeihlichen Ende geführt, dem von Gott der Menschheit vorgestellten Ideal nahe gebracht werden soll. Diesen Mutterfönn in allen Erziehern und Lehrern zu wecken, das ist die im Titel ausgesprochene Tendenz; das Buch will also nicht speziell den Müttern eine Anweisung zum Unterrichte geben, wie es fälschlich von einigen Auslegern aufgefaßt ist.

„Wenn auch Vater und Mutter dem Kinde mangeln, so darf ihm doch der Vater- und Mutterfönn in der Erziehung nicht mangeln; mit ihm mangelt dem armen verwaisten Geschöpfe trotz aller Schulen, die ihm offen stehen, und trotz aller Brot- und Kleiderhölfe das erste Fundament seiner Bildung zur Menschlichkeit: das Gefühl der Liebe, des Dankes, des Vertrauens.“

Das Buch zerfällt in 15 Abschnitte, die in Form von Briefen an seinen Freund Gekner, den Sohn des bekannten Idyllendichters, gefaßt sind. Der erste berichtet von seinem innern Drange, die Quelle des Volkseledes zu verstopfen und über die Versuche, die er dazu in dieser Beziehung gemacht; er enthält wichtige Aufschlüsse über seine Erlebnisse auf dem Neuhof, in Stanz und Burgdorf.

Der zweite und dritte erzählt von seiner Vereinigung mit Krüsi, Tobler und Buz und gibt kurze Biographien dieser seiner ersten Gehülfen. Im vierten spricht er von der traurigen Beschaffenheit des Volksunterrichtes, von den Schulbüchern, die Europa's größere Menschenmasse entmanuen, die er nicht überkleistern, sondern in ihren Wurzeln heilen wolle. Dazu will er „die mechanische Form alles Unterrichtes den ewigen Gesetzen unterwerfen, nach welchen der menschliche Geist sich von sinnlichen Anschauungen zu deutlichen Begriffen erhebt, oder die mechanischen Gesetze des Unterrichts den ewigen Gesetzen der menschlichen Natur unterzuordnen.“ Damit spricht er das eigentliche Thema der Schrift aus. Zu diesem Zwecke stellt er einige allgemeine didaktische Grundsätze auf. Der fünfte spricht von drei Regulatoren dieser Gesetze: der geistigen und der sinnlichen Natur des Menschen und den Verhältnissen seiner äußern Lage. Im sechsten macht er den Versuch „alle Kunstmittel des Unterrichts aus einem allgemeinen psychologischen Ursprunge abzuleiten.“ „Die Mittel der Verdeutlichung aller unserer Anschauungserkenntnisse gehen von Zahl, Form und Sprache aus.“ Siebenter Abschnitt: Die Tonlehre und die Namenlehre (Erdbeschreibung, Geschichte, Naturlehre und Naturgeschichte), mit Sprechübungen. Achter Abschnitt: Die Formlehre (Meh-, Zeichen- und Schreibekunst). Neunter Abschnitt: Zahllehre (Rechenkunst). Zehnter Abschnitt: Die Anschauung ist das absolute Fundament aller Erkenntniß. Elfter Abschnitt: Ueber das Wesen der Anschauung und ihre Anwendung auf Form, Zahl und Sprache. Zwölfter Abschnitt: Von den Schwierigkeiten bei der praktischen Ausführung dieser Prinzipien, die sich ihm entgegen stellten. Dreizehnter Abschnitt. Nur dadurch, daß die Anschauung dem Begriff, die Uebung der Tugend der sittlichen Lehre vorhergeht, wird der Mensch wahrhaft zu Weisheit und Tugend gebildet. Vierzehnter Abschnitt: Menschenbildung und Religion. Fünfzehnter Abschnitt: Nur durch die natargemäße Methode kann eine wahrhaft sittlich-religiöse Bildung erzielt werden.

Die Schrift hat, namentlich in Bezug auf die Ableitung der Unterrichtsfächer, seine Mängel. Pestalozzi verkannte sie nicht; sagt er doch selbst in der Ausgabe von 1820: „Diese Versuche sind später durch die tiefere Erkenntniß des psychologischen Ganges der Entfaltung unserer Kräfte und der ächten Stufenfolge der Begründung unserer Erkenntnisse als überflüssig erfunden und außer Gebrauch gesetzt worden. Diese ganze Darstellung ist als ein noch sehr dunkles Haschen nach Bildungsmitteln, über deren Natur ich bei fernem noch nicht im Klaren war, anzusehen.“ Ich erwähne diesen Ausspruch deswegen, weil man gerade aus diesen formellen Bestimmungen, obwohl er sie später selbst verwirft, dennoch auch in unserer Zeit noch Angriffsobjecte gemacht hat.

Die Hauptsache bleiben die auch in dieser Schrift enthaltenen Ideen, auch die Ideen über die psychologische Entwicklung des

Menschen, die sich als methodische Prinzipien darstellen. Ich führe einige derselben an, ohne auf systematische Anordnung derselben hier Rücksicht zu nehmen.

Mit Schärfe tritt er dem Schlandrian der bisherigen Unterrichtsweise entgegen: „Der Troß unserer öffentlichen Schulen gibt uns nicht nur nichts, er löscht im Gegentheil noch das in uns aus, was die Menschheit auch ohne Schulen allenthalben hat und was jeder Wilde in einem Grad besitzt, von dem wir uns keine Vorstellung machen. Ein Mensch, der mit Mönchskunst zu einem Wortnarren gebildet wird, ist für die Wahrheit unempfänglicher, als ein Wilder. Ich bin daher zu der Ueberzeugung gekommen, der öffentliche und allgemeine europäische Schulwagen müsse nicht bloß besser angezogen, er müsse vielmehr umgekehrt und auf eine ganz neue Straße gebracht werden.“

Erschütternd sind seine Worte über die zerstörenden Folgen solcher verkehrten Unterrichtsweise. „Werden die Menschen ewig blind sein, werden sie ewig nicht zu den Quellen emporsteigen, aus denen die Zerrüttung unsres Geistes, die Zerstörung unsrer Unschuld, der Ruin unsrer Kraft und alle ihre Folgen entspringen, die uns zu einem unbefriedigten Leben und Tausende von uns zum Sterben in Spitälern und zum Rasen in Ketten und Banden hinführen?“

„Lieber Götter! Wie wohl wird mir in meinem Grabe sein, wenn ich etwas dazu werde beigetragen haben, diese Quellen erkennen zu machen! Wie wohl wird mir in meinem Grabe sein, wenn ich es dahin bringe, Natur und Kunst im Volksunterricht so innig zu vereinigen, als sie jetzt gewaltsam in demselben getrennt sind. Ach, wie empört es mein Innerstes, Natur und Kunst sind im Volksunterricht nicht nur getrennt, sie sind in demselben von bösen Menschen bis zum Rasen unter sich selber entzweit. Es ist, wie wenn ein böser Geist es unserm Weltall und unserm Zeitalter seit Jahrhunderten aufgespart hätte, uns mit der raffinirtesten Kunst dieser höllischen Trennung zu beschenken, um uns im philosophischen Jahrhundert kraftloser und elender zu machen, als je noch Selbstbetrug, Anmaßung und Eigendünkel das Menschengeschlecht in irgend einem Welttheil und in irgend einem Zeitalter gemacht hat.“

Er dagegen will den Unterricht auf das unerschütterliche Fundament der Natur gründen. „Ich will den Schulunterricht sowohl der abgelebten Ordnung alter verstorrender Schulmeister-Knechte, als einer, für den gemeinen Volksunterricht sie nicht einmal ersetzenden, neuern Schwäche entreißen und ihn an die unerschütterte Kraft der Natur selber und an das Licht, das Gott in den Herzen der Väter und Mütter entzündet und ewig belebt, an das Interesse der Eltern, daß ihre Kinder angenehm werden vor Gott und den Menschen, anknüpfen.“

„Ich wollte und will die Welt keine Kunst und keine Wissen-

schafft lehren — ich kenne keine — aber ich wollte und will die Erlernung der Anfangspunkte aller Künste und Wissenschaften dem Volke allgemein erleichtern und der verlassenen und der Verwilderung preisgegebenen Kraft der Armen und Schwachen im Lande die Zugänge der Kunst, die die Zugänge der Menschlichkeit sind, eröffnen und, wenn ich kann, den Verhaß anzünden, der Europa's niedere Bürger in Rücksicht auf Selbstkraft, die das Fundament aller wirklichen Kunst ist, weit hinter die Barbaren von Süden und Norden zurücksetzt, indem er mitten in der Windbeutelei unserer gepriesenen allgemeinen Aufklärung zehn Menschen gegen einen von dem Rechte des gesellschaftlichen Menschen, von dem Rechte, unterrichtet zu werden, oder wenigstens von der Möglichkeit, von diesem Rechte Gebrauch machen zu können, ausschließt.“

„Das Wesen der Natur, aus welchem die Form der Entwicklungsweise, deren unser Geschlecht bedarf, entquillt, ist an sich selbst unerschütterlich und ewig, und in Rücksicht auf die Kunst (der Erziehung und Bildung) ist und muß es ihr ewiges und unerschütterliches Fundament sein.“

„Der Gang der Natur in der Entwicklung unsres Geschlechtes ist unwandelbar. Es gibt und kann in dieser Richtung nicht zwei gute Unterrichtsmethoden geben, es ist nur eine gut, — und diese ist diejenige, die vollkommen auf den ewigen Gesetzen der Natur beruht; aber schlechte gibt es unendlich viele, und die Schlechtheit einer jeden derselben steigt in dem Maße, als sie von den Gesetzen der Natur abweicht, und mindert sich in dem Grade, als sie sich der Befolgung dieser Gesetze nähert.“

Die sinnliche Natur muß sich der geistigen und sittlichen unterordnen. „Die Gesetze unsrer Sinnlichkeit müssen den Gesetzen unsres geistigen und sittlichen Lebens untergeordnet werden. Ohne diese Unterordnung ist es unmöglich, daß die Sinnlichkeit unserer Natur jemals wahrhaft auf die wirkliche Erzeugung des letzten Resultats unsrer Ausbildung, auf die Erzeugung der Menschlichkeit, hinwirken könne. Der Mensch wird nur durch sein geistiges und inneres Leben Mensch, er wird nur dadurch selbstständig, frei und befriedigt. Die sinnliche Natur führt ihn nicht so weit und nicht dahin; ihre Wege sind Wege der Finsterniß und des Todes; die Bildung und Leitung unsres Geschlechtes muß deshalb der blinden, sinnlichen Natur und dem Einfluß ihrer Finsterniß und ihres Todes aus den Händen gerissen und in die Hände unsres sittlichen und geistigen, innern Wesens und seines göttlichen, ewigen, innern Lichts und seiner göttlichen, ewigen, innern Wahrheit gelegt werden.“

Ueber die Anschauung in sittlicher Beziehung spricht er sich folgendermaßen aus: „So wie das Vorherlaufen der Definitionen vor der Anschauung die Menschen allgemein zu anmaßlichen Maulbrauchern macht, ebenso das Vorherlaufen der wörtlichen Lehre von der Tugend und vom Glauben vor der Wirklichkeit der lebendigen

Anschauungen der Tugend und des Glaubens selber den Menschen der Tugend und des Glaubens halber zu ähnlichen Verirrungen hinführt, und es ist unleugbar, die Anmaßung auch dieser Verirrungen führen vermöge der innern Unheiligkeit und Unreinigkeit, die allen Anmaßungen zum Grund liegt, auch den Tugendhaften und Gläubigen selber zu den gemeinen Lastern der Anmaßung.“

„Das Reden ohne Anschauung macht die Menschen zu anmaßlichen Narren, es tödtet den Geist der Wahrheit und löscht die Kraft der Selbständigkeit im Menschengeschlecht aus. Durch unsre Buchstabenlehre löschen wir in uns selber die letzte Spur des Flammengriffels aus, womit die Natur ihren Geist in unsern Busen prägen will. Das Leben und die Wahrheit der ganzen Natur, die unser Dasein umschwebt, worin Gott unserm Geist die ursprünglichen Bildungsmittel geboten, gehen in den Buchstaben unter.“

Der wichtigste und schönste Theil des ganzen Buches ist unstreitig in den beiden letzten Abschnitten enthalten, wo er über die Entfaltung des sittlich-religiösen Lebens im Kinde nach seiner subjectiven Seite spricht.

Das Verhältniß der Mutter zum Kinde, ihre liebevolle Pflege, ihr sorgsames Wachen, ihre gänzliche Hingabe an das Kind entfaltet in diesem die ersten Keime der Liebe, des Vertrauens, des Dankes; es entfaltet auch den Keim der Menschenliebe. Der Gehorsam ist nicht eine einfache Folge der Naturtriebe, sondern der Kunst. „Die Mutter ist unbeugsam gegen die Unordnungen seiner Begierden; es tobt und schreit — sie ist forthin unbeugsam — es schreit nicht mehr, es gewöhnt sich, seinen Willen dem ihrigen unterzuordnen: die ersten Keime der Geduld, die ersten Keime des Gehorsams sind entfaltet.“

„Gehorsam und Liebe, Dank und Vertrauen vereinigt entfalten den ersten Keim des Gewissens, den ersten leichten Schatten des Gefühls, daß es nicht recht sei, gegen die liebende Mutter zu toben, den ersten leichten Schatten des Gefühls, daß nicht Alles um seinetwillen in der Welt sei, — der erste Schatten der Pflicht und des Rechts ist in seinem Entkeimen.“

Indessen fangen die ersten Gründe seines Glaubens und seines Thuns in diesem Zeitpunkt bald an zu schwinden. Die entkeimende Selbstkraft macht jetzt das Kind die Hand der Mutter verlassen; es fängt an, sich selbst zu fühlen und es entfaltet sich in seiner Brust ein stilles Ahnen: Ich bedarf der Mutter nicht mehr. Diese liest den keimenden Gedanken in seinen Augen; sie drückt ihr Geliebtes fester als je ans Herz und sagt ihm mit einer Stimme, die es noch nie hörte: Kind! es ist ein Gott, dessen du bedarfst, wenn du meiner nicht mehr bedarfst; es ist ein Gott, der dich in seine Arme nimmt, wenn ich dich nicht mehr zu schützen vermag; es ist ein Gott, der dir Glück und Freuden bereitet, wenn ich dir nicht mehr Glück und Freuden zu bereiten vermag. Dann waltet im

Bufen des Kindes ein unaussprechliches Etwas, es waltet im Busen des Kindes ein heiliges Wesen; es waltet im Busen des Kindes eine Glaubensneigung, die es über sich selbst erhebt; es freut sich des Namens seines Gottes, sobald die Mutter ihn spricht. Die Gefühle der Liebe, des Dankes, des Vertrauens, die sich in seiner Brust entfaltet haben, erweitern sich und umfassen von nun an Gott. Die Fertigkeiten des Gehorsams erhalten einen weiten Spielraum: Das Kind thut jetzt um Gottes willen recht.“

Da tritt die Versuchung der Welt heran. „Die Welt, die daselbe umgibt, ruft ihm mit dem ganzen Sinnenreiz ihrer neuen Erscheinung zu: Du bist jetzt mein!“

Das Kind hört die Stimme der neuen Erscheinung und der Keim der Sittlichkeit muß sich veröden, wenn in diesem Augenblick Niemand das erste Schlagen der höhern Gefühle seiner sittlichen Natur, wie der Faden des Lebens an die goldene Spindel der Schöpfung ankettet.

Mutter! Mutter! Die Welt beginnt jetzt, dein Kind von deinem Herzen zu trennen, und wenn in diesem Augenblick Niemand die Gefühle seiner edleren Natur ihm an die neue Erscheinung der Sinnenwelt ankettet, so ist es geschehen! Mutter! Mutter! Dein Kind ist deinem Herzen entrissen. Die neue Welt wird ihm Mutter, die neue Welt wird ihm Gott! Sinnengenuss wird ihm Gott. Eigengewalt wird ihm Gott. — Mutter! es hat dich, es hat Gott, es hat sich selbst verloren; der Docht der Liebe ist in ihm erloschen. Gott ist nicht mehr in ihm. Der Keim der Selbstachtung ist in ihm erstorben, er geht dem Verderben eines unbedingten Strebens nach Sinnengenuss entgegen.“

„Es ist hier, wo du das erste Mal nicht der Natur vertrauen, sondern Alles thun mußt, die Leitung desselben ihrer Blindheit aus der Hand zu reißen . . . Mutter! Mutter! heilige du mir den Uebergang von deinem Herzen zu dieser Welt durch Erhaltung deines Herzens!“

„Mutter! Mutter! Du zeigtest mir Gott! Wenn ich dich liebe, liebe ich auch Gott! — Ich lebe dann nicht mehr mir selbst; ich verliere mich dann im Kreise meiner Brüder, der Kinder meines Gottes. Ich lebe nicht mehr mir selbst, ich lebe dem, der mich in Mutterarme genommen und mich mit Vaterhand über den Staub meiner irdischen Hülle zu seiner Liebe erhoben. Und je mehr ich ihn liebe, den Ewigen, je mehr ich seine Gebote verehere, je mehr ich an ihm hange, je mehr ich mich selbst verliere und sein bin, je mehr wird auch meine Natur ein göttliches Wesen. Je mehr ich ihn liebe, je mehr ich ihm folge, desto mehr höre ich von allen Seiten die Stimme des Ewigen: Fürchte dich nicht, ich bin dein Gott; ich will dich nicht verlassen; folge meinen Geboten, mein Wille ist dein Heil. Und je mehr ich ihm folge, je mehr ich ihn

liebe, je mehr ich ihm danke, je mehr ich ihm traue, dem Ewigen, desto mehr erkenne ich ihn, der ist, der war und der sein wird.“

„Und je mehr ich ihn liebe, den Ewigen, desto mehr hoffe ich ein ewiges Leben; und je mehr ich ihm vertraue, je mehr ich ihm danke, je mehr ich ihm folge, desto mehr wird mir der Glaube an seine ewige Güte zur Wahrheit, desto mehr wird mir der Glaube an seine ewige Güte zur Ueberzeugung meiner Unsterblichkeit.“

K. v. Raumer sagt, es herrsche in diesem Buche eine entschiedene Entfremdung von Christo. Mit Unrecht. Pestalozzi will nur das subjective Moment der Entwicklung der religiösen Grundlagen darstellen, wie es sich an der Hand einer mütterlichen Führung entfaltet; er hat damit zugleich die Grundlage für jede weitere religiöse Bildung dargelegt.

Durch das Hineintragen der christlichen Dogmatik wäre er dem im Buche verfolgten Zwecke nur untreu geworden. Aber er ruht dennoch vollständig auf christlicher Grundlage; er spricht nirgends der pharisäischen Selbstgerechtigkeit oder einer selbstgemachten Werkheiligkeit das Wort. — So konnte er auch vollständig im Einklange mit den hier dargelegten Grundsätzen wenige Wochen nachher schreiben: „Ich weiß, daß das Menschengeschlecht eines Gottes und eines Glaubens bedarf, und erkenne in dem großen Erlöser des von Wahn und Sünde tief gebeugten Menschengeschlechts, in Jesu Christo, den einzigen Hohenpriester, der uns Gott im Geist und in der Wahrheit und nicht anders anzubeten gelehrt hat.“

Hagenbach sagt in seiner Kirchengeschichte sehr treffend: „Daß er dem Schlandrian einer so geheißenen Orthodorie entgegentrat, die Alles gethan zu haben meinte, wenn sie den Kindern den Katechismus einbläute, und die über der Rechtgläubigkeit doch den rechten Glauben und vor allem die rechte Liebe vergaß, daß er dem faulen Gedächtniß- und Formelchristenthum oder der Papierwissenschaft, wie er sie trefflich nannte, entgegentrat, wird ihm Niemand verargen wollen, der sich in jene Zeit zu versetzen weiß; man wird hierin den Protestanten erkennen, dem das Wesen des Christenthums über die Form, der Geist über den Buchstaben geht.“

Das Buch machte großes Aufsehen, fast alle literarischen Zeitschriften beschäftigten sich damit, vor allen empfahl es Wieland in seinem deutschen Mercur; auch Fichte war davon sehr befriedigt. Er schrieb nachmals an seine Frau: „Kannst du Pestalozzi's „Wie Gerrud ihre Kinder lehrt“ bekommen, so lies es ja. Ich studire jetzt das Erziehungssystem dieses Mannes und finde darin das wahre Heilmittel für die kranke Menschheit.“ Der Ruhm Pestalozzi's wuchs mit jedem Tage, seine Ideen fanden immer mehr Anerkennung und Bewunderung.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

„Der natürliche Schulmeister.“

Der große Fortschritt in Bezug auf die Lehrthätigkeit der Volksschule besteht in dem eben besprochenen Buche darin, daß Pestalozzi mehr Unterrichtsfächer zur Elementarbildung heranzieht und deren Behandlung psychologisch zu begründen sucht. Die bisherigen Schulen trieben ja weiter nichts als Lesen und Auswendiglernen des Katechismus; Schreiben und Rechnen kam sehr selten vor, die Realien wurden gar nicht betrieben, Zeichnen fehlte ganz und das Singen erstreckte sich höchstens auf die Einübung einiger Kirchenmelodien.

Es kam ihm nun aber auch darauf an, die Unterrichtsfächer nach ihrer didaktischen Behandlung selbst darzustellen und aus diesem Grunde wurden in der Anstalt die Elementarbücher, und zwar zuerst für das Lesen in der „Anweisung zum Buchstabiren- und Lesenlehren,“ für die Sprache im „Buch der Mütter“, und für den Unterricht im Rechnen und der Raumlehre ausgearbeitet. Diese Bücher sind von seinen Gehülfen verfaßt; sie haben jetzt auch nur noch einen historischen Werth. Wenn einige Biographen also das „Buch der Mütter“ angreifen, so wissen sie nicht, daß dasselbe nicht von Pestalozzi herrührt.

Pestalozzi faßte die Sprachübungen viel tiefer, als sie in jenem Buche dargestellt sind. Er hatte in jener Zeit selbst eine Schrift zur Grundlage für dieselben verfaßt, die aber damals nicht zum Drucke gelangte. Er sagt in dieser Beziehung: „Ich fand in meinen Umgebungen hierüber so harte Zurechtweisungen, daß ich bis auf den heutigen Tag (1826) nie auch nur versucht wurde, mich hierüber großen träumerischen Hoffnungen zu überlassen.“ Das Manuscript dieser Schrift, die er „der natürliche Schulmeister“ betiteln wollte, ist erhalten und in der neuen Ausgabe der Werke Pestalozzi's zum Abdrucke gelangt.

Obwohl er gegen den sprachlichen Mechanismus seiner Zeit, der es nur auf ein Auswendiglernen oft unverständner Worte abgesehen hatte, scharf zu Felde zieht und diese geisttödtende Manier verwirft, hält er doch sonst sehr viel gerade von einem geistbildenden sprachlichen Unterrichte. Die Hauptgesichtspunkte liegen in folgenden Sätzen:

„Da wo die Grundkräfte des menschlichen Geistes schlafend gelassen und auf die schlafenden Kräfte Worte gepfropft werden, da bildet man Träumer, die um so schattenhafter träumen, da Worte groß und anspruchsvoll waren, die auf ihr elendes gähnenbes Wesen aufgepfropft sind.“

„Das grundlose Wortgepränge einer solchen fundamentlosen Weisheit erzeugt Menschen, die sich in allen Fällen am Ziel glauben, weil ihr Leben ein mühseliges Geschwätz von diesem Ziele ist, aber sie bringen es nie dahin, darnach zu laufen, weil es durch ihr Leben niemals in ihrer Anschauung jenen anziehenden Reiz hatte, der wesentlich nothwendig ist, irgend eine menschliche Anstrengung zu erzeugen. . . Armselige Wortmenschen, durch die Künste ihres unnatürlichen Ganges unfähig gemacht zu empfinden, daß sie selber auf Stelzen stehen und die darum von ihren elenden hölzernen Beinen herabsteigen müssen, um auch nur mit gleicher Kraft wie das Volk auf Gottes Boden zu stehen.“

Damit greift er die „höhere“ Bildung an, die sich, anstatt auf Anschauung, nur auf den „Wirrwarr isolirter Wortlehren“ gründe, und ein fundamentlosen „Maulwaschen“ erzeuge.

Aber trotzdem gehört ihm die sprachliche Bildung zu den ersten Grundlagen der Menschenbildung. Es liege in ihr eine große sittliche Kraft, wenn sie nicht in leeren Formelkram sich verlaufe.

„Das Geschenk der Sprache ist groß. Man sagt vom elenden Stier: was wäre er, wenn er seine Kraft kennete! Und ich sage vom Menschen: was wäre er, wenn er seine Sprachkraft kennete! Die Lücke ist groß, die im Herzen der Menschenbildung daraus entstanden, daß wir uns hierin so weit vergessen und nichts gethan haben, das niedere Volk reden zu lehren, sondern dann noch das sprachlose Volk isolirte abstrakte Wörter auswendig lernen ließen. Es ist ein Wort- und Klappervolk geworden, weil man es nicht einmal reden lehrte. Meine Unterrichtsweise zeichnet sich vorzüglich hierin aus, daß sie von der Sprache einen größern Gebrauch macht, als bisher geschehen ist.“

Zur Sprachbildung will nun der „natürliche Schulmeister“ Anleitung geben, durch sie soll zugleich die intellektuelle und ethische Bildung gefördert werden. Wenn die Schrift auch nur ein didaktischer Versuch sein, die Grundzüge zur Behandlung eines wichtigen Unterrichtsgegenstandes geben soll, so spricht sich darin doch eine große geistige Kraft und Gewandtheit aus, die oft sich in allgemeinen Lebensregeln und sittlichen Wahrheiten zuspitzt.

Pestalozzi stellt darin eine Reihenfolge von Zeitwörtern nach dem Alphabet auf, welche nach ihren Hauptformen und Zusammenstellungen in verschiedenen Sätzen zum Verständniß gebracht werden; die Sätze haben meist einen tiefen, kernigen Gehalt, nicht selten Anklänge an Sprichwörter, den meisten Wörtern sind sittliche Lebensregeln beigelegt. Es kommt ihm also nicht auf eine rein formelle Bildung an, sondern er will durch dieselbe zugleich, dem Herzen ewige Wahrheit einpflanzen.

Ich gebe nun einige von seinen Lehren.

„Achten. — Kinder, das erste Wort, das ich euch erkläre, ist: Selbstachtung. Um ihretwillen erröthet ihr, wenn ihr fehlet, um

ihretwillen ehret ihr die Tugend, um ihretwillen betet ihr zu Gott und glaubt ein ewiges Leben, um ihretwillen überwindet ihr die Sünde, um ihretwillen ehret ihr Alter und Weisheit, um ihretwillen wendet ihr euer Auge nie von der Armuth und euer Herz nie von dem Elend, um ihretwillen verachtet ihr Irrthum und Lügen und liebet die Wahrheit. Kinder, um ihretwillen wird der Fürchtsame ein Held, der Träge geschickt, der Unbekannte verehrt, der Niedrige erhöht, der Verlassene errettet. Um ihretwillen, Kinder, wird das schwache Alter gesegnet, werden die abnehmenden Kräfte erquickt. Kinder, um ihretwillen wird das menschliche Leben zum Leben und das Todbett zur letzten, menschlich froh und ruhig gelebten Stunde. Kinder! ich habe für euch dies einzige Wort, alle andern sind nur Zugabe zu diesem einzigen.“

„Bücken. — Sollte sich der Mensch, das einzige Geschöpf, das sein Haupt hoch emporträgt, gar nie bücken? Wohl freilich; Gott hat das Gefühl seiner Schwäche tief in sein Herz gelegt, wie die Ehrfurcht vor dem Erhabenen. Unwillkürlich beugt sich sein Haupt beim tiefen Gefühl seiner Fehler und sein Auge senkt sich dankend, wenn er den Retter seines Weibes und seiner Kinder plötzlich erblickt. Nein, nein; dem ersten Mann, der vor der aufgehenden Sonne in den Staub dahin sank, dem hat keine Kunst seine Kniee gebogen; ein Gott ist's, der ihn also dahin in den Staub warf, und er steht menschlicher auf, als wenn er ihr stolz ins Angesicht schaute. Aber Gottes Werk ist verdorben: die sich biegende Heuchelei entwürdigt die Menschennatur ebenso, wie die anbetende Unschuld und die sich biegende Scham und der knieende Dank sie veredelt und erhebt.“

„Alten. — Früchte, die unreif veralten, sind ungenießbar, und der Mensch, welcher veraltet, ehe er ausgereifet, ist sich selber und seinen Nebenmenschen eine ungenießbare Frucht.“

„Fehlen. — Alle Menschen fehlen und alle Menschen fehlen in Allem. Es ist nichts Vollkommenes auf Erden. Aber wer sich selbst nicht verachtet, der achtet keinen seiner Fehler gering.“

„Fesseln. — Es ist schrecklich, einen Menschen in Fesseln zu sehen, aber hundert legen sich ihre Fesseln selbst an gegen einen, dem sie angeschmiedet werden. — Ein gefesselter Mensch ist ein schrecklicher Gedanke, aber ein rasender Mensch ist eine noch viel entsetzlichere Sache. Du mußt den Menschen entrasen, wenn Du ihn entfesseln willst.

„Finstern. — Die untergehende Sonne verfinstert die Erde und untergehende Hoffnungen des Menschen Gemüth. Aber warum hoffet der Mensch nicht immer wieder auf die aufgehende Sonne? Es ist recht, daß er nicht immer auf Aeußeres hofft; er soll sich seine Ruhe und sein Glück in sich selbst und durch sich selbst bereiten.“

„Folgen. — Die Nachfolge ist an sich selbst eine gute Sache,

doch muß man nicht vergessen, je dümmer das Vieh ist, desto mehr folgt es heerdenweis seinem Führer, und je kraftvoller, desto mehr fühlt es sich alleinstehend am besten. — Ebenso ist das Verfolgen eines Zweckes an sich gut, aber das Verfolgen des Mannes, der meinem Zwecke um des seiüigen willen entgegensteht, das ist nicht gut. — Wer sollte dem Manne, dem man trauen darf, nicht gern folgen? Wer vorangeht, hat ja die größere Mühe und die größere Gefahr. Kind! Mit Folgen lernest du gut vorangehen und es kommt die Zeit, wo du in tausend Fällen allein gehen mußt; dann würde dich blinde Nachfolge zur Ruh machen, die dem Metzger folgt, wie dem Hirten, oder zum Hund, der sie dem fremden Mann und dem Metzger zutreibt.“

„Foltern. — Gut ist's, daß die Folter weit und breit abgeschafft ist; auch gut ist's, daß das folternde Gewissen nicht abgeschafft werden kann.“

„Freien. — Der Mensch ist nur durch sein Recht frei. Er ist in nichts frei, als wozu er ein Recht hat.“

„Glätten. — Ich lobe mir den glatten Stein, aber ich fürchte die glatten Worte. —

„Grimmen. — Mißkannter Mensch! Gräme dich, aber verwildere nicht, indem du dich grämst. Der Gram, der dich höher hebt, der Gram, der dich veredelt, ist ein heiliger Gram; aber der Gram, der dich grümmig macht, ist wie ein Gift, das deine Tugend in dir selber verzehrt.“

„Gründen. — Auf Felsen gründet der Kluge, auf Sumpf und Sand der Thor, auf gar nichts der Leichtsinrige. — Der Eine gründet seinen Hochmuth auf rothe Backen, der Andere auf den Geldbeutel, der Dritte auf den Verstand, den er nicht braucht. — Die Demuth ist auf die wahre Schwäche des Menschen gegründet und seine Weisheit gründet sich meistens auf das Bewußtsein dieser Schwäche.“

„Kämpfen. — Der Mensch, der seine Gelüste bekämpft, erhält die unvergängliche Krone des Bewußtseins einer höhern, innern Kraft.“

„Kennen. — Das Vieh kennt seinen Stall auch, und wenn der Mensch von seinem Erkenntnißvermögen keinen bessern Gebrauch macht, als diesen, so wandelt er auch im viehischen Irrthum dahin, und läßt sich zu jeder Weide und zu jeder Raufe hinlocken und von jeder Weide und von jeder Raufe zur Schlachtbank führen. Aber er kann und soll sein Erkenntnißvermögen besser gebrauchen. Es soll ihm die allgemeine Richtschnur seines freien Willens und seiner Handlungen sein.“

„Kriechen. — Wenn ich an kriechende Menschen denke, so kann ich nicht anders, ich denke dabei immer auch an kriechende Würmer, kriechende Schlangen und kriechende Hunde; und vergleiche ich, dann preise ich die Raupe, die kriechend goldenen Flügel ent-

gegen geht, die sie nicht hat. Aber der Mensch verliert durchs Kriechen Flügel, die er wirklich hat, und alle seine höhere Schwungkraft.“

„Lehnen. — Es ist keine Wand schlechter, um daran anzulehnen, als dein Nachbar. Es mag kein Mensch des andern faules Fleisch gern tragen.“

„Leiden. — Daß der Mensch Vortheile von seinem Leiden ziehen kann, auch das unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen. Es ist ein großer Gedanke, durch Leiden sich zu veredeln, aber ein ebenso trauriger, durch Leiden zu verwildern.“

„Lenken. — Der Mensch läßt sich gern lenken, d. h. führen, ohne daß er es fühlt, daß man ihn führt. Ein solches Führen ist des Führers werth und entehrt den Geführten nicht. Aber am Strick läßt sich der Mensch nicht gern führen, bis er zum verachtungswürdigsten Vieh erniedrigt ist.“

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Reiches Leben in Burgdorf.

Burgdorf liegt etwa zwei Meilen nördlich von Bern, im lieblichen Emmenthale. Es ist ein freundliches Städtchen, daß jetzt viel Industrie und Handel treibt. Da es auf Hügeln erbaut ist, sind die Straßen meist bergig; vom Bahnhofe nach dem Schlosse findet namentlich eine große Steigung statt. Der Däne Torlitz, der Pestalozzi 1803 besuchte, entwirft eine treffliche Schilderung dieses Ortes.

„Einen bequemern Aufenthalt wie hier würde Pestalozzi gewiß in der ganzen Republik nicht gefunden haben. Hier, in einer kleinen Stadt, in einer angemessenen Entfernung vom Luxus der Hauptstadt, vom Geräusche eines schwelgenden Publikums, von politischen Zweikämpfen und von den Intriguen arglistiger Aristokraten, konnte er in der Stille wirken und doch jedes nothwendige Hülfsmittel bei der Hand haben. Hier, in einem der größten fruchtbarsten und reichsten Thäler der Schweiz, unter den glücklichsten, arbeitsamsten und bravsten aller Berner Völker, konnte er leichter, als an irgend einem andern Orte der Schweiz, wo alle Bedürfnisse des Lebens aus natürlichen Gründen sehr theuer sind, die vielen Ausgaben seiner großen Haushaltung bestreiten. Sieht es auch in der Schweiz überhaupt sehr elend mit allem dem aus, was Erziehung und Aufklärung, religiöse und politische Toleranz und Denkfreiheit betrifft, so wohnte doch Pestalozzi hier an einem Orte, an dem er

am wenigsten fürchten durfte, daß ihm von Seiten des Staats oder der Kirche unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Und nun die herrliche Natur nahe und ferne! Wie soll ich die Mannichfaltigkeit und Abwechslung, das Erhabene und Schöne des Umkreises beschreiben, den man von Pestalozzi's Wohnung überschaut. Tausend Mal habe ich von dieser Stelle die malerisch schönen Partien der Gegend betrachtet, und jedesmal ergötzte sich mein Auge bei diesem Anblicke mit neuem Interesse.

Der Emmesfluß, von dem das ganze Thal den Namen hat, bespült den Fuß des Felsens, auf dessen Anhöhe das Schloß gebaut ist, und gibt den Zöglingen des Instituts die vortrefflichste Gelegenheit zum Baden und Schwimmen. Die vielen Arme des Flusses setzen eine Menge Säge- und andere Mühlen in Bewegung, wässern die reichen Matten durch hie und da angebrachte Schleusen und verschönern die Gegend unbeschreiblich. An der Oeffnung zweier waldiger Bergreihen und am Eingange des Thales liegt Burgdorf, umgeben von lächelnden Gärten, schattigen Promenaden und unzähligen Anhöhen, Hainen und Lusthäusern. Mit einem Worte: das Burgdorfsche Schloß liegt in einem reizenden, wollüstigen Elysium, welches mir wegen der ungemeinen Fruchtbarkeit und sorgfältigen Kultur der Erde und wegen der üppigen, abwechselnden und entzückenden Natur der liebste Fleck des Kantons Bern ist. Gegen Nordwest begleitet das Auge in einer Entfernung von drei Meilen eine lange Reihe der Jurafette und dieser gegenüber erblickt man in einer Entfernung von sechs bis acht Meilen die majestätischen Eisberge, die besonders im Glanze der Abendsonne ein Schauspiel gewähren, deren Herrlichkeit ich mit nichts in der Welt zu vergleichen weiß. Von Burgdorf aus erblickt man in der hohen Alpenkette des Berner Oberlandes das Schreckhorn, das Finsteraarhorn, Jungfrau, Eiger, Mönch und Grindelwald. Nichts in der Welt hatte mich jemals so gewaltig ergriffen, wie der erste Anblick dieser Gebirge. Erst am sechsten Tage nach unserer Ankunft in Burgdorf war die Luft so durchsichtig geworden, daß sie sich zeigten. Duß, der mich mit dieser erhabnen Naturscene überraschen wollte, wartete den günstigsten Augenblick ab und ging, wie vom Zufall geleitet, mit mir an das Fenster, von dem man die Aussicht hatte. Sprachlos und erstaunt starrete ich vorwärts und wußte selbst nicht, was ich aus dem machen sollte, was Himmel und Erde mit einander zu verbinden schien. Der Anblick war zu groß, die Herrlichkeit, die sich so plötzlich dem Auge darstellte, zu blendend, als daß ich mich orientiren konnte. Jede Vergleichung fiel hinweg, und anstatt mich bei diesem beispiellosen Schauspiele über das Gewöhnliche und Eingeschränkte zu erheben, so fühlte ich mich gleichsam wie vernichtet und entwaffnet. So groß sah ich noch nie den Schöpfer in seinen Werken, nie die kühnste Einbildung von

der Wirklichkeit übertroffen. So weit entfernt, und doch so nahe! Welcher Umfang und welche Masse!“

Ja, sie ist unbeschreiblich schön, diese Herrlichkeit der Natur, die man von hier aus überschaut! Als ich Burgdorf im Spätsommer 1870 besuchte, habe ich dort hohes Entzücken getrunken. Ich hatte auch das Glück, im Schlosse selbst noch einen Schüler Pestalozzi's aus der Burgdorfer Zeit anzutreffen, Herrn alt Gerichtsschreiber (Regierungsrath a. D.) Schweizer, der mir bereitwillig alle die Räume zeigte, in denen Pestalozzi gelebt und gewirkt; sie sind jetzt zu Amtswohnungen und Bureau's für die Verwaltungs- und Gerichtsbehörden eingerichtet.

Das Schloß erhebt sich an dem südöstlichen Theile der Stadt auf einem isolirt stehenden Felsen etwa 40 Meter hoch hart an den Ufern der Emme, nach dieser zu steil abfallend. Der Weg führt in einem Bogen ziemlich stark ansteigend von der Stadt ins Schloß, auf beiden Seiten von zwei Mauern eingeschlossen. Durch eine ziemlich breite Mauer und dann durch eine zweite Einfahrt, die unter einem Thurme hinweg führt, tritt man in den ziemlich geräumigen Schloßhof, der fast ganz von zweistöckigen Gebäuden und nur auf der südöstlichen Seite von einer breiten Brüstungsmauer, die den Blick ins Thal frei läßt, eingeschlossen ist. Alte Bäume breiten ihre schattigen Zweige fast über den ganzen Schloßhof aus. Ein Franzose, der seine Knaben der Pestalozzi'schen Anstalt anvertrauen wollte, nahm sie wieder mit, als er über diese Brüstungsmauer hinweg einen Blick in die Tiefe gethan hatte.

Das alte Schloß selbst läßt keinen bestimmten Baustil erkennen, nicht einmal einen einheitlichen Plan; aber die starken steinernen Mauern schließen schöne, große Räume ein, die sich zu Erziehungs-zwecken vorzüglich eignen. Vier thurmartige Gebäude von verschiedenem Umfange und ungleicher Höhe ragen über die übrigen Gebäude hervor und geben dem Ganzen einen eigenthümlich ehrbaren Charakter. An der Südostseite sind drei balkonartige Plätze außerhalb der Schloßgebäude in verschiedener Höhe, die jetzt theils als Erholungsplätze, theils als Gemüsegärten benutzt werden; sie lassen den Blick über das ganze Theil frei. Als besonders „luschtikes“ (schönes) Plätzchen zeigte mir Herr Schweizer den Balkon, der den Namen „Känzli“ führt. Ja, es ist herrlich! Zu den Füßen das grüne Thal der Emme mit seinem geschäftigen Leben und Treiben, und im Hintergrunde die ernsten Gipfel des Berner Oberlandes mit ihrem ewigen Schnee, sanft geröthet von den Strahlen der untergehenden Sonne — Schauer der Vergänglichkeit durchrieseln dich, aber auch der unwandelbaren Ewigkeit!

Das Schloß ist fast ganz noch so wie ehemals, nur ein Flügel ist noch angebaut. Wir sahen den geräumigen Speisesaal, in welchem das ganze Institut seine Mahlzeit einzunehmen pflegte, Pestalozzi stets unter den Lehrern und Zöglingen; Herr Schweizer

erinnerte sich noch genau des Platzes, wo auch Mutter Pestalozzi an ihrem Tische zu sitzen pflegte; für gewöhnlich aß sie auf ihrer Stube, sie konnte den Trubel nicht recht vertragen. Dicht neben dem Speisesaale war ihr Zimmer, das sich besonders durch schöne Aussicht auszeichnet; weiterhin an der Südseite war Pestalozzi's Schlaf- und Studirzimmer, an welches sich die Zimmer für die Lehrer schlossen. In dem Gebäude gegenüber hausten die Zöglinge, stets unter Aufsicht von Lehrern; dieses ist jetzt ein Gefängniß geworden.

Uebrigens müssen auch zu Pestalozzi's Zeit einige Räume im Schlosse noch als Gefängnisse gedient haben; Kamsauer, der erste Zögling, erzählt hierüber Folgendes, das auch für Pestalozzi's Persönlichkeit charakteristisch ist: „Dem riesenhaft großen und starken und zu seiner Zeit berühmten Verbrecher Bernhard gab Pestalozzi in Burgdorf jedesmal die Hand, wenn er nach dem Durchbruche eines Gefängnisses nach dem Schlosse zurückgebracht und in ein noch tieferes Gewölbe gesetzt wurde, und sagte ihm: Hättest du eine gute Erziehung gehabt und deine Kräfte auf die rechte Weise anwenden gelernt, so würdest du ein nützliches Werkzeug der menschlichen Gesellschaft und geachtet sein, statt dessen müssen sie dich jetzt in das Loch stecken und wie einen Hund anketten —, und dann drückte er ihm wohl einen Kronenthaler in die Hand. Mir gestattete er etwa ein Mal, ihn mit Erlaubniß des Gefangenwärters zu besuchen, was ich sehr gern that, so schauerlich das unterirdische Gefängniß war; denn Bernhard war ein merkwürdiger Mensch und aufrichtig.“ —

Im Jahre 1803 waren über 100 Zöglinge in der Anstalt und viele Lehrer, unter den letzteren Weiß, Barraud, Keef, Blendermann, Steiner, Schmid, Ladamus, von Muralt, Hopp, Männli, Jeuri, Niederer. Die Behandlung der Kinder war religiös, ernst, geist- und liebreich, ohne hemmenden Zwang. Die Betten der Lehrer waren durch die Schlafzimmer der Zöglinge vertheilt, den ganzen Tag über arbeiteten und lebten die Lehrer mit den Zöglingen zusammen. Auch in den Erholungsstunden waren die Kinder nicht sich selbst überlassen, die Lehrer machten mit ihnen gemeinschaftlich Leibesübungen, Spiele und Spaziergänge. Auf Reinlichkeit und Ordnung wurde sehr gehalten. Die Nahrung war einfach, aber hinlänglich: zum Frühstück Suppe, zu Mittag Suppe, Gemüse und Fleisch, nach 4 Uhr Brod und Früchte, Abends Suppe und Gemüse. — Um 6 Uhr früh begann der Unterricht. Pestalozzi hielt mit den Kindern die Morgenandacht. Wenn sie versammelt waren, trat er in ihre Mitte und wünschte ihnen einen guten Tag. Dann fing er entweder ein Gespräch mit Einzelnen an, und suchte allmählich die Stimmung des Gemüths zur Andacht und zum Gebet zu lenken; oder er las ein Lied von Gellert vor und knüpfte einige ermunternde Betrachtungen an dasselbe. Auch redete er ge-

wöhnlich vor dem Morgengebet mit einzelnen Kindern besonders und unter vier Augen nach den Bemerkungen, welche ihm die Lehrer über diese Kinder schriftlich mitgetheilt hatten. Pestalozzi soll da gar väterlich, eindringlich und rührend ermahnt, ermuntert, gelobt und gestraft haben, auch die Familienverhältnisse der Zöglinge berücksichtigend. Späterhin ertheilte Pestalozzi selbst keinen Unterricht mehr, dennoch aber war er die Seele in seinem großen Hause; alle Mitglieder liebte er wie Kinder, jeder nannte ihn Vater. Gegen Abend wurde gewöhnlich ein Spaziergang gemacht und nach 9 Uhr zu Bett gegangen. Im Bett sprach gewöhnlich einer von den Zöglingen ein kurzes Abendgebet. Wenn die Kinder zur Ruh waren, so versammelten sich die Lehrer, um sich die Erfahrungen des Tages mitzutheilen und das Beste des Hauses und jedes Kindes zu berathen.

Das Institut erhielt sehr viele Besuche, sogar aus Amerika. Torlitz sagt darüber: „Himmel, wie hat doch ein und das nämliche Interesse so viele und so verschiedene Menschen in dem sonst so wenig bekannten Burgdorf versammeln können! Welches Leben in diesem Gewimmel! Welches akademische Schwärmen! Welche Einfälle und Auftritte! In unserm Kreise wurde Pestalozzi gleichsam verjüngt. Der Mönch vergaß die Strenge seines Ordens; ich glaube, wir hätten die Tauben zum Hören und die Todten zum Leben bringen können. Das längste Leben ist zu kurz, um mir jeden unserer Auftritte zu wiederholen; selbst mit Engelzungen würde ich es nicht vermögen, die tausendfältigen Freuden jener Tage zu schildern.“

Von den Besuchern aus jener Zeit nenne ich nur den H. v. Transee aus Plesland, den spätern Regierungs- und Schulrath Jeziorowski in Liegnitz, die Dänen Ström und Torlitz, Soyaux aus Berlin und den Professor Gruner in Heidelberg. Letztere beiden haben treffliche Schriften über das Pestalozzi'sche Leben und Streben veröffentlicht. Soyaux ist ein aufmerksamer Beobachter gewesen, der mit praktischem Takte sowohl die Schäden, als die guten Seiten der Anstalt erkannte; von psychologischem Scharfblick zeugt seine Charakteristik Pestalozzi's.

„Die Maßlosigkeit seines Strebens zeugt von der außerordentlichen Kühnheit seines Geistes. Aber es war nicht der elastische, heitere, leichte Anflug des Genie's, sondern das gewaltige Emporstreben einer ungebundenen Kraft. . . Es ist eine harte, voreilige Beschuldigung, ihn einen thörichten Schwärmer oder ruhmfüchtigen Reformator zu schelten. An außerordentliche Menschen darf man nicht den gewöhnlichen Maßstab legen, sie müssen aus sich selbst beurtheilt werden. Weil Pestalozzi tiefer fühlt, kühner denkt und muthiger will, als die Menschen unter uns, so soll er zu den Schwärmern gehören! Weil ihm die alten Schulformen gebrechlich erscheinen und er im Gefühl eines edlen Unwillens die Schranken der Gewohnheit durchbricht, um den Unmündigen einen Uebungs-

platz zu erkämpfen, wo sich ihr Geist mit Lust und Freiheit bewegen könne, deswegen soll ihn die Sucht des Reformators regieren! Ich will ihn damit nicht von Irrthümern und Fehlern frei sprechen. Vielleicht findet seine Methode wenig Beifall, aber der Geist seiner Grundsätze, die Tendenz seiner Methode wird gewiß wohlthätig fortwirken. — Man darf den Mann nur persönlich kennen lernen, um besser von ihm zu denken. Das Triebrad seiner Gedanken ist in beständigem und heftigem Umschwunge; er lebt mehr in sich, als außer sich, mehr in seiner Ideenwelt, als in der Wirklichkeit . . . Liebe und Freundschaft füllen sein ganzes Herz aus. Es scheint, als redete er lieber durch Gefühle, als durch Gedanken und Worte zu seinen Freunden und Zöglingen. Ein herzlicher Schlag, ein kräftiger Händedruck, ein wohlwollender Blick, ein dankbares oder theilnehmendes Ergreifen der Hand sind ihm natürlicher, als wortreiche Bemerkungen und flüchtige Einfälle. Was er seinen Hausgenossen ist, scheint er auch dem Fremden zu sein. Er freut sich eines jeden Besuches um so mehr, als der Ankommende Interesse für das Schulwesen verräth. Keine Aufopferung ist ihm zu groß für gute, edle Zwecke. Mit zu weit getriebener Verleugnung seiner selbst und der Seinigen nimmt er viele Kinder unentgeltlich auf. Dankbar gegen Wohlthäter, Gehülfen und Freunde zu sein, hält er für seine heiligste Pflicht.“

Im Jahre 1802 ordnete die helvetische Regierung zwei Männer ab, den gelehrten und durch seine Schriften bekannten Dekan Ith, Präsident des Erziehungs Rathes, und den gebildeten Apotheker Benteli. Ith hat seinen Bericht veröffentlicht. Die Regierung beschloß, Pestalozzi's Anstalt zu einer Staatsangelegenheit zu machen, bei den politischen Wirren kam es jedoch nicht dazu.

Der Ith'sche Bericht schließt: „Nach einer gründlichen Untersuchung aller Eigenheiten dieser neuen Lehrmethode glauben wir uns in dem Schlusse nicht zu irren: daß in derselben jener wahre Elementarunterricht gefunden sei, dessen Dasein man schon lange geahnt, den man aber bisher vergeblich gesucht hat, jener Unterricht nämlich, der dem Kinde zu Allem Vorübung gibt, der zu allen Künsten und Wissenschaften vorbereitet, der auf alle Stände und Klassen anwendbar und für die völlige Menschenbildung, als erstes Fundament, unentbehrlich ist.“

Ueber die weitem Absichten Pestalozzi's fügt er noch hinzu: „Der Stifter der Burgdorfschen Anstalt, der Erfinder des wahren Elementarunterrichts, nährt für sich keinen höhern Wunsch als den, durch den Ertrag seiner Entdeckung, so weit als es sich mit den heiligen Pflichten gegen die Seinigen vereinigen läßt, sich in den Stand zu stellen, seine übrigen Lebenstage im Kreise helvetischer Waisenkinder zuzubringen und unter Verwendung seines thätigen Einflusses für ihre Erziehung sich bis an

sein Grab der Vervollkommnung der Lehrtart und den Nachforschungen über die Vereinigung derselben mit den Elementen der moralischen Bildung der Kinder zu widmen.“

Das Letzte ist wichtig. Trotz des reichen Lebens in Burgdorf fühlte sich Pestalozzi durch diese Anstalt nicht befriedigt; er wollte eine Waisenanstalt haben. Das geht auch aus folgendem Briefe an Zscholke hervor, den er etwa im Jahre 1803 schrieb:

„Freund! tausend Dank für die Aeußerung deines Herzens, aber ich will und kann meine Zerrüttung keinem Freunde aufbürden. (Zscholke hatte ihn eingeladen, zu ihm zu kommen.) Ich kann, will und soll mich selbst retten, und wenn ich das gethan habe, dann will ich wieder Liebe nehmen von den Menschen. Aber bis ich einmal in einem Stück ganz mit mir selber zufrieden sein kann, kann auch kein Mensch Ruhe in ein Herz flößen, dessen Ingrimme alle meine Nerven bis zum Zerreißen anspannt. — Hilf mir zum Verkauf meiner Schriften und zum Ziel meines Herzens, zum Armenhaus, in dessen Stille und Schatten ich hinter Schloß und Riegel Ruhe suche. O Freund! Meine Mißstimmung ist unaussprechlich, aber die Mittel zu meiner Selbstständigkeit wachsen mit jedem Tag. — Lebe wohl. Mich umhüllet eine Schwermuth, die sonst nie mein Loos war. Sie wird vorübergehen. — Ich freue mich deiner Liebe. Möchte ich in der Lage sein, Ruhe durch etwas, was außer mir ist, in mich selbst gießen zu können, so würde ich noch mündlich mit dir reden. Doch vielleicht gibt es sich einmal unverhofft, daß wir uns sehen. Lebe wohl. — Pestalozzi.“

Das Ziel seines Herzens, das Armenhaus, sollte er nie erlangen. Auch seine Anstalt in Burgdorf sollte er nicht lange mehr behalten.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Pestalozzi und Bonaparte.

Die politischen Zustände der Schweiz erlangten nicht die nöthige Festigkeit. Seit dem Frühjahr 1798, wo die eine und untheilbare helvetische Republik mit einer Centralgewalt an der Spitze aufgerichtet war, hatte die oberste Regierungsgewalt mehrere Wechsel erfahren; der Parteistreit zwischen Centralisten, welche eine starke Centralgewalt und eine Einschränkung der besondern Rechte der Kantone anstrebten, und den Föderalisten, welche die Selbstständigkeit der Kantone gewahrt wissen und nur eine lose Verbindung derselben unter sich gestatten wollten, dauerte um so heftiger fort, als derselbe von Bonaparte mehr und mehr genährt wurde.

Im Frieden zu Luneville (9. Februar 1801) war auch die helvetische Republik als unabhängiger Staat anerkannt und derselben das Recht zugesichert worden, sich selbst eine ihren Verhältnissen angemessene Staatsverfassung zu geben. Da ließ Bonaparte im Mai 1801 einen Verfassungsentwurf für die Schweiz bekannt machen, worin der Gesichtspunkt der Staatseinheit fest gehalten war. Durch eine Tagsatzung von Abgeordneten aus allen Schweizerlanden sollte dieser Entwurf erwogen und geprüft werden. Aber mit dem, was sie nach Monate langem Prüfen und Rathschlagen herausbrachten, war Niemand zufrieden. Mitte 1801 wurde die einheitliche Regierung von ihren Gegnern, den Anhängern der alten Kantonsverfassung, gestürzt; im April 1802 aber kamen die Centralisten wieder aus Ruder. Die Zwietracht in der Schweiz erhielt von Frankreich aus Nahrung. Abermals empörten sich mehrere Kantone gegen die neue Regierung und während nun die Anhänger der neuen und der alten Verfassung in unseligem Bürgerkriege gegen einander die Waffen erhoben, zog im August 1802 die französische Regierung alle ihre Truppen vom Schweizerboden zurück, wodurch dort die allgemeine Verwirrung so sehr gesteigert wurde, daß Bonaparte von der herrschenden Zwietracht den beabsichtigten Nutzen zu ziehen und sich gebieterisch in die Schweizer Angelegenheiten von neuem einzumischen Gelegenheit fand. Er ließ an 40000 Mann unter Ney's Oberbefehl in die Schweiz einrücken, welche ihren „Kettern“ zunächst über eine halbe Million Schweizerfranken Kriegssteuer zahlen mußte. Von Paris aus kam sodann die Weisung, daß in der Schweiz eine Anzahl von Abgeordneten gewählt werden sollte, welche unter den Augen des ersten Consul zu Paris über das neue Staatsgrundgesetz für die Schweiz berathen oder vielmehr unter dem Scheine des Berathens von dem gebietenden Manne des Jahrhunderts die Grundlinien der neuen Verfassung empfangen sollten.

Auch Pestalozzi wurde zum Abgeordneten gewählt, und zwar in zwei Bezirken, einem im Kanton Zürich und einem im Kanton Bern. Er nahm die Wahl zum Abgeordneten an; er hoffte aus diesen Berathungen abermals eine glückliche Zukunft für sein Vaterland; er täuschte sich abermals.

Ehe er nach Paris ging, veröffentlichte er: „Ansichten über die Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat,“ ein geist- und gedankenvoller, mit Wärme und Klarheit geschriebener Aufsatz, den er als besondere Broschüre 1802 erscheinen ließ. Er gehört unstreitig mit zu den besten Schriften Pestalozzi's und obwohl er für besondere schweizerische Verhältnisse geschrieben ist, ist er doch voll treffender Sentenzen von allgemeiner Bedeutung.

Anstatt sich mit dem Wesen der Fundamente, auf welchen sich Helvetiens Wohl erbauen müsse, zu beschäftigen, habe man bisher

blos einseitig und leidenschaftlich bei der Frage verweilt: Wer unter uns soll regieren und nach was für Formen sollen wir regiert werden? Er wolle jetzt auf die Hauptsache eingehen, und stellt als solche folgende Forderungen hin: 1) eine zweckmäßige Volksbildung; 2) eine gute Polizei- und Gerechtigkeitspflege; 3) gute Militäranstalten; 4) ein zweckmäßiges Finanzsystem.

Die Volksbildung zerfällt in Elementarbildung, Berufsbildung und sittliche Bildung.

Die Elementarbildung soll die allgemeinen physischen, intellektuellen und moralischen Keime aufwecken und legt dadurch den Grund zur bürgerlichen und sittlichen Bildung.

Die Berufsbildung soll die durch die Elementarföhrung erweckten und belebten Fertigkeiten des Körpers und Geistes durch äufere Anwendung stärken und mit den besondern Eigenheiten der Berufs- und Standesbedürfnisse der Menschen in Uebereinstimmung bringen.

Die sittliche Bildung soll die erweckten Anlagen des Herzens zur Vereblung seiner selbst, wie zur Menschenfreundlichkeit und zum Wohlwollen erheben und stärken.

Er hebt die Fehler der damaligen Schulen scharf hervor. „Beinahe allenthalben ist diesen Anstalten der Zweck, die Nation durch allgemeine, kraftvolle und harmonische Entwicklung ihrer Anlagen zur höchstmöglichen Selbständigkeit zu erheben, fremd. Der Troß unserer niedern Schuleinrichtungen scheint wie dazu gemacht, den Menschen an Leib und Seele in allem dem zu verkrüppeln, was hehr und hoch und schlank in ihm gebildet werden sollte. — An einigen Orten herrscht ein sansculottisches Aufwachsen verwilderter Kräfte ohne Leitung; an andern Orten genirt die Zuchthausstrafe den gepferchten Verbrecher weniger, als die Schule das liebe liche Kind, das der Liebe seiner Mutter entrisfen in die Hände eines sauertöpfischen ABCflegels hingeworfen wird. Und was auch bei der besten dieser Einrichtungen herauskommt und ein Ersatz dieses innern Verderbens der Menschennatur sein sollte, ist ein Wechselverkehr von Münzorten, deren Werth dem Ausgeber und dem Einnehmer gleich unbekannt ist.“

Auf die Elementarschulen sollen sich nun die Anstalten zur Bildung für den Feldbau einerseits, andrerseits für Industrie und Handel aufbauen — ein sehr richtiger Gedanke, den unsre Zeit auszuführen berufen ist. Pestalozzi zeigt, welche Umstände diesen Zwecken günstig, und welche es nicht sind, mit klarem und sicherem Blick.

Die sittliche Bildung ist ihm die Hauptsache. Er lobt da „die Anhänglichkeit der Volksmasse an die christliche Religion und an die besondern Lehren der betreffenden Kirche,“ (war Pestalozzi also unchristlich und unkirchlich?) und „eine mit dieser Glaubensneigung

verbundene Anhänglichkeit an jeden Priester, der auch nur von ferne Menschenfreundlichkeit und Wohlwollen als das Fundament seiner Stellung anerkennt.“ Aber er tadelt dabei auch „die immer mehr steigende allgemeine Entwürdigung und Verschlechterung der bürgerlichen und religiösen Gegenstände,“ und „das damit verbundene namenlose Steigen der vielseitigsten und unwürdigsten Kniffe, die Masse des Volkes zu Gunsten selbstfüchtiger Menschen und Stände zu verwirren.“ Von treffender Wahrheit sind die Worte: „Das erste Fundament der Sittlichkeit, die Religion, hat ihr heiliges Salz in unserer Mitte verloren, sie ist jetzt in unserer Mitte nichts weniger, als rein und einfach; die hohe Gewährleisterin der innern Veredlung unserer selbst und des mit dieser Veredlung so wesentlich verbundenen menschenfreundlichen Wohlwollens ist in unserer Mitte zur elenden Formlehre versunken; das große Mittel, durch sie etwas auszurichten, ist Wortkrämerei; die Elementarbildung zur Sittlichkeit, die Elementarentwicklung der edlern Gefühle unseres Herzens mangelt uns ganz, und das Wortgepränge, das diese Lücken ausfüllen sollte, wirkt dahin, selbst das Gefühl des Wesens und des Bedürfnisses jener Gefühle in uns auszulöschen: Auch die Bildung unserer Geistlichen ist nur harte Formbildung und einseitige Wissenschaftsbildung, die meistens nur um Meinungen, die ewig in Streit stehen, herumwirbelt, und die bürgerliche Stellung derselben ist hinwieder in den meisten Fällen wie geeignet, das Band der Menschenfreundlichkeit und der Liebe, das sie wie Niemand mit ihren Pfarrkindern zusammenknüpfen sollte, in den zartesten Fasern ihres Herzens ganz aufzulösen.“

Deswegen muß die neue Gesetzgebung „der Verwahrlosung unserer Schulmeister und der Verbildung der Geistlichen ein Ziel setzen“ und die Stände national bilden, damit sie zur Würde und sichern Brauchbarkeit erhoben werden. In Bezug auf das Volk aber muß sie „die Anhänglichkeit an das Christenthum, seine Lehrsätze und Lehren kraftvoll benutzen, um das Wesen der Sittlichkeit in den innersten Falten des menschlichen Herzens zu entwickeln, zu schützen und zu nähren.“

Die Polizei- und Rechtspflege hat den Zweck aller bürgerlichen Vereinigung zu fördern: daß der Mensch unter seinem Weinstock und Feigenbaum sicher ruhen, daß er seines Erwerbes und seines Eigenthums im Lande allenthalben froh werden könne.

Das Militärsystem soll ein volksthümliches sein, indem es jeden Schweizer zum Dienst für das Vaterland, zum Schutze für Weib und Kind verpflichten soll. Aber „ein Volk, das weder Sicherheit für sein Recht, noch Einfluß auf sein Wohl hat, fühlt sich nicht frei, und das Volk, das sich nicht frei fühlt, vereinigt keinen kriegerischen Willen mit seiner häuslichen Tugend.“

Das Finanzsystem muß seine Operationen mit der erhabenen Frage anfangen: Mit wie Wenigem kann ich auskommen und

wie kann ich das Wenige, das ich absolut brauche, mit der kleinsten Beschwerde der Individuen, von denen ich es beziehe, und mit dem höchsten Vortheil der Masse, um deren Willen ich es beziehe, in meine Hand bringen?" Es sucht die Kräfte des Landes zu wecken und dadurch den Reichthum des Landes zu vermehren; es legt seine Auflagen mehr auf den verschwenderischen, sich mästenden Mann, als auf das Brot und das Salz, das Mehl, die Erdäpfel und den Torf der Armen. Die Ausführung verlangt nicht bloß gesetzgebende, sondern auch psychologische Weisheit.

Am Schluß sagt er: "Eine dem Ganzen unserer Bedürfnisse und unserer Lage angemessene, genugthuende Organisation kann nicht das Werk weniger Wochen, noch weniger das Werk des Auslandes sein; die vereinigten Einsichten der edelsten und vaterländisch gesinntesten Helvetier müssen noch Jahre lang reifen, um dir, geliebtes Vaterland, einst ein Resultat zu geben, das dir hierin genugthuend sein kann... Unser lebendes Geschlecht ist heute weniger als je fähig, sich über die gesetzlichen Bedürfnisse unserer Lage unter einander zu verständigen... das Glück der Gegenwart ist unwiderbringlich dahin. Wir verstehen uns nicht und werden uns nicht verstehen. Unsrer Thorheiten und unsrer Irrthümer sind zu lebendig geworden — es ist kein Vereinigungspunkt zwischen gegenseitig empörten Ansichten möglich. Was uns übrig bleibt, ist, für unsre Nachkommenschaft in der Bildung des Kopfes und des Herzens alles das nachzuholen, was zu unserm Unglücke an uns versäumt worden ist. Möge es gelingen, die Nationalbildung für Helvetien gesetzlich zu sichern... Wir können heute nichts thun, als dieses Einzige; dadurch aber werden wir auch alles Andere anbahnen."

Gegen Ende des Jahres 1802 erschienen die Schweizer Abgeordneten in Paris. Pestalozzi überreichte dem ersten Consul eine Denkschrift, worin auf eine neue, das wahre Volkswohl fördernde Wahlart der Beamten in den Schweizerkantonen und auf Einführung einer gerechtern Ablösung der Zehnten angetragen war. Persönlich richtete er noch mit Wärme und Nachdruck freimüthige Aeußerungen zu Gunsten seines Vaterlandes an Bonaparte, vor allem betonte er die Nothwendigkeit einer bessern Volksbildung. Bonaparte aber erklärte, er könne sich nicht in das ABClehren mischen. Der Ausspruch ist für den Mann charakteristisch; was lag dem selbstsüchtigen Eroberer an der Bildung des Volkes? Er hatte weder Liebe zum Volke, noch ein Verständniß für seine wahren Bedürfnisse, darum mangelte ihm auch das Verständniß der großen Bedeutung der Volksbildung, er sah darin weiter nichts, als ein ABClehren!

Pestalozzi, der mit großen Erwartungen nach Paris gegangen war, sah sich bitter getäuscht. In der That waren die Vertreter des Schweizervolkes nicht zum Berathen und Feststellen einer neuen

Verfassung, sondern nur dazu gerufen worden, um die Befehle des Weltgebieters entgegen zu nehmen. Ueber Pestalozzi's Bestrebungen hatte sich Bonaparte auch sonst noch verächtlich und wegwerfend ausgesprochen; so berichtet Henning das Wort von ihm: „Jeder Pestalozzianer sei ein Jesuit.“ Weit entfernt, daß ein solcher Ausspruch Pestalozzi herabsetzen könnte, legt es vielmehr Zeugniß von dem niedrigen Charakter Bonaparte's ab, denn je selbstsüchtiger der Mensch ist, desto weniger vermag er die liebevolle Hingabe an die Menschheit und die Aufopferung für dieselbe zu verstehen, je mehr der Mensch den Menschen verachtet, desto weniger kann er Interesse an der geistigen Bildung und sittlichen Beredlung der Menschheit haben.

Am 11. Februar ließ Bonaparte, „als Vermittler der Schweiz,“ den Abgeordneten ein neues Staatsgrundgesetz übergeben, die sogenannte Mediationsakte.

Pestalozzi hatte jene Zeit gar nicht abgewartet. Während seines Aufenthaltes in Paris war er aber doch mit mehreren hervorragenden Männern in Verbindung getreten, so mit Kosziusko, der über den Gang der politischen Ereignisse sehr unzufrieden und deshalb ermüdet war, und mit dem Consistorialrath Horstig, der auch Briefe über dies Zusammentreffen veröffentlicht hat, mit dem Senator Gregoire u. A. Außerdem lernte er einen jungen Züricher kennen, der sich als Hauslehrer in Paris aufhielt: von Muralt; er gewann ihn für seine Bestrebungen und nahm ihn als Lehrer für seine Anstalt mit nach Burgdorf.

Er war wieder dahin zurückgereist, ehe Bonaparte den Abgeordneten das neue Staatsgrundgesetz noch übergeben hatte. Damit war seine Mission, wie auch seine Bekanntschaft mit Bonaparte beendet; aber die Wirkungen davon sollten sich bald zeigen. Sein Auftreten hatte in Paris mißfallen. Ein damaliger Gast bei Pestalozzi, der schon genannte Däne Torlitz, schreibt, Pestalozzi sei nach seiner Rückkehr auf einige Wochen nach Zürich gereist, um von seiner Sendung nach Paris Rechenschaft abzulegen. Es fällt auf, daß er sich nach so langer Abwesenheit aus seinem Hause wieder mehrere Wochen nach Zürich begab, da seine Anwesenheit in der noch jungen Anstalt so nothwendig war; den Schlüssel hierzu dürften wir vielleicht in der Bemerkung eines andern Biographen finden: Pestalozzi habe wegen seines Auftretens in Paris von der damaligen schweizerischen Regierung Arrest bekommen. Das stimmt auch vollständig mit Bonaparte's Charakter und seiner sonstigen Handlungsweise überein; sicher hatte er ein aufmerksames Auge auf Pestalozzi, den er für gefährlich hielt. Bald liefen auch allerlei Gerüchte im Lande umher, die Pestalozzi's religiöse und politische Meinungen verdächtig machten. — Durch die neue Verfassung war die einheitliche Verfassung der Schweiz (Helvetik) aufgelöst, an ihre Stelle trat die Souveränität der einzelnen Kantone und damit waren auch die

frühern aristokratischen Geschlechter wieder an die Regierung gelangt. Burgdorf kam unter Berner Regierung. „Entflammt von Eifer für die heiligen Rechte der Religion und Aristokratie,“ erzählt Torliz, „beschloß die Kantonalregierung in Bern, eine abermalige Deputation, bestehend aus einigen Mitgliedern des großen Rathes, des Kirchen- und Schulrathes nebst einem Sekretär zur neuen Untersuchung der Methode abgehen zu lassen. Den 8. Juli geruhete es dem damaligen Regierungspräsidenten v. W. . . . auch das Pestalozzi'sche Institut einmal zu besuchen. Mit vielem Peitschenknall und großem Geräusch kam er, von der erwähnten Deputation begleitet, in Burgdorf an. Berauscht von seiner Geburt im Schoße des ältesten Berner Adels und von seinem Berufe als erster Regent dieses Kantons, sah er mit einem mir höchst schmerzlichen Blicke auf den edeln, verdienstvollen Pestalozzi herab, welcher glaubte, daß dies nicht anders sein könnte, weil es ihm so von seinem Tanz- und Fechtmeister gelehrt worden war. — Die eigentliche Deputation schien mir sehr passiv zu sein. Es war, als wenn diese Herren das Institut ihrer Aufmerksamkeit nicht würdig hielten. Weder durch Worte, noch durch Gebärden verriethen sie Beifall oder Mißvergnügen. Die Untersuchung dauerte nur vier Stunden. Ich habe auch nie die geringsten Folgen von diesem vornehmen Besuche gespürt.“

Die Folgen sollten sich aber doch zeigen. In der Schweiz nistete sich bald jener finstere Geist wieder ein, der alles Eigenleben des Einzelnen sowohl, wie der Nationen zu vernichten trachtet und der natürlich auch gegen Pestalozzi's Bestrebungen feindlich auftreten mußte. So schreibt Torliz: „Die Inquisition, die so viele blutige Spuren hinterlassen hat, dieses Ungeheuer, hat sich abermals unter dem Namen eines Sittentribunals im Kanton Solothurn auf den Thron gesetzt. Dieses Tribunal verfolgt alle die, die es wagen, an den Lehren der Kirche zu zweifeln. . . . Sündige, so viel du immerhin willst, — im Schoße der allein selig machenden Kirche findest du immer, auf diese oder jene Weise, Gnade und Vergebung. Aber zweifelst du an der Unfehlbarkeit des heiligen Vaters. . . ., so fliehe, denn deine Sünde ist größer, als daß sie dir vergeben werden könnte. — Einer meiner besten Freunde und ein würdiger Schüler Pestalozzi's, der eine Pestalozzi'sche Schule in Solothurn etablirt hatte, wurde neulich mit seiner Methode der Stadt und des Landes verwiesen. Er war sonst ein Mensch, der mehr Licht im Kopfe und mehr Rechtschaffenheit im Herzen hatte, als die ganze Solothurner Geistlichkeit zusammen; aber den Priester war er ein Dorn im Auge. . . . Die Methode, die sie sonst bei andern Gelegenheiten unterstütz hatten, mußte ihnen hier als Befriedigung ihrer Rache dienen.“

Pestalozzi selbst hat in seinen Schriften nichts über diese Verfolgungen veröffentlicht; gegen seine Vertrauten aber sprach er sich

offen aus. So erzählt Henning im Jahre 1815, daß jede Erinnerung an die Sendung nach Paris ihn noch jetzt schmerze. Als ihn im Jahre 1812 der berühmte französische General Jullien, der ein warmer Verehrer Pestalozzi's wurde, seine Söhne dem Institut zur Erziehung übergab, auch zwei treffliche Schriften über Pestalozzi veröffentlichte; auf längere Zeit besuchte, warnte er Pestalozzi; er rieth ihm die größte Vorsicht an, denn es drohe ihm und seiner Anstalt große Gefahr.

Seine Ansichten über Buonaparte, wie er ihn beharrlich nennt, hat Pestalozzi später in kurzen Sätzen ausgesprochen. Er nennt seine Energie nur eine „Jokobinerkraft, die Buonaparte ordnete, belebte und stärkte mitten in der Steigerung des allgemeinen Staatsverderbens und mitten unter der tiefsten Untergrabung aller wahren Staatskraft.“ Er kann ihn weder bewundern, noch preisen, er erblickt in seinen Thaten nur „den Schimmer der Größe des Mannes, der die höchste thierische Belebung der im halben Welttheil revolutionirten Menschheit, wie ein Ritter das eiserne Schwert, in die Hand nahm und der andern Hälfte der Welt damit die Spitze bot.“ . . . „Die Macht der Einheit, in der Deutschland wie ein Fels im Meer hätte erstehen können, hat sich in der millionenfachen Selbstsucht seiner nur Genuß suchenden Glieder verloren. Das arme, verwaiste Land stand vor dem Raubthier, das es anfiel, da, wie ein Schwarm von Häringen und Würmern vor dem Schlund des Walfisches.“ Er nennt ihn die Geißel der Welt, der die Aufgabe der Hölle gelungen ist, der das Wort Kains: „Soll ich meines Bruders Hüter sein?“ auf dem Throne mit Kraft und Glück aussprach. Er setzte mit Hyänengewalt als sein Recht durch, was vor ihm nur von listigen Füchsen und schleichenden Dachsen war erkapert worden.“

Bald zeigten sich die Folgen jener Untersuchung der Anstalt durch die Regierung. Die öffentliche Unterstützung der Anstalt hörte auf, pekuniäre Bedrängniß trat ein; die Vortheile, die sich Pestalozzi von dem Abfabe seiner vielgesuchten Elementarbücher versprochen hatte, gingen ihm durch schlaue Buchhändlerpekulationen verloren; so ganz passiv, als man in Absicht auf Pestalozzi in der Hauptstadt zu sein schien, war man durchaus nicht, es lag offenbar im Plane der Berner Regierung, das Institut unter seiner eignen Bürde sinken zu lassen. Freilich durfte man der theilnehmenden Welt gegenüber nicht wagen, offen gegen Pestalozzi vorzugehen. Man kündigte ihm 1803 die Räume des Schlosses, weil man sie zum Sitze des Oberamtmanns brauche; dafür wies man ihm Räumlichkeiten im Kloster Münchenbuchsee an, um ihn dort — polizeilich überwachen zu lassen.

Ueber die Aufhebung der Anstalt schreibt er selbst: „Die helvetische Regierung erreichte ihre Endschaft, die bernerische Regierung trat wieder an ihre Stelle. Ich mußte den Sitz meiner Anstalt

verlassen und hatte unter der helvetischen Regierung in meiner gewohnten Gedankenlosigkeit keinen Schritt gethan, die mir zugesagten Vortheile für die Rechte und die Dauer meiner Stelle und meines Sitzes im Schlosse Burgdorf auf eine rechtskräftige Art sicher zu stellen. Da die bernerische Regierung mich fragen ließ: was für rechtsförmige Titel ich für die Art und Weise, wie ich in ihrem Schlosse sitze, aufzuweisen habe, hatte ich von allem dem, was ich unter diesen Umständen bedurfte, gar nichts, worauf sie mir sagen ließ, ihr Herr Oberamtmann brauche meine Wohnung als Regierungssitz, mit dem wohlwollenden Beifügen, sie wolle mir aber ihr Kloster Buchsee zu einem anständigen und genughuenden Aufenthalt für meine Anstalt auf ihre Kosten zurecht machen lassen."

Obwohl die Bürgerschaft und die Munizipalität Burgdorfs einmüthig sich bei der Regierung verwendeten, Pestalozzi im Schlosse zu belassen, blieb die Regierung doch bei ihrem Beschlusse. Am 22. Juni 1804 begab sich Pestalozzi nach Münchenbuchsee.

In einem vertrauten Briefe spricht er sich deutlicher aus. „Das Schloß Burgdorf hat keinen Gefallen mehr an unserm Dasein; es war das Haus des Herrn und soll das Haus des Herrn wieder werden. Ob man uns eine andere Hütte geben werde, das wissen wir noch nicht, aber wir glauben es. Mir liegt im Ernste nicht viel daran, ich hoffe, mein Ei sei bald ausgebrütet, und dann achtet es auch der schlechteste Vogel nicht mehr viel, wenn ihm Duben sein Nest vom Baume herabwerfen.“

Dreißigstes Kapitel.

Yverdon.

„Freunde der Menschheit! Von Jugend auf ging das Ziel meines Lebens dahin, den Armen im Land durch tiefere Begründung und Vereinfachung seiner Erziehungs- und Unterrichtsmittel ein besseres Schicksal zu verschaffen. Es gelang mir aber durch mein Leben nicht, auf irgend eine Weise unmittelbar auf die Erziehung der Armen einwirken zu können. Ich suchte durch den Umweg einer Pensionsanstalt die Mittel zu finden, zu meinem Ziel zu gelangen. Aber diese hatten von ökonomischer Seite nicht den Erfolg, den ich diesfalls wohl bezweckte, aber nicht im Stande war, zu erzielen,“ so sprach Pestalozzi im Jahre 1818, und damit hat er zugleich den Grund angegeben, warum er sein Institut, das ihn ja im Grunde nicht befriedigte, dennoch nicht aufgab.

Seine Anstalt siedelte zunächst nach Münchenbuchsee über; er selbst blieb nur kurze Zeit daselbst, da er sich mit Herrn v. Tellen-

berg, der wenige Minuten davon in Hofwyl wohnte und der die Leitung des Ganzen führen sollte, nicht einigen konnte. Einige seiner Lehrer führten dort die Anstalt weiter unter Fellenberg's Oberaufsicht. Hier besuchte ihn auch Herr v. Türk, späterer preussischer Regierungs- und Schulrath, welcher zwei Bände „Briefe aus Münchenbuchsee“ veröffentlichte.

Mittlerweile wurden Pestalozzi von verschiedenen Städten Anträge gemacht, sein Institut aufzunehmen, ihm Räumlichkeiten überweisen und auch sonstige Unterstützung angebeden lassen zu wollen. Er nahm die Anträge der Stadt Yverdon (Ferten) am Neuschäteler See an. Mit acht Zöglingen und einigen seiner Lehrer reiste er dorthin, im Jahre 1805 folgten ihm auch die andern bei Fellenberg zurückgebliebenen Lehrer nach, da ihnen „das Regiertwerden bald weit mehr mißfiel, als das Nichtregiertsein unter meiner Regierungsunfähigkeit je mißfallen hatte.“

Die Anstalt in Yverdon bestand bis zum Frühjahr 1825, also mehr als 20 Jahre; es waren schwere, sehr schwere Jahre für Pestalozzi. Ich gehe über diese Zeit schneller hinweg, da sie für Pestalozzi's inneres Leben mehr niederdrückende, als erhebende Momente darbot und da sie in Folge davon auch nicht die Reichhaltigkeit und Kraft des geistigen Lebens darbietet, als die bisherige Lebensperiode.

Pestalozzi's Ruf nahm immer mehr zu; in seiner Anstalt vereinigte er oft über 200 Menschen; Zöglinge wurden ihm aus allen Ländern, sogar aus Nordamerika zugeführt. Der Besucher war ebenfalls kein Ende; kein Tag verging, wo nicht Fremde die Anstalt in Augenschein nahmen und mit Pestalozzi in Verkehr traten. Ich führe wenigstens einige Namen von den Personen an, mit denen Pestalozzi damals in Berührung kam oder auch in näherem Verkehr trat: der Kaiser Alexander von Rußland, König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der König Ludwig von Holland, die Herzogin von Sachsen-Meiningen mit dem Erbprinzen, Herzog Ferdinand von Württemberg, Graf Kapo d'Istria, Großkanzler von Beyme und Geheimrath Delbrück aus Berlin, Staatsrath von Gruner, General Kosziusko, Fürst Talleyrand, Engländer Bell, Frau von Wolzogen, Frau von Stael, Karoline Rudolphi, Betti Gleim, Fröbel, Lillich, Krug, Nonne, Oberconsistorialrath zu Hildburghausen, Blochmann, Geheimer Schulrath in Dresden, Hiensch, Seminardirektor in Potsdam, Schacht, Oberstudienrath in Darmstadt, Wieg, Brigadeprediger in Frankfurt, Zeller, preussischer Oberschulrath, Kießer, Denzel, Schmeller, Lodomus, Stern, Delaspée, Kortüm aus Heidelberg, Giesebrecht, Provinzial-Schulrath in Königsberg, Nägeli und Pfeiffer, die Begründer der neuen Gesangsmethode, Drelli aus Zürich, Steiner, später Professor der Mathematik in Berlin, K. v. Kaumer, Karl Ritter. Die von der preussischen Regierung gesendeten jungen Männer werde ich nachher noch näher erwähnen.

Es ist und bleibt eine merkwürdige Erscheinung und ein herrliches Zeugniß für den innern Reichthum Pestalozzi's, daß er trotz seiner äußerlich abschreckenden Erscheinung so viele erhabene Geister an sich zu fesseln wußte; es mußte wohl ein höherer Geist in ihm leben! Bezeichnend in dieser Beziehung ist ein Brief Karl Ritter's, des „größten Schülers Pestalozzi's“.

R. Ritter, geboren 1779 zu Duedlinburg, wurde nach des Vaters frühem Tode in Schnepfenthal unter Salzmann erzogen, bildete sich dann unter Niemeysers Leitung zum Pädagogen aus und trat 1798 zu Frankfurt a. M. als Erzieher in das Bethmann-Hollweg'sche Haus. Er besuchte mit seinen Zöglingen die Akademie zu Genf und machte mit ihnen weitere Reisen. Bei dieser Gelegenheit kam er auch zu Pestalozzi nach Yverdon und hielt sich hier längere Zeit auf, gefesselt von Pestalozzi's gewaltiger Persönlichkeit, um seine Methode näher kennen zu lernen. Nachdem er sich von ihm getrennt, schrieb er noch auf schweizer Boden am 8. Oktober 1810 einen innig dankbaren und begeisterungsvollen Brief an Pestalozzi, dessen Anfang ich hier mittheile*):

„Ich kann nicht über den Rhein auf deutschen Boden treten, ohne noch vorher mit Behmuth und frohen Muthes zugleich zurückzublicken auf den Ort, der mir als meine zweite Heimath erscheint und wenigstens flüchtig noch die mir ewig theuern Freunde zu begrüßen, die mir der Himmel dort gab. Ich kann mich vom helvetischen Boden nicht losreißen, ohne Dir, Vater Pestalozzi, in der Einfalt meines Gemüthes eine stille Thräne zu weihen, die Dir sage, daß ich es ahne, was Du der Menschheit bist. Ich überlasse mich der tiefen Nührung und Andacht noch einmal auf dem Boden, den die Natur mit ihren herrlichen Gaben schmückte, um ihn einzuweihen zu einer Wiege des bessern Menschengeschlechts. Ewig unvergeßlich wird mir mein Leben in Deiner neuen Schöpfung sein; und sollte es auch nur das festere Einwurzeln meines Glaubens an die Menschheit sein, so wird meine da verlebte Zeit nicht gehalten für die Zukunft bleiben.

Mein heißer Wunsch, den Dulder und Kämpfer für die Wahrheit und Liebe zu sehen, mich an der lebendigen Quelle seines Lebens zu erquicken, ist mir gewährt, und noch mehr: denn ich habe seine Liebe gewonnen und kehre nun reicher im Herzen in das kalte Leben zurück. Ich muß Dir, edler Menschenfreund, für diese edle Gabe danken; aussprechen kann ich es nicht, da ich gerührt bis an das Innerste meiner Seele neben Dir ging und erfüllt war von dem hohen Sinne, der zu zart war,

*) Weiteres im „Preussischen Schulblatt“ (Berlin bei G. W. F. Müller 1871) Band II. S. 202 u. folge., wo die drei Briefe zum ersten Male veröffentlicht sind.

um in ein zerbrechliches Thongefäß zum Betasten der Menge gefaßt zu werden.

Ich danke Dir, ehrwürdiger Vater, für Deine Liebe; sie hat mich wärmer und reiner lieben gelehrt, sie hat mich gestählt für den Kampf mit der Welt, den Jeder kämpfen muß, dem das Leben mehr ist, als der Tod. Ich habe durch Dich in dieser Liebe die ächte Christusliebe wieder erkannt und ihre Macht im Reiche der Geisterwelt, die durch sie erwärmt, wie durch die Idee erleuchtet wird. Noch hat kein glücklicher Augenblick mir meine Seelenruhe zurückgeführt, in der ich die Grundidee Deiner Methode tiefer und im Zusammenhange mit mir selbst und der Sache hätte verfolgen können, aber sie hat sich dennoch meiner so bemächtigt mit unwiderstehlicher Gewalt, daß sie mich für den übrigen Theil meiner Reise zum Beobachten dessen, was um mich her vorging, ganz unfähig macht . . .

In Bern hörte ich, daß man mit Achtung von Pestalozzi spricht, weil er sie sich erzwungen hat und kein Teufel sie ihm entreißen könnte, wenn er auch wollte . . .“

Solch ein Zeugniß von solch einem Manne wiegt schwer.

Im Allgemeinen war die Ordnung der Anstalt ebenso eingerichtet, wie in Burgdorf, allein die Zerwürfnisse, welche bald unter den Lehrern ausbrachen, mußten hier sehr störend wirken. Henning, der sich mehrere Jahre im Institut aufhielt, schreibt über das Leben Pestalozzi's in dieser Zeit: „Immer, ich möchte sagen Tag und Nacht von der Idee, wie man die Armen, insbesondere ihre Kinder, von dem hemmenden Druck und der verderblichen Annatur befreien könne, die auf ihnen laste, und wie man ihren Kräften zur ungehinderten Entfaltung helfen könne, hingenommen, war es ihm nicht möglich, in das Einzelne des Unterrichts einzugehen, noch weniger, eine so große Anstalt gehörig zu leiten. Er unterrichtete nicht, hatte dazu auch fast in keinem Fach rechtes Geschick und die erforderlichen Kenntnisse, zumal er außer den Zeitungen nichts las. In seinem Zimmer war nichts als ein Bett, ein geringer Tisch mit Schreibmaterial und zwei Stühle. Gewöhnlich fing er schon in der Nacht um 2 Uhr zu meditiren und diktiren an. Beim Durchlesen wurde das Niedergeschriebene wieder und immer wieder geändert und verbessert. Seine Schriften haben ihm viel Mühe und Arbeit gekostet. Am Tage wurde er von den täglich zuströmenden Fremden, welche die Anstalt kennen lernen wollten und natürlich den ruhigen Gang derselben vielfältig störten, sehr in Anspruch genommen und seinem Hause oft entzogen. Doch hielt er als Hausvater die Morgen- und Abendgebete und zu Weihnachten und Neujahr, wie an seinem Geburtstage feierliche Reden. Beim Sonntagsgottesdienst im Betsaal des Schlosses hielten damals Niederer, Muralt, Krüsi, Dreist und ich abwechselnd die Vorträge; das heilige Abendmahl feierte die Anstalt mit der Gemeinde in der Pfarrkirche. Freitags

dachte er gewöhnlich des Todes Jesu Christi. Einmal sprach er, wie ich es beim Hören nachgeschrieben:

„Kein Tag der Woche ist uns so wichtig, als dieser. Wir haben gestern die Ruhe des Winters ins Auge gefaßt. Ich habe gesucht, euch fühlbar zu machen, daß die Saat der Erde nur dann wohl ruht, wenn sie gut vorbereitet ist. Wenn sie schlecht bestellt ist, so kann weder der Schnee, noch der Winter dem Sommer helfen. Ungeachtet aller Winterruhe erstickt dann der Same. So der Mensch. Der Ruhe seines Todbettes und einer seligen Auferstehung kann er nicht entgegen gehen, als wiesern die Saat seines Lebens gut bearbeitet ist. Nicht einmal einer einzigen Nacht kann er mit Freuden entgegen gehen, wenn sein Tagewerk nicht vollendet ist. Wenn man das ins Auge faßt, so ist die Weise, wie Jesus Christus zum Tode ging, die rechte. Sein letztes Wort war: Es ist vollendet! Und weil er sich der Vollendung seines Lebens bewußt war, ging er mit Ruhe in den Tod. Das Werk seines Lebens wäre nicht vollendet gewesen, wenn er nicht gelitten hätte und gestorben wäre. Er hat gelebt für seinen himmlischen Vater, für die Menschheit bis an sein Ende. Daher seine Ruhe. Möchtet ihr jetzt sein Beispiel als Beispiel vom Werth der innern Ruhe ins Auge fassen. Der Mensch, der nicht vollendet, findet keine Ruhe. Wie schwer ist es aber, zu vollenden! Nur Eine Lehrstunde! Wie schwer, das Leben vollenden! Jesus Christus hat es vollendet! — Wir vollenden es nicht. Alles Menschliche ist schwaches, unvollendetes Stückwerk. Aber streben müssen wir nach Vollkommenheit, jede Stunde uns fragen: Habe ich das Streben nach Vollendung, und habe ich es gezeigt in Erfüllung der Pflichten, die mir heute in jeder Stunde oblagen? — Wer geht dem Tode mit Ruhe entgegen? Kein Mensch, der nicht Etwas zur Vollendung gebracht hat. — Wir vollenden nicht; wir leben in Zerstreuung, Schwäche und Stückwerk. Aber das Streben nach Vollendung, das ist es, was auch uns Ruhe geben kann. Liebe zu Gott, zu euren Eltern, zu euch unter einander: Darin müßt ihr euch stärken. Wer sein Herz, seinen Geist vollendet, der findet Mittel, auch die äußern Dinge zu vollenden, der vollendet sein Werk. Wenn ihr also einst mit dem Bewußtsein Christi enden wollt, so müßt ihr euch zum Guten stärken, zur treuen Pflichterfüllung in jeder Stunde eures Lebens. Möchtet ihr das jetzt einsehen und Gott bitten, daß der Tag des Leidens und Sterbens Jesu Christi euch in Liebe, Weisheit und Thätigkeit finde. Jesus Christus ist eures Dankes, eures Vertrauens, ist eurer Liebe werth. Suchet euch jetzt durch Gebet in die Gemüthsstimmung zu setzen, daß ihr heute Jesum Christum nicht vergeßet und euch erwecket zu seiner Nachahmung.“

Dem häuslichen Leben konnte sich Pestalozzi natürlich wenig widmen. Seine Frau pflegte die Rechnungen, theilweise auch die Correspondenz zu führen; sie war aber öfter von Yverdon ab-

wesend. Pestalozzi war selbst einmal zum Tode erkrankt, als er sich eine Stricknadel ins Ohr gestochen hatte. — Einen Brief an seine Frau, als sie sich einstmals in Neuhof aufhielt, gebe ich hier wieder:

„Liebe Frau! Dein herzlich gutes Briefchen freute mich sehr; — geb' Dir Gott nur einen guten Winter, daß Du dann im Frühling mit neuen Kräften zu uns kommen kannst. — Ihr mangelt mir gewiß hier, Du sowohl, als Elisabeth, — und ich habe mehr Müß' als je — mein Herz ist nicht befriedigt, aber indessen geht es gut; die Anstalt scheint immer mehr wieder Credit zu gewinnen. Es bleiben zwei Engländer um meinetwillen über den Winter hier; Einer ist unbeschreiblich herzlich, er will Alles thun, um Kinder aus England hierher zu bringen, und in allweg sind die Ausichten immer besser — Gott gebe, daß Ihr Euch dessen im Frühjahr mit mir freuen könnt. — . . . Eßlinger (?) wird Dir die Decke und der Elisabeth ihre Schuh bringen — sie haben mir auf der Reise so weh gethan, daß ich sie von Penzburg aus heruntertreten und so durch Bern bis hierher reisen mußte. Im Haus war Alles traurig, daß Ihr vor dem Frühjahr nicht kommt, vorzüglich Sophie, Göldi, Ramsauer, . . . (unleserlich) und seine Frau. — In Eile. — Euer treuer Freund und Vater Pestalozzi.“

Seine verwittwete Schwiegertochter hatte 1804 den Hausverwalter Custer geheirathet und führte meist die Wirthschaft. Ihr Sohn Gottlieb Pestalozzi kam 1814 zu einem Gerber in die Lehre. Mit seiner Schwester Barbara, welche an den Kaufmann Groß in Leipzig verheirathet war, stand Pestalozzi fortwährend im innigsten brieflichen Verkehr. Folgender Brief Pestalozzi's, den er an seinen Neffen, den Sohn der geliebten Schwester, mit der Uebersendung von „Lienhard und Gertrud“ richtete, ist ein rührendes Zeugniß seiner Liebe zu seinen Angehörigen und zur Menschheit. Er war bisher noch nicht bekannt, ich fand ihn bei Frau Rank in Yverdon, deren Mann im Institut Pestalozzi's mit unterrichtete, und möchte ihn der Vergessenheit entreißen.

„Liebes Kind!

Wäre ich nicht dem Grabe nahe und dürfte ich hoffen, die erste Entfaltung Deines jugendlichen Lebens von Angesicht zu Angesicht sehen, so würde ich Dir das Denkmal meiner Lebenserfahrungen, meiner Lebensansichten und meiner Lebensbestrebungen nicht im Schattenbild dieser todten Hülle in Deine Hand legen; ich würde mich freuen mit der ganzen Kraft meines in mir selbst bewegten, innern Lebens auf die Erweckung und Entfaltung des Deinigen mit einzuwirken. Aber meine Zeit ist vorüber; darum gebe ich Dir dieses todte, aber mir herzlich liebe Denkmal meiner Lebenserfahrungen, Lienhard und Gertrud. Möge sein Eindruck auf Dich dahin wirken, das Göttliche und Menschliche des Lebens in Weisheit und heiliger Kraft zu vereinigen.

Kind! Die Welt liegt im Argen; fürchte ihre Gunst, fürchte ihren Zauber, fürchte ihr Gold. Am allermeisten aber fürchte Dich vor Deiner eigenen Schwäche. Lehre Dich selbst erkennen. Merk auf, was Gott an Dir Großes gethan. Merk auf, was Gott Gutes, Heiliges und Hohes in Dich selber gelegt. Von da kommt die erste Hilfe des Herrn gegen Dein Fleisch und Dein Blut, gegen die Welt und all ihr Verderben. Bitte Gott, daß keine seiner guten Gaben durch Deine Schuld in Dir selbst verloren gehe. Begrabe keines Deiner Talente, wie der unnütze Knecht im Evangelio. Suche in den Gaben, die Dir Gott gegeben, vollkommen zu werden, wie Dein Vater im Himmel vollkommen ist. Heilige Deine Gaben, die Du in Deinem Fleisch und in Deinem Blute trägst, durch Glauben und Liebe, daß sie in Dir selbst heilige Kräfte werden, zur göttlichen Stärkung Deiner selbst in der Nachfolge Deines Erlösers und in der Aufopferung Deiner selbst im Dienst Gottes und der Menschen. Liebes Kind! Wilde diese Deine göttliche Gaben auch mit menschlicher Sorgfalt aus, daß Du durch sie in den Pflichten Deines zeitlichen Lebens in Dir selbst mit einem auch menschlich zartgebildeten Herzen und mit einem auch menschlich kraftvollen gebildeten Geist im Kreise Deiner Verhältnisse und Lagen lieblich unterstützt, beholfen und gefördert werdest.

Isferten, an meinem diesjährigen Geburtstage,
den 12. Januar 1822.

Pestalozzi."

Mutter Pestalozzi starb am 12. December 1815. Sie wurde im Schloßgarten begraben. Seit dem Jahre 1860 ruhen ihre Gebeine auf dem Friedhose von Yverdon, hart am Eingange. Ein in der Wand befindliches marmornes Denkmal zeigt die Stelle an, aber der unsaubere Ort in einer Ecke, ohne Grabhügel, fast ein Schmutzwinkel, machte einen trüben Eindruck auf mich. Sollte der treuen Lebensgefährtin des Mannes, der sich für die Menschheit aufopferte, keine bessere Ruhestätte für ihre irdischen Ueberreste gebühren?

Mit dem Tode der Mutter Pestalozzi brach der schon lange glimmende Streit zwischen den Gehülfen Pestalozzi's zur hellen Flamme aus, der die letzten Lebenstage des müden Erdenpilgers aufs tiefste erschüttern und umnachten sollte. An der Spitze der Parteien standen Niederer und Schmid. Schmid, eine durchaus praktische Natur, zum Geldsammeln geschaffen, Niederer, voll idealen Geistesfluges, ohne praktisches Geschick; beide aber dahin strebend, Pestalozzi unter ihren Einfluß zu stellen. Schmid schlug ihn in materielle Fesseln, Niederer in geistige. Das letztere ist am meisten zu beklagen, fast alle Schriften aus jener Zeit sind von Niederer umgearbeitet, so daß oft wenig von Pestalozzi übrig blieb. Schmid hatte sich schon einmal 1810 von Pestalozzi getrennt, er wurde aber, namentlich durch Niederer, zurückgerufen, um dem finanziellen

Kain Einhalt zu thun. Bald kamen neue Zerwürfnisse. Endlich trennte sich Niederer mit den ältesten Gehülfsen von der Anstalt und der gehässigste Streit, der sich sogar bis zu Injurienklagen steigerte, brach öffentlich aus. Pestalozzi wurde dadurch so erregt, daß man für seinen Verstand fürchtete; Schmid brachte ihn nach Bulet auf dem Jura, wo er seiner gepreßten Seele in Klagegedichten Luft machte. Eins an den Regenbogen ist besonders ergreifend und bezeichnend für seine damalige Seelenstimmung.

„Regenbogen, Regenbogen,
Du verkündest Gottes Wonne!
Schein' auch mir mit deiner Farben
Mildem Glanze, schein' in meinen
Wilden, lebenslangen Sturm!
Künde mir den bessern Morgen,
Künde mir den bessern Tag,
Regenbogen, Regenbogen!

In der Stürme Tagen
Hat mich Gott getragen,
Meine Seele lobe Gott! —

Muß ich sterben,
Oh' du mir erscheinst
Und mir Freuden bringst
Und den bessern Tag,
Muß ich austrinken
Den Kelch des Zanks,
Den Kelch der Unversöhnlichkeit
Bis auf seine Hefen,
Muß ich sterben, eh mein Friede
Kommt, der Friede, den ich suche?

Ich erkenne meine Schuld,
Ich erkenne meine Schwäche,
Und in Liebe und mit Thränen
Verzeih' ich allen ihre Schuld;
Doch im Tode find' ich Frieden,
Und im Tode wird erscheinen
Mir mein besserer Tag. —

Künder meiner bessern Tage,
Lieblich wirst du dann erscheinen
Ueber meiner kden Gruft —
Regenbogen, Regenbogen!

Wie der frühgefallne Schnee,
Wie des Winters helle Flocken,
Die beim Tode meiner Gattin,
In der Sonne lieblich glänzend,
Sanken auf ihr offnes Grab:

Regenbogen, Regenbogen,
So erscheine dann auch mir
Lieblich, lieblich, wenn ich sterbe.
In der Stürme Tagen

Hat mich Gott getragen!
Meine Seele lobe Gott!

Keine Erdenhöhen,
Keine Himmelshöhen,
Keiner Sterne Meere,

Keiner Wolken Heere
 Treiben deines Schöpfers Wesen
 Aus dem Ursprung deiner selbst!
 Keine Menschenlehre,
 Keine Weltenchre
 Treibet Gott aus dir,
 Treibt ihn aus der Spinne,
 Treibt ihn aus dem Wurme,
 In dem er dir erscheint,
 Wie er selber ist.“

Daß die Anstalt unter solchen Zerwürfnissen litt, läßt sich denken. Es ist sehr zu beklagen, daß Niederer in diesem Streite unedle Mittel anwandte, er machte Lehrer und Schüler der Pestalozzi'schen Anstalt abwendig, er bewog die Regierung, ihm das Schloß nicht weiter zuzusichern und dergleichen mehr. Doch ich übergehe das. Pestalozzi mußte sich in Folge dieser unnobeln Machinationen nur um so fester an Schmid anschließen, wiewohl er selbst auch wußte, daß Schmid nicht der Mann war, der ihn verstand und der sein Werk fortsetzen werde. So schreibt er 1816 an Nicolovius: „Die Theilnahme an meinem Thun wird immer weisichtiger und dadurch in ihrer Wirkung zweideutiger und ich möchte sagen zerreißen der. Die vielseitige Selbstsucht, in deren böser Hülle sie auf mich wirkt, zügelt mich mächtig nach allen Seiten, nach denen sich ihre herzlose Vielköpferi hinwendet. . . Ich möchte für mein Ziel noch Einiges leisten, was — so weit ich sehe — sogleich hinter mir Niemand völlig nach meinen Absichten thun wird. Ich will ganz freimüthig mit dir reden. Wenn ich's nicht dahin bringe, daß ich die Anwendung der Idee der Elementarbildung in Armen- und Volksschulen bei meinem Leben wenigstens vorbereiten und ihre Ausführung, wenn auch noch so im Kleinen, nach meinem Tode sicher stellen kann, so geht das Wesentlichste, worin ich der Menschheit noch dienen kann, verloren. Das Nämlische geschieht, wenn ich nicht vor meinem Tode in die Lage komme, eine Zahl armer Jünglinge nach meiner eignen, freien Wahl um mich her zu versammeln, um sie in den untersten Punkten der Volksbildung nicht nur zu unterrichten, sondern sie dafür zu enthusiaspiren.“

Mit diesen Worten hat er der Sehnsucht seines Herzens, die ihn auch damals fort und fort bewegte, einen schönen Ausdruck gegeben. Eine Stiefentelin Pestalozzi's, Frau Kraft in Burgdorf, Tochter der Frau Custer, erzählte mir, wie das Streben nach einer Armenanstalt ihn fort und fort beschäftigt habe; vorzüglich sei ihr da eine Scene mit Schmid lebhaft im Gedächtniß geblieben. Pestalozzi sei mit Schmid einst auf die Armenanstalt zu sprechen gekommen und habe ihn inständigst gebeten, ihm doch eine solche einzurichten. Schmid habe nichts davon wissen wollen und sei um den Tisch herumgegangen, Pestalozzi immer hinter ihm her, so daß

schließlich ein förmlicher Wettlauf entstanden sei. Als sich aber Schmid gar nicht habe erweichen lassen, da habe Pestalozzi einen Schuh ausgezogen und ihm Schmid an den Rücken geworfen.

Im Jahre 1818 wurde wirklich eine Armenanstalt errichtet und zwar in Olindy, nahe bei Yverdon. Pestalozzi übernahm den Unterricht und die Sache machte sich anfangs sehr gut. Aber die Fortschritte in dieser Anstalt bewirkten, daß auch Pensionäre aufgenommen und dadurch die Anstalt ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet wurde. Sie wurde später wieder mit der Hauptanstalt in Yverdon vereinigt.

Mitten in den Streitigkeiten mit Niederer schrieb Pestalozzi an Nicolovius (26. Febr. 1820): „Wärest du nahe bei mir gewesen, so hätte ich nicht geruht, bis du den Geist, der für mich (Schmid), und den Geist, der wider mich (Niederer) stritt, in aller seiner Wahrheit erkannt hättest. Weder der eine noch der andere war der Geist eines Engels, beide waren gebrechliche menschliche Geister.“

Man hat Pestalozzi vielfach getadelt, daß er sich von Niederer getrennt und an Schmid angeschlossen habe. Wenn auch Schmid durchaus nicht vertheidigt werden kann, so kann es doch Niederer noch viel weniger. Abgesehen davon, daß Niederer zuletzt sehr nachlässig wurde, daß ohne seine Censur und Uebersetzung nichts von Pestalozzi veröffentlicht werden durfte, und daß er durchaus keine Talente zur Leitung hatte, stand er auch dem innersten Wesen Pestalozzi's ferne, ja er verstand dasselbe gar nicht, wie aus folgender bestimmten Erklärung desselben hervorgeht (in Bibers Pamphlet): „Pestalozzi war von einer Seite seines Gemüthes und seines Geistes tief religiös, und überzeugte wenigstens Niederer davon. N. macht Pestalozzi also zum Heuchler!) Von einer andern Seite waren seine Vorstellungen und Begriffe irreligiös und antichristlich. Die Vorsehung führte ihn durch seine Eigenthümlichkeit und seinen Lebensgang zum Blick in das Gesetz der Menschenbildung, d. h. in das Göttliche und Ewige derselben. Er erhielt dadurch die höchste Bestimmung, die ein Mensch in unserer Zeit für das Christenthum erhalten kann, nämlich: die Bildung der menschlichen Natur im Innersten ihres Wesens auf das Christenthum zu gründen und aus diesem (?) zu entwickeln. Allein Pestalozzi stand selbst nicht auf christlichem Standpunkt. Er faßte und faßt noch, wie es sein Schwanengesang unwiderleglich beweist (?), das Göttliche nur irdisch, das Ewige nur zeitlich, das Geistige nur sinnlich auf, wollte dadurch den Menschen helfen, und verfolgte menschlich hohe Zwecke mit thierischem (!) Sinn. Niederer erkannte Jenes und Dieses in ihm. Innigst überzeugt, es könne dem Menschen nur dadurch geholfen werden, und Pestalozzi's Erziehungsunternehmung könne nur dadurch gelingen, daß das Irdische selbst vom Göttlichen, das Zeitliche vom Ewigen, das Sinnliche vom

Geistigen aus, d. h. im christlichen Sinn und Geist aufgefaßt und behandelt werde, bot er Alles auf, Pestalozzi auf diese Stufe der Erkenntniß zu erheben, seinen religiösen Widerspruch mit sich selbst und seinem Werk zu überwinden und ihn dadurch mit seiner einzig hohen Bestimmung in Uebereinstimmung zu bringen. Dies ist der Ursprung und die wahre Natur seines Kampfes mit Pestalozzi.“

Gewiß mußte eine solche Ansicht über Pestalozzi und ein solches Streben, ihn von dieser falschen Ansicht aus zu beherrschen, schließlich zum Bruche führen. Was auch immer Schmid's Fehler gewesen sein mögen, er schonte wenigstens Pestalozzi's tieferes Wesen, während es Niederer umgestalten wollte in selbstherrlicher Verblendung.

Einunddreißigstes Kapitel.

Die „Reden an mein Haus.“

Pestalozzi hielt sich als Hausvater für verpflichtet, an größeren Festtagen sein ganzes Haus zu versammeln und Worte der Liebe und Ermunterung an alle Glieder desselben zu richten, indem er dabei seinen erzieherischen Prinzipien einen praktischen Ausdruck gab. Wir besitzen noch acht dieser Reden und ein Fragment, fünf davon sind am Neujahrstage (1808, 9, 10, 11, 12), eine und das Fragment zur Weihnacht (1810 u. 11) und eine, die größte und wichtigste, an seinem Geburtstage, den 12. Januar 1818, gehalten worden. Sie geben uns das eigenthümlichste und ergreifendste Seelenbild Pestalozzi's. „Es thut sich darin,“ so sagt einer seiner Biographen, Dekan Mörkoser, „eine seltene Beredtsamkeit des Herzens kund, wo kindliche Demuth und überwältigende Liebe mit dem Siegesjubel genialen Thatendranges, wo innere Zerrissenheit und erschütternde Selbstanklage mit der Erhabenheit einer großen Seele und eines edeln Willens wechseln.“

Zunächst erhält in allen diesen Reden seine ächt fromme Gesinnung einen ungeheuchelten Ausdruck. Er bezieht all sein Thun auf Gott. So fragt er sich selbst: „Es ist mir, ich höre die Stimme ob meinem Haupte: Gib Rechnung von deiner Haushaltung, denn du mußt sterben! — Kann ich sie mir geben? War ich ein Haushalter? War ich einer für Gott? War ich einer für die Menschen? War ich einer für mich selbst?“

Er gibt in all seinem Thun Gott allein die Ehre. „War es je in unsrer Hand, war es je unser Werk? Wie ein Bach, der von den Bergen stürzt, nahm das Werk seine Richtung, wohin es wollte. Was sind wir in der Richtung, die Gott unserm Werk

gab, und in der Gewalt der Wasser, mit der es im Strome der Zeit fortschwimmt, von der Hand Gottes geleitet? Als Menschenwerk standen seine Wasser oft an Felsen, die ihren Lauf stillstellend und zerstörend zurückdrängten, bis an ihre Quelle; als Gotteswerk brach es durch alle Felsen, die ihm im Wege standen. Es umging Berge, es stürzte sich in Klüfte und kam allenthalben in neuer Schöpfung gestaltet wieder hervor. Man hieß es allenthalben unser Werk; es war in seinem Wesen und in seinem Segen nicht unser, es war in seinem Wesen und in seinem Segen Gottes Werk.“

„Hinfallen soll ich, und danken und schweigen. Du, o Herr, hast Großes an mir gethan! O Herr, o mein Vater, mein Werk ist dein Werk! Du hast mich hingestellt auf einen Berg, den ich nicht selber erstiegen; du hast mich hingesezt an einen Platz, der mir nicht zu besitzen gebührt, du hast ausgeführt, was ich nicht anzufangen vermochte, du hast gegründet, was ich nicht zu bauen vermochte. Ich vergesse die Welt, vergesse meine Wünsche, und stürze mit Vertrauen auf dich. Ich vergesse mein Werk, du hast es erhalten, du hast es gegründet. Es ist dein Werk. Du hast es bisher geleitet, du wirst es ferner leiten.“

„Der Mensch ist nur durch das Reine, Göttliche, das seinen Geist, sein Herz und seine Kunst über die Ansprüche seines sinnlichen und thierischen Daseins erhebt, in sich selbst Mensch und unsterblich . . . Herr ich glaube, komm zu Hülfe meinem Unglauben, mindere mein Vertrauen auf alles Vergängliche, Richtige, stärke meinen Glauben an alles Unveränderliche und Ewige!“

„Gott ist in dem Schwachen mächtig. Der Erlöser der Welt erschien uns ja, in der Krippe liegend, als ein unmiündiges Kind, und die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater war den armen Feldhirten, die die Schafe hüteten, von den Engeln verkündet . . . die Feier unsrer Weihnacht sei ein Gebet zu Gott um den Sinn Jesu Christi und um die Kraft seines Geistes, daß sich unser Haus zur Gemeinschaft der Liebe erhebe und unser Werk sich durch dieselbe vollende.“

„Die Idee der Elementarbildung steht in ihren Zwecken und Mitteln mit dem Geist der Liebe und des Glaubens, mit dem Geist des Christenthums in Uebereinstimmung, ich möchte sagen, sie ist in ihrem Wesen die menschliche Kunst des Christenthums selbst, oder kann es wenigstens in ihrer Vollendung werden.“

Aber er wendet sich gegen den falschen Bekenntnißeifer, der in Intoleranz und Feindschaft ausartet. „Der reine göttliche Eifer für die Wahrheit unwandelt sich leicht in Bielen in einen leidenschaftlichen Eifer für ihre Wahrheit, d. i. für die Ansicht der Wahrheit, wie sie, von der Menschlichkeit ihrer Individualität umnebelt, in ihnen selbst liegt, und dann sprechen sie für ihre so benebelte Ansicht der Wahrheit das Recht der Wahrheit selber an, als wäre ihre Wahrheit göttliche Wahrheit, und das wirkt dann

auch auf ihr Leben und ihr Benehmen gegen die Mitmenschen, die dem Geist ihrer Wahrheit nicht gehorsam sind. Es bringt sie leicht dahin, daß sie die Pflichten der geselligen Friedlichkeit und Schonung nicht mehr gegen Jedermann beobachten.“

Man hat Pestalozzi vorgeworfen, — von den unchristlichen Verkehrungen schweige ich hier ganz —, daß er zu wenig das Bekenntniß, die begriffliche Fassung der Religion, betont habe; auch hier hat man ihm Unrecht gethan. In seinen Anstalten ließ er den Kindern evangelischer Eltern den Religionsunterricht von einem Evangelischen, denen katholischer Eltern von einem Katholiken ertheilen. Von großer Wichtigkeit in dieser Beziehung ist aber das bisher ganz unbekanntes Fragment die Weihnachtsrede von 1811, in dem er seinen biblischen und confessionellen Standpunkt darlegt.

„Die Folgen der Erlösung des Menschengeschlechtes, die durch Jesum Christum geschehen, sind ewig. Noch heute sind Millionen von Menschen durch den Glauben an ihn zu einem höhern, edlern, göttlichen Leben erhoben, die ohne ihn den höhern Sinn der Menschennatur nicht erkannt hätten, sondern vielmehr in der Schlechtigkeit und Erniedrigung des thierischen, sinnlichen Lust- und Gewaltlebens dahin gegangen wären. Noch heute freuen sich Millionen von Menschen in heiliger Freude ihres menschlichen Daseins, die ohne ihn nur die Freuden der Selbstsucht und des ungöttlichen, wahrheitsleeren und liebelosen Lebens kennen würden. — Kinder, Freunde! Ich stehe vor euch, um, was an mir ist, dazu beizutragen, daß auch Ihr Euch Jesu Christi freuet in heiliger Freude, daß auch Ihr Euch freuet, seine Erlösten, seine Jünger zu sein, und Euch durch Euer ganzes Leben als solche, als Kinder der Wahrheit, der Liebe und des christlichen Glaubens zu erweisen.“

„Seit dem Anfang der Welt hat sich Gott immer den Menschen auf eine außerordentliche Art geoffenbart und ihnen auf sehr verschiedenen Wegen kund gethan, daß der Glaube an ihn, daß eine heilige Näherung zu ihm, daß ein kindlich frommes Verhältniß gegen ihn als ihren Vater ihr einziges, ihr wahres Heil sei; daß sie nicht als Kinder der Welt, als Kinder Gottes, als seine Kinder leben sollen, daß sie eine höhere, daß sie eine edlere Bestimmung haben, als dieses eitle Leben auf Erden. Die ganze Bibel ist nichts anderes, als eine Sammlung solcher Offenbarungen Gottes, die die Menschen zum Glauben an ihn und zur Erhebung ihrer selbst über den eiteln Dienst der Welt, zum göttlichen Dienst des heiligen Glaubens hinruft.“

Und nun fhrt er die Heilsgeschichte in großen Zügen vor und kommt auf die Verwerfung des Erlösers durch die Welt. „Der Mensch, dahingegeben in Sünde und Thorheit, erkennt die Wahrheit und das Recht, erkennt das Göttliche am wenigsten, wenn es in seiner höchsten Reinheit und Würde vor seinen Augen steht.“

Auf diesem Grunde erbaut er sein Erziehungssystem, auf welches er auch in diesen Reden lichtvolle Blicke wirft.

„Laß mich,“ bittet er, „o Gott, an dem Heil dieser Kinder, wie an meinem eigenen mit Furcht und Zittern wirken. O Gott, laß mich von nun an ihr Heil als das Eine, was mir Noth thut, fühlen, erkennen und verehren. Gib mir den erusten, unerschütterlichen Glauben, wenn ich diesem Einen, das noth thut, ein Genüge leiste, so werde alles Uebrige, was ich wünsche, zugethan, durch dich hinzugethan werden.“

Das ist ihm die rechte Menschlichkeit, zu der er die Kinder erheben will und die nur durch Glauben und Lieben erzielt werden kann.

Unser Zweck ist groß: Wir wollen die Erziehung des Geschlechts von den Verirrungen im bloß Menschlichen und Sinnlichen zum Göttlichen und Ewigen erheben. Wir wollen in der Bildung des Menschen vom bloß Wandelbaren seines wechselnden Seins zu den ewigen Gesetzen seiner göttlichen Natur hinaufsteigen und den Leitfaden unsres diesfälligen Thuns in diesen ewigen Gesetzen erforschen. Wir wollen der Unnatur in der Erziehung und ihren Folgen, der Oberflächlichkeit, der Einseitigkeit, der Anmaßung, der Kraftlosigkeit unsres Geschlechts durch die Erziehung entgegenwirken, und es durch sie zum Einklang seiner Kräfte, zur Vollendung seiner Anlagen, zur Selbständigkeit in seinem Thun und Lassen erheben.“

„Der ganze Menschlichkeitsgeist unserer Kräfte liegt im Glauben und in der Liebe. Die Kräfte des Herzens, der Glaube und die Liebe, sind für den Menschen, als für ein zu bildendes und zu erziehendes göttliches ewiges Wesen, eben was die Wurzel für das Wachsthum des Baumes. In ihr liegt die Kraft, die Nahrung aller seiner Grundtheile aus der Erde zu ziehen.“

„Die Erziehungskunst ist die Kunst des Gärtners, unter dessen Obforg tausend Bäume blühen und wachsen. Er thut nichts zum Wesen ihres Wachsthums und ihres Blühens, das liegt in ihnen selber. Er pflanzt und wässert, Gott aber gibt das Gedeihen.“

Mit scharfen Worten zieht er gegen die falsche Erziehung zu Felde, die nur „das Vielwissen des Unnützen und das Nichtkönnen des Nothwendigen“ bezwecke. „Wir haben nicht so fast die Weltformen des Denkens, als der wörtlichen Ausdrücke über das Gedachte. Wir kennen unsre Nachbarn, unsre Mitbürger, selbst unsre ärmern Verwandten nicht mehr, dafür aber lesen wir die Zeitungen und Journale, kennen die Geschlechtsregister der Könige der Welt, die Anekdoten der Höfe, des Theaters, der Hauptstädte, und erheben uns selber in politischen und religiösen Meinungen zu einem täglichen Wechsel, wie in den Kleidern, und gehen von der einen Seite vom Unglauben zur Kapuzinade und von der Kapuzinade

zum Unglauben, eben wie von der Hosenlosigkeit zum Tragen von Schnürbrüsten und Führbändern über."

Es beklagt die Zurücksetzung der Armen, die man in ihrer Hilfslosigkeit lasse, anstatt „ihre Kräfte im Dienst der Menschheit und des Staates in Thätigkeit zu setzen.“ Die modifizirten Mittel, der Armuth zu helfen, gleichen in ihrer Ausführung oft dem Thun eines Mannes, der einen Armen, der ohne Hosen und Strümpfe im Schnee vor seinen Fenstern bettelt, ein paar Schuhschnallen zum Almosen darwirft. Damit könne man die Urquellen des Nationalverderbens nicht stopfen.

Außer den religiösen und pädagogischen Ideen, die in viele Neben eingewebt sind, erhalten sie durch ihre historischen und psychologischen Ausführungen besondere Wichtigkeit. Die historischen übergehe ich, um nicht zu weit zu führen, so seine Aureden an seine Mitarbeiter, die Darlegung seines Verhältnisses zu ihnen, die Mittheilungen über seine bisherigen Bestrebungen.

In den psychologischen Theilen macht er häufig sich selbst zum Gegenstande der Betrachtung, aber in welcher demüthigem und selbstverleugnendem Geiste! Er geht darin offenbar zu weit, er wird ungerade gegen sich, wie auch viele von denen, die ihm nahe gestanden haben, bezeugen. Während er sich und seine Verdienste aber zu sehr herabsetzt, erhebt er auf der andern Seite die seiner Mitarbeiter zu hoch und das war ein Fehler; das machte ihn „regierungsunfähig“. Er sagt selbst: „Seitdem ich an der Spitze meiner Anstalt lebe, war immer die Klage, daß ich den Werth und das Verdienst von Menschen, die mir dienten, und selber von Zöglingen, die mich befriedigten, immer unverhältnißig überschätzte und sie dadurch verderbe. Und es ist wahr, das war meine Schwäche.“

Vorzüglich die Rede 1818 ist in dieser Beziehung werthvoll. Es lebt darin überhaupt ein regerer und frischerer Geist, weil neue Hoffnungen ihn befeelten. Die Herausgabe seiner sämtlichen Werke, welche Schmid besorgte, versprach ihm einigen Gewinn; er wollte ihn aber nicht für sich und seine Familie, sondern er wollte damit eine Armenerschulungsanstalt gründen und bestimmte dazu 50000 Schweizerfranken. Wirklich fing er damals auch die Anstalt in Glindy an und auf seinem Neuhof ließ er zu diesem Zwecke bauen. Der gute Pestalozzi! — Es sollte nicht sein; er war zuletzt von Allen verlassen und konnte sein Werk, die Sehnsucht seines Herzens, nicht vollführen. Er wollte selbst sein Gut dafür aufopfern und zu einer Armenanstalt für alle Zeiten hergeben. Er wollte sich ganz der Menschheit opfern — und er hat's gethan. Sollte die Menschheit nicht auch ein Opfer bringen? Noch wartet der Neuhof seiner ursprünglichen Bestimmung.

Zweundreißigstes Kapitel.

Pestalozzi und Preußen.

In der Neujaßrsrede von 1809 sagt Pestalozzi: „Die Aufmerksamkeit auf unser Thun hat seinen obersten Gipfel erreicht. Die Augen Tausend und Tausend edler Menschen sind mit großen Hoffnungen auf uns gerichtet. Das Urtheil erleuchteter Männer hat uns vielseitig Gerechtigkeit widerfahren lassen und hie und da bietet uns innige Liebe mit Anmuth die Hand für unser Thun. Es scheint selber, daß der Augenblick der Zeitumstände unserm Thun und unsern Zwecken vortheilhafter geworden.“ Er spielt damit auf die Aufmerksamkeit an, die seinen Bestrebungen von Seiten einiger Staaten, namentlich Hollands, Rußlands, Spaniens und Preußens gewidmet wurde. Vorzüglich der letztere Staat ist es, in welchem die pestalozzischen Ideen Aufnahme fanden und eine allgemeine Reformation des Schulwesens hervorbrachten; deswegen gehen wir hier näher auf das Verhältniß ein, in welches der preußische Staat zu Pestalozzi trat.

Schon bald nach seinem Regierungsantritte hatte der König Friedrich Wilhelm III. sich namentlich dem Volksschulwesen mit großer Zuneigung zugewendet. Er entließ den frömmelnden Wöllner in Ungnaden, regenerirte das Oberschulcollegium und schrieb in einer Kabinettsordre an den neuen Justizminister v. Massow: „Es ist endlich einmal Zeit, für zweckmäßige Erziehung und Unterricht der Bürger- und Bauernkinder zu sorgen. Unterricht und Erziehung bilden den Menschen, wenigstens in der Regel anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staates von größter Wichtigkeit ist. . . Für die überwiegende Menge, für die bedürftigen Unterthanen und ihre armen Kinder ist, einzelne Versuche ausgenommen, fast nichts geschehen. . . Der Staat muß hinzutreten, um die fehlenden Mittel zuzuwießen.“ Darauf hin legte v. Massow dem Könige einen Bericht und einen Schulplan vor, in welchem es heißt: „Das Objekt der Reform ist Nationalerziehung.“ 1801 erschien ein Schulreglement für die katholischen Schulen Schlesiens, aus dem vorzüglich folgender Passus für den Geist der damaligen Unterrichtsverwaltung bezeichnend ist: „In Schulinspektoren sind bisher immer die Erzpriester genommen worden; allein da beide Ämter sehr süglich getrennt werden können, und der Schulinspektor vorzüglich ein munterer, thätiger, in der Pädagogik erfahrener Mann sein muß, so soll die Vereinigung beider Posten in einer Person nicht mehr nothwendig sein.“

Im Jahre 1802 schon trat die preußische Regierung mit Pestalozzi in Verbindung, indem sie den damaligen Inspektor Ze-

ziorowski aus Oberschlesien nach Burgdorf schickte, nach dessen Berichte der König befahl, die Pestalozzi'sche Lehrart, aber ohne allen Zwang, in die Schulen einzuführen. Ebenso erhielt der Oberschulrath Gebike den Auftrag, Pestalozzi's Methode in Burgdorf gründlich zu studiren, starb aber vor der Ausführung.

Auch die Königin Luise nahm den lebhaftesten Antheil an pädagogischen Fragen; am mecklenburgischen Hofe hatte man sich eingehend mit öffentlicher Erziehung beschäftigt, ihr Vater, der Herzog Carl, hatte sehr viel für die Schulen gethan, auch den damaligen Kanzleirath v. Türk in die Schulkommission gezogen, der 1804 selbst zu Pestalozzi ging und später in preussische Dienste trat.

Da kamen die Unglücksjahre 1806 und 1807. Damals erklärte der König: „Zwar haben wir an Flächenraum verloren, zwar ist der Staat an äußerer Macht und äußerem Glanze gesunken, aber wir wollen und müssen sorgen, daß wir an innerer Macht und an innerem Glanze gewinnen. Und deshalb ist es mein ernstlicher Wille, daß dem Volksunterrichte die größte Aufmerksamkeit gewidmet werde“. Der Freiherr von Stein schrieb: „Am meisten ist von der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu erwarten. Wird durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickelt und jedes edle Lebensprinzip angereizt und genährt, alle einseitige Bildung vermieden, und werden die oft mit größter Gleichgiltigkeit vernachlässigten Triebe, auf denen die Kraft und Würde des Menschen beruht, sorgfältig gepflegt, so können wir hoffen, ein physisch und moralisch kräftiges Geschlecht aufzuwachsen und eine bessere Zukunft sich eröffnen zu sehen.“ Das waren die Gedanken Pestalozzi's.

Sie gingen von der Königin Luise aus, die überhaupt die treibende Kraft in der Verbesserung des Schulwesens war. Als sie in Königsberg in ihrer schwersten Noth und Trübsal war, schrieb sie in ihr Tagebuch: „Ich lese jetzt Rienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizer Dorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setz' ich mich in meinen Wagen und rolle zu Pestalozzi in der Schweiz, um dem edeln Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedrucke zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja in der Menschheit Namen dank' ich ihm. — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind.“ — Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!“

Im Winter von 1807 bis 1808 hielt Fichte in Berlin seine weithin hallenden „Reden an die deutsche Nation.“ Eine Regenera-

tion des Volkes sei nur von einer gesunden Nationalerziehung zu erwarten, wie sie von Pestalozzi dargelegt sei. „Ich habe die eigenen Schriften des Mannes gelesen und durchdacht und aus diesen meinen Begriff der Unterrichts- und Erziehungskunst gebildet. . . Für diesen Grundbegriff bürgt mir zuerst die Eigenthümlichkeit des Mannes selber, wie er diese in seinen Schriften mit der treuesten und gemüthvollsten Offenheit darlegt. An ihm hätte ich ebenso gut, wie an Luther, die Grundzüge des deutschen Gemüths darlegen und den erfreuenden Beweis führen können, daß dieses Gemüth in seiner ganzen wunderwirkenden Kraft in dem Umkreise der deutschen Zunge noch bis auf diesen Tag walte. Auch er hat ein mühevolltes Leben hindurch, im Kampfe mit allen möglichen Hindernissen, von innen mit eigener hartnäckiger Unklarheit und Unbeholfenheit, und selbst höchst spärlich ausgestattet mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln der gelehrten Erziehung, äußerlich mit anhaltender Verkennung, gerungen nach einem bloß geahnten, ihm selbst durchaus unbewußten Ziele, aufrecht gehalten und getrieben durch einen unversiegbaren und allmächtigen und deutschen Trieb: die Liebe zu dem armen verwahrlosten Volke. Diese allmächtige Liebe hatte ihn, ebenso wie Luther, nur in einer andern und seiner Zeit angemesseneren Beziehung, zu ihrem Werkzeuge gemacht, und war das Leben geworden in seinem Leben, sie war der ihm selbst unbekannt, feste und unwandelbare Leitfaden dieses seines Lebens, der es hindurch führte durch alle ihn umgebende Nacht, und der den Abend desselben — denn es war unmöglich, daß eine solche Liebe unbelohnt von der Erde abtrete — krönte mit seiner wahrhaft geistigen Erfindung, die weit mehr leistete, denn er je mit seinen kühnsten Wünschen begehrt hatte. Er wollte bloß dem Volke helfen; aber seine Erfindung, in ihrer ganzen Ausdehnung, hebt das Volk, hebt allen Unterschied zwischen diesem und einem gebildeten Stande auf, gibt statt der gesuchten Volkserziehung Nationalerziehung und hätte wohl das Vermögen, den Völkern und dem ganzen Menschengeschlechte aus der Tiefe seines vormaligen Elends emporzuhelfen.“ In drei Neben beschäftigt sich Fichte darauf nur mit Pestalozzi's Methode.

Es lag Friedrich Wilhelm III. vor allem daran, tüchtige Männer zur Verwaltung des Schulwesens zu finden; die Königin scheint auch hier ihren edeln Einfluß geltend gemacht zu haben. Und so finden wir schon frühzeitig (1805) zwei Männer an der Spitze der Schulverwaltung, die mit der feinsten klassischen Bildung ausgestattet und zugleich tiefe Verehrer und ächte Jünger Pestalozzi's waren: die Staatsräthe Nicolovius und Süvern.

Nicolovius haben wir schon kennen gelernt (Kap. 17 u. 19). Der Briefwechsel zwischen ihm und Pestalozzi ist bis in dessen hohes Alter fortgesetzt worden. In einem Briefe hatte Pestalozzi 1793 ausgerufen: „O wären Sie mein Sohn! . . Nicolovius! — stoße

den bittenden Alten nicht weg — werde Erbe meiner Wünsche für die Menschheit — werde Aufbewahrer der Erfahrungen meines Lebens, der Fortarbeiter meines zerlitteten Werkes — und fordere von mir Treue und Handbietung bis — an mein Grab!“ Die Briefe von Nicolovius wirkten erhebend auf Pestalozzi; er hatte bisher noch Niemand gefunden, der ihn so verstanden hatte — „ich bin's, der seine Schwäche an deine Kraft hinlehnt. . . Ich fühle mich jetzt glücklich, deine Liebe ist der größte Trost meines verlorenen Lebens. Ich sehe mein sterbendes Dasein sich immer edler und zuverlässiger an das deine anknüpfen; ich lebe durch dich jenseits des Grabes. . .“

Als Nicolovius in preußische Dienste getreten war, sprach die Königin zu ihm: „Friedrich II. hat für Preußen Provinzen erobert, der König wird im geistigen Gebiete Eroberungen für Preußen machen.“ Blochmann erzählt: „Die erhabene Königin Luise drang in ihren Gemahl, junge wissenschaftlich gebildete Preußen nach Overdon zu senden.“ Bald nach dem Antritte seines Amtes trat Nicolovius denn auch mit Pestalozzi wegen Ausbildung einiger junger Männer im Schulfache in Verbindung; dieser fühlte sich dadurch sehr erhoben. Im September 1807 schrieb er an ihn „Auch dich hat Gottes Vorsehung jetzt neben mich gestellt zum gleichen Zwecke und zum gleichen Werk. . . Auch von dir bin ich unterstützt und achte deine Unterstützung unter vielen für eine der liebsten und heiligsten. . . Wende Alles an, daß die Jünglinge, die hierher gesandt werden, von reinem, edlem Herzen und von einfachen unverkünstelten Ansichten seien; ich will von meiner Seite für das Ziel, das ihr suchet, auch alles thun.“

Am 11. September 1808 schrieb der Minister v. Schrötter an Pestalozzi: „. . . Von dem großen Werthe der von Ihnen erfundenen und so glücklich ausgeübten Lehrart vollkommen überzeugt, bin ich Willens, auf die Einführung derselben in den Elementarschulen eine durchgängige Reform des Schulwesens zu gründen, indem ich davon den segensreichsten Einfluß auf die Bildung des Volkes erwarte.“ Er will dazu zwei junge Leute zu ihm schicken, „damit dieselben den Geist Ihrer ganzen Erziehungs- und Lehrart unmittelbar an der reinsten Quelle schöpfen, nicht bloß einzelne Theile davon kennen lernen, sondern alle in ihrer wechselseitigen Beziehung und ihrem tiefsten Zusammenhange auffassen, unter Anleitung ihres ehrwürdigen Urhebers und seiner achtungswerthen Gehülfen sie üben lernen, im Umgange mit Ihnen nicht ihren Geist allein, sondern auch ihr Herz zum vollkommenen Erziehungsberufe ausbilden und von demselben lebendigen Gefühle der Heiligkeit dieses Berufes und demselben feurigen Triebe für ihn erfüllt werden, von welchem beseelt Sie Ihr ganzes Leben ihm widmen.“

Nicolovius schrieb bald darauf an v. Türlk, daß diese Sen-

dung die persönliche Angelegenheit des Königs selbst sei, der denn auch für drei junge Männer: Henning, Dreist und Kawerau, jährlich je 350 Thaler bewilligte zur Ausbildung derselben im Pestalozzi'schen Institut, woselbst sie vom Mai 1809 bis zum September 1812 blieben. Daß der an sich schon sparsame König in einer Zeit, wo der Staat aufs äußerste erschöpft war und kaum die Kriegskosten und die sonst nöthigen Ausgaben bestreiten konnte, eine für die damalige Zeit doch immerhin nicht unbedeutende Summe zur Ausbildung einiger Lehrer im fernen Pestalozzi'schen Institut bewilligte, beweist, welche Bedeutung er dem Volksschulunterrichte zuerkannte, beweist aber auch seine Anerkennung der Bestrebungen Pestalozzi's, die er ihm noch weiter dadurch zu Theil werden ließ, daß der preussische Staat in spätern Jahren Jünglinge zur Ausbildung nach Yverdon schickte. Im Jahre 1817 gibt Henning folgende an: Kräs und Rendschmidt aus Schlesien, Preuß und Pазig aus Ostpreußen, Braun aus der Oberpfalz, Steyer aus Preußen, Marsch aus Schlesien, Ksionzel aus Ostpreußen, zwei Brüder Bernhard, Hänel aus Breslau, Tieze aus Schlesien, Graf, Regierungsrath in Königsberg, Kunge aus Potsdam, Baltrusch aus Litthauen. Außerdem waren noch mehrere andere auf eigne Kosten zu Pestalozzi gereist. Auch andre Staaten folgten dem Beispiele Preußens, so namentlich Württemberg und Baden. Von den höher gestellten Männern in Preußen, die sich lebhaft für Pestalozzi interessirten, nenne ich noch den Geheimen Rath Dr. Delbrück, Erzieher des Kronprinzen, an welchen Pestalozzi auch einen längern Brief veröffentlichte, welcher eine literarische Fehde mit Bremi betrifft.

Auch wurden Seminarien in Preußen errichtet, in denen die Pestalozzi'schen Prinzipien zu Grunde gelegt wurden; so in Königsberg in Preußen, zu dessen Leitung der Würtemberger Zeller berufen wurde. Der König und die Königin besuchten diese Anstalt selbst mehrere Stunden und waren von den Leistungen sehr befriedigt; die Königin ließ darauf Nicolovius rufen und ertheilt ihm wohlverdientes Lob. Außerdem wurden noch die Seminarien zu Karalena, Braunsberg, Stettin, Köslin, Frankfurt a. d. O., Potsdam, Breslau, Bunzlau, Ober-Ologau nach Pestalozzi'schen Grundsätzen organisirt.

Pestalozzi's Briefe an Nicolovius athmen tiefe Befriedigung und edeln Dank, daß der preussische Staat sich der Volksbildung auf so energische Weise annahm. So schreibt er noch vor der Ankunft der ersten Preußen, am 10. März 1809: „Ich hoffte mein Leben hindurch auf einen König, dem die Kraft des Menschenherzens gegeben wäre, aus der das Heil der Menschen kommt; ich fand ihn nicht, seine Zeit war noch nicht da. Jetzt ist sie gekommen. Er ist da, er ist gefunden. Du hast ihn gefunden und er hat dich gefunden und du machst jetzt, daß auch ich ihn finde

und ihn nicht mit eitlen Worte, sondern mit der Thatfache beweise, was die Kraft eines festen Willens selbst in der tiefsten Niedrigkeit einem armen Mann möglich gemacht hat. . . Edler! Welche Ahndungen erheben mein Herz! Was kann Friedrich Wilhelm seinem Volke, was kann er der Menschheit werden, wenn er nur will! Und er will es. . . Ich möchte den König anbeten, der hierin wieder zuerst die Bahn bricht und die Regierung seines Volkes damit heiligt, Gott zu geben, was Gottes ist. . .“

Einige Jahre später schreibt er: „Durch die Gnade deines Königs, mir einige junge Leute auf drei Jahre zu senden, fühle ich mich in einer Lage, die ich mein Leben hindurch suchte, aber nicht zu erreichen glaubte, nämlich die wichtigen Grundsätze der Menschenbildung vom Staat aus organisirt zu sehen. . . O Freund und Ihr Edeln Alle, die Ihr neben ihm am wichtigsten Kuder des Staates, an der Bildung der Bürger in einem edeln und hohen Sinne arbeitet, Gott hat Euch zum Salz der Erde und zum Sauerteig gemacht, der, so klein er an sich ist, die ganze Masse des ungesalzenen und geschmacklosen Zeit- und Regierungseinflusses auf die Menschenbildung göttlich durchsäuert. Die Erde bedarf der göttlichen Hülfe eines neuen Salzes, und, Freunde, Ihr strebet, bin ich überzeugt, ihr göttlich zu helfen; Ihr erkennet, Ihr könnt nur dadurch menschlich helfen, wenn Ihr göttlich zu helfen im Stande seid.“

Ein herrliches Zeugniß für den Geist, der die damalige preußische Schulverwaltung beseelte, ist uns in einem Briefe des Staatsrathes Süvern aufbewahrt, den er an die preußischen Cleren in Yverdon richtete. Er sagt darin, daß die Erziehung eine Kunst, und zwar die höchste und heiligste sei, und daß sie zusammenhänge mit der großen Erziehungskunst der Völker, ja eins mit ihr sei. In Yverdon sollten sie sich die pädagogische Weihe holen. „Nicht eben das Mechanische der Methode sollen Sie dort erlernen. Das könnten Sie auch anderswo und lohnte der Kosten fürwahr nicht. Auch das soll nicht Ihr Höchstes sein, die äußere Schale derselben durchbrochen zu haben und in ihren Geist und innersten Kern gedrungen zu sein, blos der Geschicklichkeit zum Unterricht halber. Nein, erwärmen sollen Sie sich an dem heiligen Feuer, das im Busen glüht des Mannes der Kraft und der Liebe, dessen erreichtes Werk noch immer unter dem geblieben ist, was er ursprünglich wollte, was, nach Allem zu urtheilen, die eigentliche Idee seines Lebens war, und wovon die Methode nur ein schwacher Ausfluß, ein Niederschlag erscheint; unbefangen hingeben sollen Sie sich dem freien pädagogischen Leben und Wirken, das dort herrscht wie nirgendwo, das täglich neue, interessante Erscheinungen treibt, täglich zu den bedeutendsten Versuchen Gelegenheit gibt; einwirken lassen sollen Sie auf sich die kräftige, herrliche Natur in der schönen Zeit, da Sie

für ihre Eindrücke noch am empfänglichsten sind. Und dieses Zusammenwirken der Natur und der in einen heiligen Kreis geschlossenen erwachsenen und jugendlichen Menschenwelt des Instituts soll in Ihnen entzünden jeden Funken des Geistes und Gemüths, der noch schlummert, und Sie umspielen, bis sie Ihr Innerstes trifft und Sie sich finden und erkennen: Der Mensch sei nur eine einfache Kraft, die auf die mannichfaltigste Weise im Individuum sich gestaltet, und mit dem Sinn für jede eigenthümliche Gestaltung die Liebe zu ihr Ihnen aufgeht, und der Trieb, sich ihr anzuschließen und in ihrer Entwicklung sie zu leiten, bis auch sie, nicht durch Zufall, sondern durch besonnene Wartung befreit, dahin kommt, sich selbst zu finden und zu erkennen und, nun ihr eigener Vormund, sich vollends bis ins Unendliche selbst zu bilden, und nie wieder sich zu verlieren. . . Vergessen Sie nicht, daß gerade das Elementarische in allen Wissenschaften nicht das Leichteste ist, daß die tiefsten Kenntnisse der Sache zu einer gründlichen Bearbeitung derselben für den Elementarunterricht erforderlich und anhaltendes Studium dazu unerläßlich ist. . .“

In der Neujahrsrede von 1810 spricht Pestalozzi zu den preußischen Jünglingen: „Freunde, ein braves Volk, das durch eine Welt des Verderbens gelaufen, ein Volk, das in seinem Verderben gelitten und in seinem Leiden zu sich selber und dem Göttlichen, von dem es entfernt worden, näher gekommen, wirft seine Augen auf Euch und erwartet von Euch Handbietung für den Segen künftiger Geschlechter. Edle Männer an der Seite eines guten Königs haben Euch ausersehen zum ersten, zum heiligsten Dienst ihres Vaterlandes. Sie haben sich an Euch nicht geirrt. Ihr suchet die Hilfe des Vaterlandes nicht im Schein der Vergänglichkeit, Ihr sucht sie im Unvergänglichen und Ewigen! Ihr sucht sie nicht im Wechselbalg irgend einer menschlichen Hülle, wie sehr diese auch glänze, Ihr sucht sie im Innern des heiligen, ewigen Wesens unserer Natur selber. . . Freunde, gesegnet sei das Haus, das Ihr schaffen, das Ihr bauen werdet Eurem König, Eurem Land, Eurem Herzen. Ihr segnet mein Haus mit Eurer Treue; das Euer werde durch die unsrige wieder gesegnet.“

Nicolovius äußerte oftmals, das Große in Allen, welche wirklich die Taufe in Yverdon erhalten hätten, bestehe darin, daß sie etwas Anderes als das Gemeine lieb gewonnen und wie ihr Herr und Meister Pestalozzi das echte Reich Gottes allein für etwas Rechtes hielten. Daneben möchten nun Mängel mancher Art sein, so bleibe doch immer wahr, daß von diesen Männern ein Lebensquell ausgehe, der begeistert, erhebt und Kräfte einer bessern Welt mittheilt, von denen die von der Welt gepriesenen Kinder des Aferlichts keinen Vorwurf haben. So mancher sei als stolzer Pharisäer in das Pestalozzische Institut eingezogen und als ein gerechtfertigter Böllner

daraus heimgegangen. Und er hoffte, es würden immer mehr Apostel geweckt werden, welche den armen Heidenkindern in unsern Dörfern und Stätten, wie Pestalozzi in Stanz, das Evangelium predigen und sie mit kräftiger Hand in das Reich Gottes einführen.“

Im Jahre 1814 wurde Pestalozzi in öffentlicher Audienz vom Könige Friedrich Wilhelm III. zu Neuchâtel empfangen.

Als sich im Anfange des Jahres der Kriegsschauplatz der Schweiz näherte, verlangte die Lazarethverwaltung der österreichischen Armee das Schloß zu Yverdon zu einem Lazareth; Pestalozzi wollte deshalb an die Oberbefehlshaber, Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm III. schreiben, doch bat ihn die Stadt Yverdon, eine persönliche Audienz nachzusuchen; er reiste deshalb nach Basel, wo sich damals Kaiser Alexander befand und wurde sogleich vorgelassen und sehr freundlich empfangen. Er erhielt die Zusicherung, daß er in seiner Anstalt nicht gestört werden sollte, ja, man verlegte das Lazareth sogar an einen von Yverdon ganz fernen Ort. In jener Audienz forderte Alexander Pestalozzi, als er sich empfehlen wollte, auf, noch zu bleiben: „Bleiben Sie; ich rede gern mit Ihnen, ich habe lange gewünscht, Sie einmal zu sehen.“

Der Geist, aus dem die Freiheitskriege entsprangen, und der Geist der Menschenbildung Pestalozzi's waren allerdings sehr nahe verwandt, während der Geist Napoleons beiden feindlich war. Merkwürdig ist, daß man in Sachsen, das ja mit Napoleon verbündet war, sich abweisend gegen Pestalozzi verhielt. Denn als Dienzsch — nachmals in Preußen als Seminardirektor angestellt — ein Zögling der Thomasschule in Leipzig, diese Stadt um eine Unterstützung zur Reise nach Zferten bat, erhielt er — fünf Thaler! Die preußische Regierung unterstützte ihn zu seiner weiteren Ausbildung.

Friedrich Wilhelm III. blieb Pestalozzi fort und fort wohlwollend gesinnt, er unterstützte die Gesamtausgabe der Werke Pestalozzi's und Pestalozzi schrieb im Jahre 1818 in der Vorrede: „Es muß mein Herz erheben, daß auch Preußens Herrscher meine Zwecke königlich unterstützt, und — sollte ich heute der angebeteten vereinigten Königin vergessen, die schon vor so vielen Jahren den Anfängen meiner Bestrebungen Ihren hohen Beifall erteilte und, liebend und glaubend ans Menschenherz, Gutes davon erwartete? Seit dieser Zeit hat Preußens Staat nicht aufgehört, meine Bestrebungen zu unterstützen und durch die Begünstigung der jetzigen Ausgabe meiner Schriften gleichsam das Siegel auf das Zutrauen gelegt, das dieser Staat so standhaft und anhaltend meinen Versuchen geschenkt.“

Leider suchte auch in Preußen der Metternich'sche Einfluß sich geltend zum machen. Mit dem politischen Leben hebt und senkt sich

auch die nationale Bildung; v. Altenstein, der 1817 zum Chef des neugeschaffenen Kultusministerium ernannt wurde, konnte im Vereine mit Nicolovius kaum dem eindringenden Verderben wehren. Es beugte sie tief, „daß täglich mehr das Wachsen eines fremden, tiefer in Abhängigkeit führenden Einflusses zu bemerken war, daß das Prinzip der Schlichtigkeit nunmehr für das Richtige erklärt war und die demselben Hulbigenden einstweilen für die Besten galten.“ „Schwüle Luft hemmte damals jeden Aufschwung und Vertrauen und Freudigkeit schwanden mehr und mehr.“ So schreibt der Sohn des Staatsrathes Nicolovius in der Biographie seines Vaters. — „Einstweilen“ — denn eine wahre, ewige Idee, wenn sie einmal in die Entwicklung der Menschheit eingetreten ist, läßt sich durch keine Künste der Finsterniß wieder daraus verdrängen. Die Ideen sind mächtiger, als die Menschen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

„An die Anschuld, den Ernst und den Edelmutß meines Zeitalters und meines Vaterlandes.“

Trotz des hochgehenden pädagogischen Lebens in Yverdon und der damit verbundenen vielfachen Störungen verlor Pestalozzi das politische Leben nicht aus den Augen. Welcher Geist in der Anstalt lebte, das bezeugt u. A. auch die deutsch-nationale Feier des 18. Oktober 1816, die ein Theilnehmer, Ackermann, folgendermaßen beschreibt:

„Der deutschgesinnte, treffliche Evers, der gerade hier war, schlug vor, diesen Tag auf der Höhe von Grandson, wo vor Alters die Franzosen auch schon einmal geschlagen wurden, zu feiern. Nach Tische zogen wir hinaus, gegen 30 an der Zahl, alle deutschgesinnte Männer oder Deutschland von Herzen zugethan, der Vater Pestalozzi zu Wagen in unserer Mitte. Auf der Höhe hinter dem Signal, da, wo die Mauern des alten Wachthäuschens noch stehen, versammelten wir uns. Dort soll Karls des Kühnen Zelt während der Schlacht 1476 gestanden haben. In unserm Jubel kletterten Niederer und ich auf den alten Mauern umher; ich kam auf den obersten Gipfel der vordern Wand, und da einige von uns, die anderen zu überraschen, heimlich Wein mitgenommen und ich gerade eine Flasche in der Tasche hatte: was war natürlicher, als daß ich da oben in der Höhe auf die Freiheit des ganzen Menschengeschlechts trank und daß ein drei Mal Hoch! ertönte und alle Hüte flogen? Ich hatte das schöne Lied bei mir,

welches Förster voriges Jahr an demselben Tage bei Merseburg gesungen hatte, das donnerte ich noch auf die Deutschen herunter, und auch den Dichter ließ man leben. — „Ein Feuer!“ hieß es. Pestalozzi war der erste, der lief und Holz herbei schleppte. Bald loderte es. Wir tranken, was leuchtet und wärmt und nicht brennt und doch alles verzehrt, was nicht brennen will, und blieben vergnügt ums Feuer, bis es finster wurde. Pestalozzi ging mit Einigen nach Grandson. Evers und Andere blieben gelagert ums Feuer. Wir beschloßen den Abend mit dem Andenken an Körner, von dem wir sprachen und sangen. Als das Feuer ganz nieder war und wir die letzten Tropfen unsres Weines in dasselbe gegossen hatten, gingen wir den Uebrigen nach Grandson nach und von da nach Sferzen zurück. Hier beschloßen wir den herrlichen Tag mit einem Abendessen im wilden Mann. — Wäre doch durch ganz Deutschland der Tag mit so wahrer, inniger und herzlicher Freude gefeiert worden, als wir allerlei Mannen ihn hier im französischen Lande feierten!“

Nach dem Sturze Napoleons war die Mediationsakte (K. 29) wieder aufgehoben; die Schweiz gab den Mächten Stoff zu einem langen diplomatischen Federkampfe. Es war, wie Pestalozzi selbst sagt, „der Zeitpunkt, in dem die Schweizerische Eidgenossenschaft von dem Edelmuth der verbündeten Mächte aufgefordert war, sich als vollkommen frei und von allem fremden Einfluß ganz unabhängig wieder als alte Eidgenossen im Geist ihrer Väter und ihres Freiheits- und Rechtsinns neu zu constituiren“, also im Jahre 1814 und 15, als er die politische Schrift schrieb, in der er sich an die edleren Seiten seines Zeitalters und seines Vaterlandes wendet, um die rechten Gesichtspunkte für das Wohl und Gedeihen der Völker ihnen ins Licht zu setzen. Allgemeine Gesichtspunkte stellt er auf, nicht unmittelbar praktisch verwertbare Vorschläge macht er, prinzipiell, psychologisch und ethisch prinzipiell erfaßt er die Aufgabe der neuen Zeit, um Ziel und Wege für dieselbe klar zu legen. Auch da, wo er auf Schweizerische Zustände kommt, spricht er nur allgemeine Wahrheiten aus. „Die Mächte Europa's haben in unserer Schwäche die Rechte der Menschheit geehrt. Erste Männer des Vaterlands! Ehret wie sie die Rechte der Menschennatur in der Schwäche eurer Mitbürger!“ Das will er in dieser Schrift den maßgebenden Persönlichkeiten ans Herz legen, damit hat er gewissermaßen das Thema derselben ausgesprochen, das er, wenn auch mit oft abschweifenden Gedanken, so doch geistreich und gründlich durchführt.

Er knüpft an die Gedanken an, die er in den „Nachforschungen“ (Kap. 17) niedergelegt hatte. Es gibt ein doppeltes Fundament für die Bildung, ein sinnliches (thierisches) und ein geistiges und sittliches. Die Ausbildung des letzteren nennt er in seiner Vollendung die „Menschlichkeit“, d. i. das, was den Menschen

zum Menschen macht, was ihn über das Thier erhebt. „Der Mittelpunkt und das Wesen der Sorge und der Kunst der menschlichen Erziehung ist das Ziel, die Ansprüche unserer thierischen Natur dem höhern menschlichen Willen unsres Geistes und unsres Herzens zu unterwerfen.“ Die Menschenbildung aber wird vermittelt „durch den Genuß der Mutterforge, der Vaterliebe, der Bruderliebe, durch Gotteserkenntniß, Gottesglauben, Erkenntniß Jesu Christi.“ „Freund der Menschheit, siehe dich um und forsche, ob sich unser Geschlecht anders über sein sinnliches Verderben zur reinern Sittlichkeit erhebe, ob die höhern Kräfte unsres Geschlechts, die Kräfte unsres Geistes, unsers Herzens und unsrer Kunst anders als auf dieser Bahn sich allgemein menschlich entfalten!“ Dadurch allein wird eine wahrhafte „Volks- und Nationalkultur“ gegründet. „Volkskultur und Volksbildung sind bei der Hintanzetzung und Verwahrlosung des Volks, sind bei dem Mangel der naturgemäßen Entfaltung unserer Kräfte ein Traum. . . Wenn je ein Zeitpunkt in der Welt war, in welchem diese Gefahr dem Menschengeschlecht im Großen vor Augen gestellt war, so ist's der jetzige.“

Der innern Kultur setzt er das Civilisationsverderben entgegen, ein Gegensatz, der sich durch das ganze Buch hindurch zieht. Die innere Kultur kann nur durch Individualforge erreicht werden, nicht durch das Gesetz des Staates. „Die collective Existenz unsres Geschlechts kann dasselbe nur civilisiren, sie kann es nicht kultiviren.“ Civilisation ist ihm aber blos thierische Bildung. „Die thierische Bildung und der Mensch, der ihr Resultat ist — der blos civilisirte Mensch, ist allgemein, wo du ihn immer findest, oberflächlich in seinen Einsichten, schweifend in seinen Bestrebungen und einseitig verhärtet in seiner Kunst (seinen beruflichen Fertigkeiten, seinem Können). Er ist in seiner Liebe und in seinem Glauben nur sinnlich belebt, geistig und sittlich aber beschränkt, verwirrt und unbefriedigt. Allenthalben ist er unergriffen vom Wesen der Dinge, aber von ihrem Schein und dem Sinnenreiz ihrer wandelbaren Beschaffenheiten oft mächtig ergriffen.“

Er fürchtet, daß die Welt wieder in das Civilisationsverderben zurücksinken möchte, er fürchtet den „Moderantismus, der jetzt an der Tagesordnung ist.“ Damit hat er auf eine sehr vorsichtige und doch höchst bezeichnende Weise jenes Prinzip der Finsterniß bezeichnet, dem ein Stein zum Opfer fiel, gegen das Blücher auftrat, und das bald nach den Freiheitskriegen zur Herrschaft gelangte, jenes Prinzip, welches aller sittlichen Selbstbestimmung entgegensteht und das darum auch der Menschenbildung und der nationalen Kultur feindlich entgegen treten mußte. Pestalozzi hat damals ganz richtig vorausgesehen, was kommen würde. „Es ist traurig, aber die neuesten Begegnisse machen, daß ich es für mehr als möglich achte, daß wir den Birkel unsers bürgerlichen Verderbens nochmals durch-

laufen werden.“ Wir stehen heute noch in diesem Zirkel. Als Pestalozzi mehrere Jahre später die Schrift wieder drucken ließ, machte er den bedeutungsvollen Zusatz: „Ich habe nichts Neues zu sagen.“ Umsonst rief er seinen Zeitgenossen zu: „Wir sind gewarnt!“ — sie haben seine Warnung nicht gehört, man hört ja heute kaum auf seine Stimme, und das einfach darum, weil man ihn nicht versteht, oder auch nicht verstehen will. „Der Moderantismus, der die Gewalt schwächt und die Kultur höchstens nur halb will und dadurch den bloß civilisirten Staat zur physischen Abschwächung hinlenkt, führt auch den äußerlich stärksten Staat in den Zustand eines alten Mannes, von dem gesagt ist: Da du jung warest, gingst du hin, wohin du selbst wolltest, jetzt aber, da du alt bist, führt dich ein anderer, wohin er will, und du gehst mit ihm, wohin du nicht willst.“

„Die äußere Staatsmacht ist immer nur ein den Staatssegens schützendes Mittel, die innere Staatsmacht ist individuelle, sittliche geistige, häusliche und öffentliche Kraft der Bürger selber. . . Ruhe schwächt, nur die Anstrengung stärkt.“

Er blickt auf Deutschland, welches einen moralischen Einfluß auch auf die Schweiz ausübt. „Deutschland hat sich erhoben, sein alter Geist ist wieder rege geworden, aber es hat sein Tagewerk, sein großes, nicht vollendet. Wenn es jetzt still stände und nur Ruhe und Genuß suchend, wieder in seine alte Routine und Schlendrianschwäche versinken und den Moderantismus als das non plus ultra seines Strebens anerkennen würde, was hätte es gewonnen, was hätten wir gewonnen? Was wäre aus unserer Erhebung geworden?“ — Sein liebster Wunsch ist ihm, sein Vaterland als Eine vereinigte Eidgenossenschaft dastehen zu sehen — ein Wunsch, der noch lange nicht in Erfüllung gehen sollte.

Wenn er nun auch für Einlenkung der Gesetzgebung in die rechten Bahnen eintritt, so tritt er doch dem Grundsatz entgegen, als ob der Staat Alles in die Hand nehmen sollte; er will die Freiheit des Individuums gewahrt wissen, er verlangt Achtung des Volkswillens. „Wahre Achtung für den Volkswillen ist nicht Achtung für den Willen des Gefindels, sondern vielmehr das eigentliche innere Vorbeugungsmittel, daß der Volkswille nicht zum Gefindelwillen herabsinke, sondern sich fortdauernd in der reinen Würde des Nationalwillens ausspreche.“

Er macht sich damit an das schwierigste Problem der innern Staatsleitung: die Bestimmung des Verhältnisses der Freiheit des Einzelnen, wie der freien Bewegung der kulturwichtigen Vereinigungen zum Staatsganzen. Den Staat nennt er die collective, die freie Persönlichkeit die individuelle Existenz.

„Der Vorzug freier, oder welches im Wesen gleichviel ist, wahrhaft constitutioneller Verfassungen besteht bestimmt in der gesetzlich eingelenkten und constitutionell gesicherten Mäßigung der

kollektiven Ansprüche unseres Geschlechts, d. i. des Staates und seiner Behörden gegen die Ansprüche der Individualexistenz der Bürger.“

Das Kirchen-, Schul- und Armenwesen sieht er als „die Sache der individuellen Existenz unseres Geschlechtes an, d. h. er will diese auf geistigen und sittlichen Grundlagen ruhenden Beförderungsmittel des Menschensegens nicht durch das kalte Staatsgesetz in Bewegung gesetzt wissen, sondern durch den freien Willen der Individuen. „Die Angelegenheiten der Kirche, der Schulen und des Armenwesens können durchaus nicht einseitig als die Sache der kollektiven Existenz unfres Geschlechts angesehen werden, — ein Ausspruch, mit dem er zu Fichte in Gegensatz tritt —, sondern absolut als die Sache der Individuen und des heiligen höhern Interesses der Menschennatur, wie diese sich nur in den regsten nächsten Verhältnissen des häuslichen Lebens ausspricht.“

Aber er erkennt d.noch dem Staate das dominium supremum zu, der das Recht hat, die Güter (auch die geistigen), die der Religion dienen sollten und ihr nicht dienen, nicht fernerhin in den Klostermauern verfaulen zu lassen. In dieser Beziehung nimmt er selbst Bonaparte in Schutz. „Er mußte i.f eingreifen, weil Religion, Kultur und häusliches Leben durch die Selbstsucht unserer Civilisationsverhärtung in ihren Fundamenten erschüttert waren.“ Er spricht den wichtigen Grundsatz aus, daß jedes Recht, welches Privatleute oder Vereinigungen haben, seien sie, wer sie wollen, „nicht wider das Recht und die Bedürfnisse des Staates selber, nicht zur Untergrabung des öffentlichen Wohls und der allgemeinen Rechte der Staatsglieder mißbraucht werden dürfe.“

Das einzige Mittel, dem Staate wie dem Einzelnen zu helfen, liege in der Erziehung, und zwar in der naturgemäßen Bildung des Menschen zu seinem ihm von Gott gesteckten Ziele. Dazu müßten Alle enthusiastisch werden; es sei freie Sache jedes Einzelnen, nicht Gesetzessache des Staates. „Nein, nein! Es muß tief auf den menschlichen Geist und durch denselben, es muß tief auf das menschliche Herz und durch dasselbe gewirkt werden. Die Ueberzeugung davon muß bei den Edelsten der Nation erzielt, der Enthusiasmus der Nation muß dafür belebt und die Thätigkeit der Edelsten muß dafür angesprochen werden. Das allein kann helfen, aber es kann uns auch wahrhaft helfen.“

„Laßt uns Menschen werden, damit wir wieder Bürger, damit wir wieder Staaten werden können. . . Die Kunst, Mensch zu sein, Mensch zu werden und Mensch zu bleiben, die Kunst, den Menschen menschlich zu machen, diese Kunst, die du leugnest, unsinnig verkehrtes Geschlecht, und als nicht erfunden verhöhnt, ist Gott Lob nicht zu erfinden. Sie ist da, sie war da, sie wird ewig da sein. Ihre Grundsätze liegen unauslöschlich und unerschütterlich in der Menschennatur

selber. Sie sprechen sich in den Gesetzgebungen und Einrichtungen der Vorwelt, in allen Epochen der Geschichte, die sich als unverfälscht, als unverkünstelt, als kraftvoll, als menschlich auszeichnen, in Erfahrungen und Thatfachen entscheidend aus. In der Religion sind sie von den ersten Urkunden des menschlichen Glaubens an Gott an bis auf die höchste Beredlung desselben durch Jesum Christum als das Gesetz Gottes geoffenbart und haben sich in allen Epochen des Christenthums, die einen wirklich religiösen Geist an sich trugen, als praktisch ausführbar und als Grundsätze des von Gott befohlenen Pflichtlebens, des eigentlich göttlichen, des wahrhaft naturgemäßen, menschlichen Lebens unsres Geschlechtes erwiesen.“

Aber die im Civilisationsverderben versunkene Welt achtet die Individualberedlung unseres Geschlechtes nicht. Das zeigt sich auch in dem erhabenen, göttlichen Leben Jesu.

„Wenn Er die Kinder in seine Arme nahm und im Anblick ihrer Armuth und Unschuld den seligsten Genuß der veredelten Menschennatur erkannte, so fand die jüdisch gebildete Welt, er sei ein verächtlicher Volksphantast, dessen Ansichten außer und unter ihrer Beachtung lägen. Und wenn er von Maria, die sich zu seinen Füßen setzte, indessen Martha die Honneurs des Hauses machte, sagte, sie habe den bessern Theil erwählt, so achtete die gute, jüdische Hausmutter Martha für eine Tochter, die ihre Pflicht kenne und thue, und Maria für eine, die sie vielleicht auch kenne, aber nicht thue. Und hinwieder, wenn er den Großreichthum als ein fast unübersteigliches Hinderniß der Beredlung der Menschennatur erklärte, so glaubten die jüdischen Reichen, er verstehe weder Mosen noch die Propheten, und Salomon, der doch gewiß auch reich gewesen, habe weder durch seine Sprichwörter, noch durch sein Beispiel gelehrt, daß ein Jude zur Ehre Johova's so arm sein müsse, als das Gesindel, das dem Volksphantasten Jesus bis in die Wüste nachlaufe. Und wenn er das Volk in dieser Wüste um sich her versammelte und ihnen Fische und Brot, ohne daß sie es zahlen mußten, zukommen ließ, und sogar einen Zoller (Zöllner) von seinem Posten abrief, ohne sich darum zu bekümmern, ob derselbe wieder gut besetzt sei, so konnten weder die römischen, noch die jüdischen Beamten als solche glauben, er thue Unrecht, er störe die öffentliche Ordnung und Ruhe, seine Lehre sei irrig, sein Beispiel gefährlich und seine Handlungsweise sträflich.“

So viel über den Hauptinhalt dieser gehaltreichen Schrift, die bisher viel zu wenig gewürdigt worden ist. Ich möchte dieselbe als Pestalozzi's politisches Testament bezeichnen, dessen Segensquellen in ihrem ganzen Umfange der Menschheit auch nach einem Zeitraume von mehr als 50 Jahren noch nicht eröffnet sind.

Ich führe nur noch einige einzelne bedeutungsvolle Gedankenreihen daraus an.

So sagt er über die geschichtliche Entwicklung der Religion: „Von der indischen, die Menschennatur an sich noch nicht höher hebenden Anbetung jedes Ehrfurcht erregenden Gegenstandes stieg sie zur Erkenntniß eines einzigen Gottes, dann von der noch unbelebten Erkenntniß eines einzigen Gottes zum hohen sich aufopfernden Glauben Abrahams, vom hohen Glauben Abrahams zum Gehorsam des Gesetzes, das Gott durch Mojen gegeben, vom Gehorsam des Gesetzes zur erweiterten Kenntniß Gottes und des Wesens der Religion durch den Sänger David und die Männer Gottes, die jüdischen Propheten, von diesen zur Erhebung des Menschengeschlechts über alles Außere der Formen des Gottesdienstes und aller Religionen zu ihrem ewigen, innern, unwandelbaren Wesen, zur erleuchteten Freiheit des Glaubens, die uns durch Jesum Christum gegeben ist.“

Ueber die Volksschule seiner Zeit sagt er: „Auch die Volksschulen sind fern davon, die Bedürfnisse der Zeit befriedigen zu können, sie sind fern davon, mit den Bildungsmitteln des häuslichen Lebens in Uebereinstimmung stehende Kraftübungen des menschlichen Geistes und der menschlichen Kunst (des Könnens) zu sein. Ich möchte sagen, die Wohnstubenkraft ist im Allgemeinen vom Dorfschulmeister an bis auf den Kultusminister hinauf außer den Kreis dieses Personals gefallen. Eine Menge Menschen trösten sich damit, wenn nur das Christenthum recht gelehrt werde, so sei für alles Andere schon gesorgt. Aber es ist ganz in den Tag hinein geredet, wenn man den wirklichen Mangel des Menschlichen in den Schulen mit dem leeren Maulbrauchen über das Göttliche entschuldigen und bedecken will. Wahrlich, es ist eine Lästerung gegen das Göttliche, seinen Trugschein als einen Freibrief für den Mangel des wirklich wesentlichen Menschlichen geltend zu machen. Das Christenthum, das wahre, ist die vollendetste Lebenssache, die die Welt je aufzuweisen vermag. Die unchristliche Verwahrlosung der Kinder des Volks für alles Sein und Thun des Lebens mit dem Auswendiglehren eines unverständlichen Katechismus und ebenso unverständenen Ave Maria zu entschuldigen und damit seinen Mangel ersetzen zu wollen, dazu braucht's freilich viel Unverschämtheit oder einen Hintergrund, der noch schlimmer ist, als die Unverschämtheit der Unwissendsten.“

Vierunddreißigstes Kapitel.

Die Ausgabe der sämmtlichen Werke Pestalozzi's.

Schon zu Ende des 18. Jahrhunderts hatte Pestalozzi den Entschluß gefaßt, seine Schriften gesammelt herauszugeben und den Erlös dafür den Zwecken einer Armenerschulungsanstalt zu opfern. Im März 1817 veröffentlichte Pestalozzi einen Aufruf „ans Publikum“, worin er das Erscheinen seiner sämmtlichen Schriften ankündigt und um Unterstützung seines Unternehmens bittet, damit „ich in meinen alten Tagen noch zu der Ruhe und Befriedigung gelange, wodurch ich allein in den Stand gesetzt werden kann, auch meine noch übrige Zeit den Endzwecken meines Lebens noch mit einiger Hoffnung eines guten Erfolgs widmen zu können.“ In der Anrede an die „Freunde der Menschheit“ sagt er weiter, daß das Bedürfniß, seine Versuche fortzusetzen und tiefer zu begründen, jetzt dringender als je sei, da die Noth der Armen jetzt schauerlich sei. Aber auch der Sinn einer größeren Sorgfalt für dieselben sei erwacht, doch sei Gefahr vorhanden, „daß ein babylonischer Wohlthätigkeitsthurm errichtet werde, der mit Mitteln nach dem Himmel hinauf zu steigen strebe, die sich endlich nie über die Wolken erheben. Wahrlich, die erwachende Wohlthätigkeit bedarf einer höhern Richtung, und es erhebt mein Herz, diese Richtung im Geist und im Herzen der Edlern meines Geschlechts allgemein mit einer Kraft hervorzubringen zu sehen, wie ich es in meinem Leben nie gesehen, und ich hoffe, mein Zeitalter werde es mir nicht verargen, wenn ich auch in meiner Altersschwäche noch sehr daran hänge, auch mein Scherlein zum Hervorzubringen des bessern Tages, dessen Morgenröthe wir sehen, beitragen zu können. Nein, mein Zeitalter verargt mir das nicht. Ich weiß es, es bietet mir dafür liebreich die Hand. Selbst die ersten Monarchen muntern mich wohlthätig und theilnehmend auf, das, was ich der Menschheit noch leisten könnte, nicht mit mir vergraben zu lassen, und gehen mit ihrer Handbietung dem Publikum voran.“

Wozu er diese Mittel verwenden wollte, ist schon bei der Erwähnung der Rede von 1818 gesagt: er wollte eine Armenerschulungsanstalt errichten. Der Kaiser von Rußland theilte sich an der Subscription mit 5000 Rubeln, der König von Preußen mit 400 Thalern, der König von Baiern mit 700 Gulden, andere fürstliche Personen, wie die Königin von Württemberg, der König der Niederlande, die Königin von Schweden, die Herzogin von Curland u. a. durch Abonnement auf mehrere Exemplare seiner Werke.

Dieselben erschienen denn auch in 15 Bänden in den Jahren 1819 bis 1826. Leider aber war diese Ausgabe so mangelhaft,

daß sie ein richtiges und umfassendes Bild von dem innern Leben Pestalozzi's nicht gibt. Denn es fehlen nicht nur viele Schriften Pestalozzi's in dieser Ausgabe, es sind auch Schmid'sche Arbeiten darin aufgenommen (der 14. und fast der ganze 15. Band), einige Schriften aber sind in der Ueber- oder besser Umarbeitung Niederers, mit ruhmredigen Zusätzen versehen, gegeben, und gerade diese lesen sich am leichtesten, — so daß also diese Ausgabe die Ideen Pestalozzi's in ihrer ursprünglichen Klarheit nicht enthält. Das Hauptwerk, Lienhard und Gertrud, ist in dieser Ausgabe ein Fragment geblieben; auch die Anordnung läßt sehr viel zu wünschen übrig.

Fast alle Biographen beklagen die Mangelhaftigkeit dieser Ausgabe und wünschen eine vollständige und revidirte und es bleibt allerdings zu verwundern, daß in unserer Zeit, wo die Werke so vieler, auch unbedeutenderer Schriftsteller neu aufgelegt wurden, die gewaltigen und ursprünglichen Geistes schöpungen Pestalozzi's fast vergessen schienen. Auch ich hatte den Mangel einer korrekten Ausgabe der Werke Pestalozzi's bei meinen Studien sehr empfunden und hegte schon lange den Wunsch, demselben durch eine neue Ausgabe derselben möglichst abzuhelpfen. Da wendete sich im Jahre 1867 der Verlagsbuchhändler, Herr Stadtrath A. Müller zu Brandenburg a. S. an mich mit der Anfrage, ob ich nicht einen Auszug aus Pestalozzi's Werken liefern wolle. Ich betonte dagegen die Nothwendigkeit der Herstellung einer Ausgabe sämtlicher Werke, worauf der Herr Verleger den Verlag übernahm.

Zwar hatte ich schon manche Schriften gesammelt; als ich aber an die Ausgabe ging, sah ich erst, wie viel mir noch fehlte. Manches konnte nur mit Schwierigkeiten herbeigeschafft werden und mir allein wäre manches verborgen geblieben, wäre ich nicht durch Herrn Seminardirektor Mors, wie auch von andern Gelehrten der Schweiz so freundlich und bereitwillig unterstützt worden. Jetzt sah ich wohl ein, warum sich Niemand an eine neue Herausgabe der Werke Pestalozzi's gemacht: der Schwierigkeiten waren zu viele, und auch ich wäre davor zurückgeschreckt, hätte ich sie in ihrem Umfange gekannt. Es existirt nirgends ein vollständiges Verzeichniß der Schriften Pestalozzi's; es mußte erst nach ihrer Existenz geforscht werden, wozu theils Pestalozzi's Schriften selbst, theils Schriften über ihn Anhaltspunkte lieferten; es mußte und muß noch in gleichzeitig erschienenen Blättern nach Anzeigen und Rezensionen gesucht, es müssen Bibliotheken und Antiquariate durchforscht werden; manche der Schriften Pestalozzi's tragen dazu gar nicht den Namen des Autors, so daß noch weitere kritische Untersuchungen nothwendig werden.

Die neue Ausgabe der sämtlichen Werke Pestalozzi's, begonnen im Jahre 1869, naht jetzt ihrem Ende; sie umfaßt 16 Bände, deren mehrere stärker, als die früheren sind, und kostet 10 Thaler. Sie enthält folgende Schriften Pestalozzi's, deren vierter Theil etwa

in der frühern Ausgabe fehlte; letztere sind mit einem * Stern bezeichnet.

- I. Band. *Abendstunde eines Einsiedlers. Rienhard und Gertrud. 1. Theil.
- II., III. u. IV. Band. Rienhard und Gertrud. 2.—4. Theil, nach der Cotta'schen Ausgabe.
- V. Band. *Rienhard und Gertrud. 5. Theil, nach der 1. Ausgabe von 1787.
- VI. Band. *Preisschrift über die Aufwandgesetze. Christoph und Else.
- VII. Band. *Ein Schweizer Blatt.
- VIII. Band. Ueber Gesetzgebung und Kindermord.
- *Agis.
- *Kleinre Schriften aus den Jahren 1775—1780.
- IX. Band. Fabeln.
- X. Band. Nachforschungen.
- *Revolutionschriften.
1. Ein Wort an die gesetzgebenden Rätthe Helvetiens.
 2. Ueber den Zehnten.
 3. Wach auf, Volk!
 4. An mein Vaterland. Am 24. August 1798.
 5. An Helvetiens Volk.
 6. Stücke aus dem helvetischen Volksblatt. Aus der Einleitung. — Revolutionskizzen. — Montag, den 10. Herbstmonat, am Morgen. — Von der Hoffnung auf Hülfe vom Kaiser. — Ein Wort über die angetragene französische Werbung. —
- *Ansichten über Gegenstände, auf welche die Gesetzgebung Helvetiens ihr Augenmerk vorzüglich zu richten hat.
- XI. Band. Ueber den Aufenthalt in Stanz.
- XII. Band. Wie Gertrud ihre Kinder lehrt.
- XIII. Band. An die Unschuld, den Ernst und Edelmutb meines Zeitalters und meines Vaterlandes.
- XIII. Band. Reden an mein Haus 1808—1812.
- *An Herrn Geheimrath Delbrück.
- *Pestalozzi ans Publikum.
- Rede an mein Haus den 12. Jänner 1818.
- Ein Wort über den Zustand meiner pädagogischen Bestrebungen (1820).
- Oeffentliche Erklärung.
- Ansichten über Industrie, Erziehung und Politik.
- XIV. Band. Schwanengesang.
- XV. Band. *Meine Lebensschicksale.
- Rede, als Präsident der helvetischen Gesellschaft, den 26. April 1826 in Langenthal gehalten.

*An Helvetiens Volk (1798); erst später aufgefunden.
XVI. Band. *Der natürliche Schulmeister. (Aus dem Manuskript gedruckt.)

*Ueber den Ursprung der französischen Revolution.
(Aus dem Manuskript gedruckt.)

*Fragment der Weihnachtsrede von 1810.

Aus der Cotta'schen Ausgabe sind außer den Schmid'schen Schriften (Zahl, Form- und Größenlehre) folgende beiden nicht in die neue Ausgabe aufgenommen:

1. Ueber die Idee der Elementarbildung (Lenzburger Rede).
2. Ansichten und Erfahrungen, die Idee der Elementarbildung betreffend,

welche Pestalozzi selbst als allgemeinen Ausdruck der Ansichten der damals mit ihm verbundenen Freunde und nicht als seine persönlichen Aufsätze bezeichnet; sie sind beide wohl ursprünglich von Pestalozzi verfaßt, aber von Niederer gänzlich umgearbeitet und erweitert!

Es erschienen in den Jahren 1805—1826 überhaupt noch manche Schriften unter Pestalozzi's Namen, welche fast nur von seinen Mitarbeitern herrühren; so die Elementarbücher, worunter das viel angegriffene „Buch der Mutter“, welches von Krüsi verfaßt ist, nur einzelne Theile daraus gehören Pestalozzi an; ferner „die Wochenschrift für Menschenbildung“, 1807—1812 von Niederer herausgegeben; Erklärung gegen Herrn Chorberrn Bremi's drei Duzend hürklische Zeitungsfragen; endlich noch einige von Niederer überarbeitete Stücke in Harnisch: „Schulrath an der Oder“, die auch unter dem Namen „Pestalozzi'sche Blätter“ nach 1828 erschienen sind. Gern würde ich auch diese von Niederer überarbeiteten Schriften Pestalozzi's den sämtlichen Werken als Anhang beifügen, wenn sich die nöthige Anzahl Subscribenten fände. Sie würden etwa 2 Bändchen füllen.

Noch habe ich von zwei Schriften Pestalozzi's aus dem Jahre 1798 Kunde, deren Auffindung mir aber bis jetzt noch nicht gelungen ist: „dem Zuruf an die Bewohner der vormals demokratischen Cantone“ und „Ueber die gegenwärtige Lage und Stimmung der Menschheit.“ Auch soll er in jener Zeit ein „Zehntenblatt“ herausgegeben haben.

Auch hatte Pestalozzi noch mehrere Manuskripte hinterlassen, unter anderen den 5. Theil zu Lienhard und Gertrud und die Grundzüge zum 6. Theile. Leider scheinen alle diese Manuskripte verloren. Nach einer Benachrichtigung des Urenkels Pestalozzi's, Herrn Obrist Karl Pestalozzi, Professor am eidgenössischen Polytechnikum zu Zürich, wurden diese sämtlichen Manuskripte 1840 nach Paris an Joseph Schmid geschickt, der sich damals dort aufhielt, zu dem Zwecke, eine neue Ausgabe der Werke Pestalozzi's zu veranstalten, doch soll die Kiste, in der sie wohl verpackt waren, nur bis Mühl-

hausen im Elsaß gekommen und dann ihre Spur verloren gegangen sein, so daß auch amtliche Nachforschungen über deren Verbleib nichts haben ermitteln können. Es scheint indeß, als sollte die Spur doch noch aufgefunden werden können; doch kann ich vor der Aufhellung der ganzen Sache nichts weiter darüber veröffentlichen. Auch an einem andern Orte sollen sich noch Manuskripte Pestalozzi's befinden, worüber ich jedenfalls weitere Nachforschungen anstellen und seiner Zeit das Nähere veröffentlichen werde. —

Auch Niederer hatte noch einige Manuskripte Pestalozzi's, namentlich zu den Werken, die er selbst umarbeitete. Dieselben befinden sich in den Händen der Frau a. Bürgermeister Dr. Zehnder-Stadlin in Zürich, welche danach ein Werk über Pestalozzi vorbereitet.

Jedenfalls betrachte ich meine Arbeit mit der Vollendung der neuen Ausgabe der Werke Pestalozzi's noch nicht abgeschlossen; ich muß und werde ihr Zeit meines Lebens meine Aufmerksamkeit und Sorgfalt, sowohl was die Werke Pestalozzi's selbst betrifft, als auch in Bezug auf seine Lebensumstände, die in einzelnen Punkten noch sehr der Aufklärung bedürfen, zuwenden.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Die Lebensschicksale und der Schwanengesang.

Pestalozzi's Anstalt gerieth mehr und mehr in Verfall; Schmid war nicht der Mann, der die Anstalt halten konnte, und Pestalozzi hatte, trotzdem er glaubte, zu regieren, dennoch das Regiment nicht in den Händen. Er sagte von sich selbst in der Rede von 1818: „Ich sollte den Abt im Kloster vorstellen und tauchte in gewissen Rücksichten mehr zum Klosteresel oder wenigstens zum Klosterschaf, als zum Klosterabt. Freunde, ich rede frei heraus.“

Am 17. März 1824 gab Pestalozzi eine „öffentliche Erklärung“ ab, worin er sagt, der unselige Kampf mit Niederer habe alle Hoffnungen und Mittel, seine Lebensbestrebungen zu realisiren, untergraben, ja zernichtet. „Ich hoffe, das Publikum theile den Schmerz mit mir, daß ich mich genöthigt sehe, meine projektirte Stiftung, von der ich mir so viel Segen versprach, durch diese berührten Umstände als völlig vereitelt und mich als gänzlich unfähig (d. h. als gänzlich außer Stande) zu erklären, die Verpflichtungen, die ich diesfalls mit so viel Hingebung und Aufopferung über mich genommen, wirklich erfüllen zu können.“

Pestalozzi löste, nachdem Schmid auf den Betrieb Niederers von der Regierung des Kantons Waadt verwiesen war, seine An-

stalt im Frühjahr 1825 auf und zog sich auf sein Gut NeuhoF zurück, das sein Enkel Gottlieb, der Schmid's jüngere Schwester geheirathet hatte, bewirthschaftete. „Das Unternehmen, in dessen tausendfachen Wirbeln ich bis auf die Kunde seiner erreichten Endschafft fortschwimmen mußte, wohin mich die Gewalt meines Lebensstromes fortriß, ist durchaus nicht als das Werk meines Herzens, ja nicht einmal als das Werk meiner Traumsucht (als sein Ideal) anzusehen. Ich träumte in meinem Leben nie, was ich unter den Umständen und Verhältnissen, an die ich angefettet war, gleich kopflos und zum Theil beinahe auch herzlos (d. h. gegen die in seinem Kopfe und seinem Herzen liegenden Gedanken und Wünsche) mit Händen und Füßen und noch mit etwas mehr mitmachen und mit befördern mußte. Wahrlich, ich war auf der Galeerenbank meines Instituts selber vielseitig außer mich selbst und außer die Eigenheit der Kräfte und Anlagen so viel als ganz hinausgeworfen und wurde dabei noch wider mich selbst mißbraucht.“

Ueber seine Stimmung bei Auflösung seiner Anstalt schreibt er: „Wahrlich, es war mir, als mache ich mit diesem Rücktritte meinem Leben selbst ein Ende, so weh that er mir.“

Pestalozzi hatte bei allen öffentlichen Angriffen und den durch die Streitereien herbeigeführten Aergernissen still geschwiegen; die dadurch hervorgerufenen widersprechenden, oft ungünstigen Urtheile, die noch dazu durch die Auflösung seiner Anstalt verstärkt wurden, bewogen ihn endlich, „über diesen Gegenstand öffentlich helles Licht zu verbreiten.“ Er that dies in der abgesondert von seinen sämtlichen Werken erschienenen Schrift: „Meine Lebensschicksale als Vorsteher meiner Erziehungsanstalten in Burgdorf und Yferten.“ — „Ich bin diese Aufklärung“, heißt es in der Vorrede, „mir selbst und den sowohl lebenden, als gestorbenen Gliedern meines Hauses, die im Drange und im Unglück meiner Bestrebungen vielseitige Leiden mit mir erduldeten, schuldig.“

Die „Lebensschicksale“ berühren sein eigentliches, inneres Leben und Streben weniger, sie geben nur die Entwicklung und die Gründe des Verfalles seiner Erziehungsanstalten in Burgdorf und Yferten, und sind deshalb für die Darstellung der Lebensumstände Pestalozzi's von großer Wichtigkeit, wie ich sie denn auch in meiner Darstellung vielfach benutzt habe. Ich darf deswegen auch über diese Schrift kürzer hinweggehen. Ich führe nur ein Wort eines Mitarbeiters über diese Schrift an, des nachherigen Geheimen Schulrathes und Professors Dr. Blochmann, welcher 8 Jahre lang, von 1809—1817, bei Pestalozzi verweilte und die in den Lebensschicksalen niedergelegten Thatsachen theilweise selbst mit erlebt, also das competenteste Urtheil hat. Er sagt: „In den Lebensschicksalen spricht er große, ergreifende Wahrheiten aus, und ich halte dafür, daß Jeder, der Pestalozzi näher stand und längere Zeit seinem Lebensgange folgt, von der Richtigkeit der darin niedergeleg-

ten Ansichten im Wesentlichen überzeugt sein, aber zugleich auch erkennen wird, daß ein zweifacher großer Wahn sich durch das Ganze derselben hindurch zieht: die Ungerechtigkeit gegen sich selbst und die Bedeutung seiner Erziehungsunternehmung in Yverdon und die blinde Hartnäckigkeit, mit der er Schmid's Thun maßlos überschätzt und den Gehalt seines Charakters und seinen innern Werth um der scheinbaren Treue kindlicher Anhänglichkeit willen gänzlich verkennt. Indem er mit seltener Demuth sich als den Grund der in sich nothwendigen Auflösung seines Werkes bezeichnet, vergißt er zu erkennen, wie mächtig doch in seiner Schwäche Gottes Kraft und Gnade mit ihm gewesen, und wie viel Herrliches und Bleibendes kraft derselben nicht nur in Auffindung und Bearbeitung wesentlicher Mittel der Elementarbildung, sondern vor Allem in heilsamer Anregung so vieler Hunderte zu fortgesetzter geistig-kräfziger Wirksamkeit auf dem angebahnten Pfade durch ihn vollbracht wurde."

Sein „Schwanengesang“ gibt uns im Gegensatz zu den Lebensschicksalen Aufklärung über seine innere Entwicklung, die Entwicklung seines Geistes und seines Charakters; wegen der psychologischen Tiefe und Wahrheit sowohl, als wegen der Aufschlüsse, die wir dabei über seine Lebensumstände erhalten, gehört diese Schrift mit zu den wichtigsten, die er verfaßt hat. Der Hauptzweck des Schwanengesanges aber besteht darin, daß er den Schatz seiner Ideen und der durch seine Versuche gewonnenen Erfahrungen in kräftigen Zügen zusammenfaßt und so der Welt als heiliges Vermächtnis hinterläßt. „Ich bin nur achtzig Jahre alt“, sagt er in der Vorrede, „und in diesem Alter hat jeder Mensch Unrecht, wenn er sich nicht jeden Tag so viel als auf dem Todtbette liegend ansieht. Ich habe das seit einiger Zeit mehr als je gefühlt. Ich wollte also nicht länger säumen, dem Publikum sowohl über meine diesfälligen Erfahrungen, als über ihre gelungenen und mißlungenen Resultate noch vor meinem Absterben eine soviel mir möglich klare und bestimmte Rechenschaft zu geben. Ich gab meiner Schrift deshalb auch den Titel, den sie trägt.“

Er beginnt mit der Elementarbildung, deren Wesen er auseinandersetzt. Sie ist ihm die Idee der Naturgemäßheit in der Entfaltung und Ausbildung der Anlagen und Kräfte des Menschengeschlechts; sie strebt nach Vollkommenheit, nach Vollendung der menschlichen Kräfte, nach Herrschaft des Geistes über das Fleisch. Dem Gange der Natur liegen unabänderliche Gesetze zu Grunde. Die Kräfte müssen harmonisch ausgebildet werden, sonst geht die Menschlichkeit verloren. „Jedes einseitige Uebergewicht in der Bildung unserer Kräfte führt zum Selbstbetrug grundloser Annahmen, zur Mißkennung seiner Schwächen und Mängel und zur harten Beurtheilung aller derer, die nicht mit den irrthumsvollen Ansichten unserer Einseitigkeit übereinstimmen.“ Zwar entfalten sich die menschlichen Kräfte auch ohne Kunst, aber oft einseitig und gehemmt,

daher die Handbietung einer erleuchteten Liebe dazu treten muß, welche jene Erziehungskunst hervorbringt, zu der die Menschen durch die Jahrtausende geführt worden sind. Diese Entfaltung der Kräfte geschieht aber nicht durch das Wissen über die Entfaltung derselben, sondern durch den Gebrauch.

Er geht dann über zur Entfaltung der verschiedenen Kräfte zur sittlichen, geistigen und häuslich-bürgerlichen (Kunst-) Bildung.

Den Grund zur sittlichen Bildung muß die Mutterliebe legen, wie er dies schon in der Schrift: „Wie Gertrud“ dargelegt hat. Er verlangt Ruhe in der Bildung, denn die Unruhe entfaltet nur die Reime der sinnlich-physischen Selbstkraft, daher sollen die Bedürfnisse des Kindes wohl befriedigt, aber nicht durch sinnliche Genüsse gereizt werden.“ „Die Thörin, die, in welchem Stande sie auch sei, ihr Kind täglich mit sinnlichen Genießungen überfüllt, bringt thierische Unnatur nach Gelüsten in dasselbe, die kein reales Fundament in den Bedürfnissen der Menschennatur haben, sondern vielmehr in ihren Folgen der soliden Befriedigung derselben unübersteigliche Hindernisse in den Weg zu legen geeignet sind, indem sie die Kräfte, deren es zur sichern und selbstständigen Befriedigung dieser Bedürfnisse durch sein Leben unumgänglich bedarf, in ihm schon in der Wiege untergraben, verirren und erlahmen machen und dadurch in ihm leicht und beinahe nothwendig zu einer unversieglichen Quelle immer wachsender Unruhen, Sorgen, Leiden und Gewaltthätigkeiten ansarten. Die wahre mütterliche Sorge für die erste, reine Belebung der Menschlichkeit im Kind, aus der das höhere Wesen seiner Sittlichkeit und Religiosität hervorgeht, beschränkt seine Sorgfalt auf die reelle Befriedigung seiner wahren Bedürfnisse. Die erleuchtete und besonnene Mutter lebt für ihr Kind im Dienst ihrer Liebe, aber nicht im Dienst seiner Laune und seiner thierisch gereizten und belebten Selbstsucht.“

Die intellektuelle Bildung muß von der Anschauung ausgehen und sich in der Sprache darstellen; sie ist also wesentlich Ausbildung der Sprachkraft, die auch die Zahl- und Formenlehre zu ihren Mitteln zu wählen hat. (Es wurde ja in den damaligen Volksschulen so gut wie gar nicht gerechnet!)

Die Fertigkeiten als die Kunst, die Produkte des menschlichen Geistes äußerlich darzustellen und den Trieben des menschlichen Herzens äußerlich Erfolg und Wirksamkeit zu verschaffen, beruhen wesentlich auf der geistigen Ausbildung.

Die Unterrichtsmittel müssen Entfaltungsmittel der menschlichen Kräfte sein, und nicht Mittel der Einübung und Abrihtung zu Kenntnissen und Fertigkeiten. Sie sind so verschieden, als die Gegenstände der Welt, auf deren Erkenntniß und Benutzung unsere Kräfte angewandt werden. Trotz ihrer Verschiedenheit stehen sie unter einer Einheit als Entfaltungsmittel.

In der Idee der Elementarbildung liegt eine ewige Entwicklung, sie liegt in der Menschennatur selbst. „So wie sie in ihrer Vollendung nirgends ist, so ist sie im Stückwerk ihrer Erscheinungen und ihres Nachstrebens allenthalben sichtbar. Ihre allgemeine Mißkennung ist Mißkennung alles Göttlichen und Ewigen, das in der Menschennatur liegt.“

„Das Leben bildet“; dieser Grundsatz wird mit Bezug auf die verschiedenen Grundkräfte der Natur durchgeführt. „Der ganze Umfang der elementarischen Bildungsmittel ist nichts anderes, als ein psychologisch mit Sorgfalt und Umfassung bearbeiteter Kunstzusatz zum Gange der Natur in der Entfaltung und Ausbildung unserer sittlichen, geistigen und physischen Kräfte, und eine psychologisch begründete Nachhülfe ihres diesfälligen guten Thuns selber.“

„Der Mann, der sich annimmt, irgend eine Wissenschaft, eine Kunst oder einen Beruf naturgemäß zu lehren, muß beides, die vollendete Erkenntniß der elementarischen Ausbildungsmittel unserer Kräfte und Anlagen, und die vollendete Erkenntniß der Kunst und Wissenschaft, die er seinem Zögling einüben will, in sich selber vereinigt besitzen.“

„Die Elementarbildung allein führt zum Segen aller Stände und ist also das Fundament aller Staatskraft, aller Staatsruhe und alles Staatssegens.“

Die Bestrebungen der Elementarbildung können nur im Glauben und in der Liebe gedeihen. „Selbst die alten Griechen erkannten das Bedürfniß des innigen Zusammenhanges der Liebe und des Glaubens mit den naturgemäßen Entfaltungsmitteln der menschlichen Denkkraft. Ihr *ἀληθεύειν εν ἀγορῇ*, ihr „der Wahrheit in Liebe nachforschen“ spricht bestimmt aus, daß sie das bloße, von der Geisteskraft allein belebte Forschen nach Wahrheit für die Erkenntniß des Menschlichen in der Wahrheit nicht als genugthuend erkannten.“

Es können zwar auch Scheinresultate erzeugt werden, die den Unerfahrenen täuschen, diese aber können die Menschennatur nicht befriedigen. „Es ist unwidersprechlich, daß die elementarischen Kunstbildungsmittel nur in Verbindung mit der heiligen Sorgfalt für die naturgemäße Entfaltung des Glaubens und der Liebe auf eine, die Menschennatur im Ganzen befriedigende Weise und mit gesegnetem Erfolg gegeben werden können; wenn sie aber beim Mangel dieser belebenden Bildungsmittel gute Resultate hervorzubringen scheinen, so sind das eben nur Scheinresultate, welche die Menschennatur nicht befriedigen können, sondern segenslos und sogar naturwidrig auf den ganzen Umfang der naturgemäßen Erziehung einwirken müßten.“ „Die wahre Erhebung der Geisteskraft zur Menschlichkeit geht wesentlich aus Liebe und Glauben hervor. Ohne Liebe und ohne Glauben mangelt der Anfang des Fadens, von dem allein alle Entfaltung zur Menschlichkeit ausgeht,

fortschreitet und endet. Mit einem Wort: Glaube und Liebe ist das A und das O der naturgemäßen Bildung zur Menschlichkeit.“

Es gibt nur eine Elementarbildung; leider aber hätten unsre Zeitsitten und Zeitgrundsätze in die Fundamente der städtischen Schulen eine ausschweifende Disharmonie gebracht. In vielen Städten würden die Einwohner auch in Bezug auf ihre Bildung in ein schwelgendes Prunkgesindel und in ein tief in die Noth getretenes Bettelgesindel eingetheilt; die Bessern vermöchten nichts dagegen. Die Bürgerschulen müssen mehr auf die bürgerlichen Berufsarbeiten, die Gelehrtenschulen auf das tiefere Ergreifen und Erforschen der Erkenntnißgegenstände Rücksicht nehmen. Aber die Anfangspunkte der gemeinen Erkenntnisse müssen allen Ständen gleich gegeben werden, denn das innere Wesen der Elementarbildung ist an sich ewig und unveränderlich. „Der Weg der elementarischen Verstärkung der menschlichen Kräfte ist der Weg der Natur. Er ist göttlich gegründet und das Gift des Verkünstlungsverderbens, deren Opfer die Welt zu werden gefahret, hat in unserer Zeit und in unserer Mitte unendlich tiefe Wurzeln gefaßt.“

„Kommen dann also elementarisch gebildete, angehende Jünglinge aus der Knabenschule in höhere wissenschaftliche Bildungsanstalten, oder als Lehrlinge in die Werkstätten bürgerlicher Berufe, so sind sie durch die naturgemäße Führung ihres Kindes- und ihres Knabenalters in einem hohen Grad fähig gemacht, diese Anstalten und Werkstätten für ihr künftiges Leben segensvoll zu benutzen.“ Werden aber die Kinder nur unterrichtet oder richtiger abgerichtet, muß der Lehrer, um auch nur einen Scheinerfolg seiner Unterrichts- und Abrichtungsmittel sicher zu stellen, zu den unnatürlichsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, und treten nun solche „erziehungshalber nicht nur verwahrloste, sondern selber mißbildete Kinder in die verschiedenartigen Bildungs- und Unterrichts-Anstalten für das wissenschaftliche oder praktische bürgerliche Leben: so ist die in diesem Zeitpunkt sehr belebt wachsende Kraft ihrer physischen Entfaltung sehr geeignet, allen Reizen der Zügellosigkeit, Selbstsucht und Frechheit und Gewaltthätigkeit des sinnlichen Lebens und seiner thierischen Ansprüche in einem hohen Grade starke, leidenschaftliche und gefährliche Nahrung zu geben und sie dahin zu führen, auf das Fundament oberflächlicher Kenntnisse, unreifer Entfaltungen und halberlerner Kunst- und Berufsfertigkeiten anmaßungsvolle, alle Subordination mißkennende und auf leere Lustschlösser gebaute Ansprüche zu machen, deren Folgen wir in unserem Zeitalter in einem hellen Licht oder vielmehr in grellen Erscheinungen als eine Hauptursache des vielseitigen Unglücks unserer Tage erkennen gelernt haben.“

Diese Worte haben ihre sehr große Bedeutung auch noch für unsere Zeit!

Der Geist der Elementarbildung muß auf sittlicher Grundlage

ruhen, dadurch wird er der Anfangs- und Mittelpunkt der Vereinigung aller Segensfundamente, die in unserer Natur liegen.

Damit kommt er auf die sittlich-religiöse Bildung. „Sie setzt die Bildung des Gemüthes voraus, die die erste segensvolle menschliche Handbietung zur Entfaltung der sittlich-religiösen Anlagen ist.“ Weit erfernt, daß sie zu bloßen moralischen Wortlehrern und einseitig geistiger Auffassung derselben hinlenke und durch das Auswendiglernen mühsamlich eingeübter, rabbinisch erläuteter, sektenartig belebter und kollektiv verhärteter Religionsmeinungen den heiligen Samen der wahren Religion in unbebauten Boden, zwischen Dornen und Disteln und in Wegen, wo ihn die Vögel auffressen und die Menschen zertreten, hinwerfe, ist sie im Gegentheil geeignet, die wahren und ewigen Fundamente des Glaubens und der Liebe von der Wiege an durch thatächliche Belebung ihrer selbst zu entfalten und das Emporheben der sinnlichen menschlichen Liebe und des sinnlichen menschlichen Glaubens zur höhern göttlichen Liebe und zum wahren Glauben naturgemäß zu begründen. Je tiefer wir die Idee der Elementarbildung in ihrer Wahrheit und in ihrer Kraft von dieser Seite ins Auge fassen, desto mehr fällt es auf, daß sie in ihrem Wesen Geist und Leben ist, und in ihren Mitteln als eine aus Glauben und Liebe hervorgehende und im Glauben und in der Liebe einwirkende, menschliche Handbietung und Vorbereitungsweise zum wahren christlichen Fühlen, Denken und Handeln anzusehen ist und anerkannt werden muß; es fällt auf, daß sie geeignet ist, Alles, was uns die Religion als Pflicht gebietet und soweit dieses durch die Kraft menschlicher Mitwirkung erzielt und befördert werden kann, von der Wiege an einzuüben, habituell und gleichsam zur andern Natur zu machen.“

„Die Religion, die an sich selbst von einem höhern Standpunkte ausgeht, benutzt, vollendet und heiligt alle Resultate der menschlichen Kunst (des menschlichen Könnens, der Berufsthätigkeit) zur Begründung der sittlichen Angewohnungen, die sie uns unumgänglich zur Pflicht macht. Aber von sich selbst gibt sie uns diese Angewohnungen nicht. Die Religion bildet an sich keinen Kaufmann, keinen Gewerbsmann, keinen Gelehrten und Künstler. Aber sie vollendet, was sie nicht gibt; sie heiligt, was sie nicht erschafft, und segnet, was sie nicht lehrt. Sie begründet, entfaltet und sichert die Gemüthsstimmung, die den Stand des Kaufmanns, des Gewerbsmanns und jeden andern Stand im Innern seines Wesens erhebt, heiligt, reinigt und wahrhaft menschlich macht.“

„Das Streben nach Vollkommenheit, nach Vollendung, das allein geeignet ist, den Samen der Zwietracht in uns wahrhaft abzuschwächen und zu vertilgen, geht nur aus dem ernstesten Suchen des göttlichen Beistandes und der göttlichen Gnade hervor. Die Wahrheit dieses Suchens führt untrüglich zur Andacht und zum Gebet; aber die Wahrheit der Andacht und die Wahrheit des Ge-

bets ist ohne die Wahrheit des göttlichen Glaubens und der göttlichen Liebe undenkbar. So innig hängt das Wesen der Idee der Elementarbildung mit dem Geist des Christenthums, seines göttlichen Glaubens und seiner göttlichen Liebe zusammen."

Nachdem er noch einmal die Idee der Elementarbildung in den einzelnen Disciplinen beleuchtet hat, legt er sich endlich die Frage selbst vor: „Aber, Pestalozzi, wenn deine Ideen wahr sind, wie kommt es denn, daß deine zwanzigjährigen Lebenserfahrungen gar keinen Erfolg gehabt haben sollten?“

Viele seiner Biographen haben ihm ebenfalls diese Frage nachgesprochen und einige der verbreitetsten sind zu dem Ausspruche gekommen, der übrigens seinen Ursprung von Niederer ableitet: daß seinen Anstalten „die Gemeinkraft eines christlichen Vereins gefehlt habe“ (Blochmann), „daß er die Erziehung nie in einen allgemeinen Zusammenhang mit Staat und Kirche(?) gebracht“ (Mörkoser), „er hatte in Sforten weniger die christlich-sittliche, als die intellektuelle Bildung im Auge“ (K. v. Raumer), „Pestalozzi stand nicht auf christlichem Standpunkte. Er faßte und faßt nach (1826), wie sein Schwanengesang unwidersprechlich beweist, das Göttliche nur irdisch, das Ewige nur zeitlich, das Geistige nur sinnlich auf, wollte dadurch den Menschen helfen und verfolgte menschlich hohe Zwecke mit thierischem Sinn“ (Niederer). Ich hoffe, die Leser dieser Biographie sind zu andern Ansichten gekommen.

Pestalozzi selbst gibt zwei Gründe an: die Zeitverderbniß und seine persönliche Unfähigkeit. In letzter Beziehung thut er sich Unrecht.

In erster Beziehung sagt er, der Grund des Fehlschlagens seiner Bestrebungen liege in dem Kontrast, in welchen die Naturgemäßheit im Erziehungs- und Unterrichtswesen mit dem Verkünstlungsverderben der Weiterziehung und des Zeitunterrichts trat, und dieser stamme aus dem Verwilderungs- und Verkünstlungsverderben unseres Geschlechtes überhaupt. Das ist ein sehr wichtiges und sehr wahres Wort! „Der Sinn des Fleisches ist allgemein wider den Sinn des Geistes, — er ist allgemein wider das innere göttliche Wesen aller Grundlagen der höhern Menschennatur. Der sinnliche, thierische Mensch erkennt in aller Welt die Dinge nicht, die des Geistes Gottes sind und mit dem innern Funken des ewigen, göttlichen Wesens, der in unserer Natur liegt, in wahrer kraftvoller Uebereinstimmung stehen; er schwebt in sinnlicher Abschwächung der Früchte des Glaubens und der Liebe in thierisch belebtem Widerspruch der Ansprüche seines Geistes mit den Ansprüchen seines Fleisches und des daraus erzeugten Unterliegens seiner Vernunft unter seinen Gelüsten umher. Das erste Hinderniß der Anerkennung der Idee der Elementarbildung liegt in der ungebildeten sinnlichen Natur unsres Geschlechtes selber; der Geist der Thorheit und der Sünde liegt in unserm Fleisch und in unserm Blut und wirkt mit

allen seinen Reizen der Entfaltung unserer Kräfte zur Weisheit und zur Tugend, zur Liebe und zum Glauben entgegen. Wir wissen auch alle, in welchem Grad dieses Verkünstlungsverderben in der Epoche, in der wir leben und in welche mein Thun und Lassen hineingefallen, nicht nur allgemein tief eingewurzelt, sondern noch durch die Resultate des großen Ereignisses, das die Welt gleichsam aus ihren Angeln zu heben drohte, auf eine Weise belebt worden, die alles Entgegenwirken gegen die Folgen der Leidenschaften, die in diesem Zeitpunkt zügellos belebt wurden, fruchtlos und unwirksam zu machen in einem hohen Grad geeignet war."

Pestalozzi zielt damit auf die politischen und sozialen Zustände seiner Zeit.

Nachdem er seine innere Entwicklung und seine Bestrebungen geschildert, denen ich in gegenwärtiger Biographie vielfach gefolgt bin, fordert er die Nachkommen zu weiteren praktischen Versuchen auf, warnt aber vor den Abwegen, vor der bloßen Abrihtung, deren Folgen er in entsetzlichem Maße entwirft, während er auch das Gegenstück dazu liefert, und fordert schließlich zur eingehenden Prüfung auf.

Sechsendreißigstes Kapitel.

Das Lebensende.

Pestalozzi widmete sich auf dem Neuhof schriftstellerischen Arbeiten. Außer den beiden erwähnten Schriften beschäftigte ihn die Vollendung von *Vienhard* und *Gertrud* und anderer Werke, die er der Gesamtausgabe seiner Schriften noch beifügen wollte. Auch wollte er noch Hilfsmittel für die Hand der Mütter zur Beschäftigung ihrer Kinder bis zum siebenten Lebensjahre ansarbeiten, das „Buch der Mütter“ genügte ihm nicht. Ferner beschäftigte er sich mit Vorübungen der lateinischen Sprache, die gleichfalls wie die Muttersprache übend erlernt werden müsse. Seine Methode beabsichtigte er nach Frankreich, England, Spanien und Portugal zu verpflanzen; Schmid reiste zu diesem Zwecke 1825 nach Paris und London; zur Förderung derselben sollte auch eine Zeitschrift in französischer Sprache dienen, die er mit J. Schmid herausgeben wollte. Das Armenhaus, das er errichten wollte, stand schon in den Grundmauern fertig da.

Dies berichtet der Seminardirektor Henning, der ihn im August 1825 auf seinem Neuhof besuchte. Außer seinem Enkel, dessen Frau und zwei Kindern derselben hatte Pestalozzi noch vier Zöglinge, darunter zwei aus Cadix, die ihm aus Yverdon gefolgt waren. Henning erzählt weiter: „Ich fand ihn in den 13 Jahren, da ich

ihn nicht gesehen, freilich gealtert, aber im Ganzen wenig verändert, noch rüstig und kräftig, und in seinem ganzen Wesen noch eben so lauter und einfach; sein Blick war noch derselbe freundlich wehmüthige, seine Begeisterung für Menschenwohl, besonders für die rechte Führung und Behandlung der Kleinen und Armen noch ebenso feurig, wie vor 13 Jahren, noch dieselbe geistreiche Rede voller Gedankenblitze, noch dasselbe bedeutsame, gutmüthige Lächeln und Spizen des Mundes, wenn ihm ein treffendes schlagendes Wort auf den Lippen schwebte; aber auch noch immer das unruhige Suchen und Nichtfinden, das Unbefriedigte in seinem Wesen, der Ausdruck des Kammers auf seiner Stirn . . . Ungeachtet der Hitze begleitete mich Pestalozzi noch bis Lenzburg und stieg mit mir die einige hundert Stufen zum Lenzburger Schloß rüstig hinan, in welchem Lippe's Erziehungsanstalt. Nach der Lebhaftigkeit, mit der er sprach, und nach der Rüstigkeit, mit der er sich bewegte, durfte ich hoffen, daß das Ende seiner irdischen Laufbahn noch fern sein würde. Mit bewegttem Herzen nahm ich in Lenzburg vom guten Vater Pestalozzi Abschied. Jene Stunden, die ich abermals in seiner Nähe verleben durfte, werden mir unvergeßlich sein."

Als Pestalozzi die Versammlung der „helvetischen Gesellschaft“ besuchte, wurde er für das nächste Jahr zum Präsidenten gewählt. Beim Mittagsmahl brachte er mit bewegttem Gemüthe und zitternder Stimme den Toast aus: „Es lebe die Gesellschaft, welche das zerstoßne Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslösch!“ — Die folgende Jahresversammlung, den 26. April 1826, fand in Langenthal im Gasthose zum Bären statt. Pestalozzi hatte eine Rede ausgearbeitet, welche sich in seinen sämtlichen Werken findet. Sie wurde vom Pfarrer Schuler von Nerisbach vorgelesen.

Die Rede berührt hauptsächlich das soziale Gebiet. Nach einer längern geschichtlichen Einleitung über die Entwicklung der Verfassung und der gesellschaftlichen Zustände der Schweiz, vorzüglich des Fabrikwesens und des leichtern Gelderwerbs, kommt er auf die gegenwärtige Lage des bürgerlichen Verderbens, namentlich auf „das Vesindelleben, dessen Folgen unter gewissen Umständen für das Vaterland noch beunruhigender werden können, als selber ihre Eigenthumslosigkeit, wenn wir nicht in dem guten, äußerst bildsamen Nationalgeist Mittel dagegen finden. Aber diese Mittel mindern sich von Jahr zu Jahr. Wir sind jetzt zwar äußerlich gerettet, aber wir müssen uns erst innerlich wieder herstellen. Die traurigen Mißstimmungen im Volksgeist aller Stände haben zugenommen, selbstsüchtige und leidenschaftliche Schwächen haben Platz gegriffen, neben erheuchelter Demuth bläht sich unverhohlenen Eitelkeit und Hochmuth und die liebliche Näherung aller Stände hat einen tödtlichen Herzstoß erlitten. Der Leichtsin des Zeitgeistes bemerkt diese Erscheinungen gar nicht. Die Hülfe kann nur in einer

gänzlichen Umwandlung des Zeitgeistes durch eine naturgemäße Erziehung gefunden werden. Und diese Hülfe liegt in unserer Hand, wenn nur die größere Anzahl unserer eblern und einflußreicheren Mitbürger sich dahin erheben würde, „mit väterlicher Treue und Standhaftigkeit für die Bildung und Erziehung unserer Jugend das zu thun, was zu einer bessern Begründung des häuslichen und öffentlichen Wohlstandes noth thut.“

Aber — und das ist sehr wichtig auch für unsere Zeit, denn jene Uebelstände haben sich noch verstärkt — „unser eingewurzelter Zeitgeist hat die Aufmerksamkeit der großen Mehrheit unserer Bürger in allen Ständen mehr auf diejenigen Bildungs- und Erziehungsgegenstände hingelenkt, die einzelnen Ständen dienlich, bequem, angenehm und vielleicht auch nothwendig, als auf diejenigen, die allem Volk in allen Ständen für die gute Begründung seiner häuslichen und bürgerlichen Selbständigkeit dringend nothwendig sind. Es ist ganz gewiß jetzt nicht um die schnelle Weiterführung der höhern wissenschaftlichen Bildung, noch viel weniger um die Allgemeinmachung der oberflächlichen Brosamen davon zu thun, es handelt sich im Gegentheil um die allgemeine und genugthuende Begründung der allgemeinen Kräfte und Fertigkeiten; aber die Volksschulen stehen fast allgemein von diesem wesentlichen Fundament aller wahren Menschenbildung entblößt.“ Dagegen „herrscht für die wissenschaftliche Ausbildung in unserer Zeit noch vielfältiges, großes und belebtes Interesse. In den höhern Klassen ist das, was oft mit großer Kunst und Mühseligkeit von den Kindern versucht wird, der naturgemäßen Entfaltung ihrer Kräfte und der guten Begründung einer soliden Erziehung nur nachtheilig.“ „Die höhere, wissenschaftliche Bildung einzelner Stände und einzelner Menschen ist etwas ganz Verschiedenes von dem, was die gute Erziehung des Menschengeschlechts in allen Ständen beansprucht und fordert; isolirt und einzeln dastehend wirkt sie zerstörend auf das Verhältniß der einzelnen Stände. Die Nationalbildung muß alle Stände des Volks in einer Art von Ebenmaß ergreifen.“

Die Ursache dieses Uebels findet er in der Selbstsucht. „Der Zeitgeist steht dem öffentlichen Einfluß des Guten, das diesfalls in unserer Mitte noch da ist, mit der ganzen Macht seines irreführenden Verderbens entgegen.“ Unsere „Zeitselftsucht“ hat uns dahin gebracht, wo wir jetzt stehen.

Er warnt vor der kommenden Noth. „Durch die dormalige öffentliche Erziehung wird in den niedern Ständen sittliche und geistige Abschwächung herbeigeführt, wenn auch die äußern Kräfte zunehmen. Wir stehen, wie England, das durch seine Industrie und seine Geldressourcen, wie durch seine Politik seine eigenthumslosen Menschen vermehrt hat, am Vorabend von öffentlichen Landesgefahren.“ —

Es offenbart sich in dieser Rede ein erhabener Blick in die

Zukunft; und sie enthält große, staatspädagogische Gedanken, aber wie damals, so werden sie wohl auch heute kaum Beachtung finden, denn die höhern Gesichtspunkte der Pädagogik, einer Staatswissenschaft ersten Ranges, sind unserer Zeit verloren gegangen.

Im Sommer des Jahres 1826 besuchte Pestalozzi bei Gelegenheit einer Reise nach Basel mit J. Schmid das von Zeller trefflich eingerichtete und geleitete Waisenhaus in Beuggen. Die Kinder empfingen ihn mit Gesang und reichten ihm einen Eichenkranz dar; er lehnte ihn aber ab mit den Worten: „Nicht mir, sondern der Unschuld gebührt dieser Kranz.“ Und als die Waisen das Göthe'sche Lied sangen, das auch in Lienhard und Gertrud aufgenommen ist:

„Der Du von dem Himmel bist,
Alles Leid und Schmerzen stillest,
Den, der doppelt elend ist,
Doppelt mit Erquickung füllest,
Ach! ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust“ —

da erstlickten Thränen die Stimme des Greises.

Am 21. November desselben Jahres wohnte er noch einer Versammlung der Kulturgesellschaft in Brugg bei; der Pfarrer Steiger von Birr, sein Nachbar, las eine Abhandlung Pestalozzi's vor über die einfachsten Mittel, womit die Kunst das Kind von der Wiege an bis ins sechste Jahr im häuslichen Kreise erziehen könne.“ Er gab dann selbst noch mündlich Erläuterungen, und zwar mit einem Feuer und einer Liebe für seine Idee und die Kinderwelt, daß er wie in Jünglingskraft verklärt erschien.

Bis zu seinem Krankenlager und noch auf demselben beschäftigte er sich fortwährend mit dem Gedanken, wie dem Armen seine schwere Lage zu erleichtern, wie ihm eine sichernde Unabhängigkeit zu verschaffen sei. Auch dem Aermsten wünschte er einen eignen Heerd. Bei den immer steigenden Holzpreisen sah er sich nach Ersatzmitteln um; ein warmer Fußboden sei dem Arbeitenden unumgänglich nöthig. „Flechtet Fußteppiche von Stroh, legt mehrere übereinander; das Material ist wohlfeil. Und zur Unterlage nehmt Kieselsteine“ pflegte er anzurathen. Aber er wollte nicht bloß Vorschläge geben, er wollte sie selbst auch erproben und ausführen; er wollte auch wohnen, wie ein Armer. Deswegen wählte er im Erdgeschoß seines neuen Wohnhauses auf dem Meuhof ein Zimmer, um dort den Versuch zu machen. Er ging aufs Feld, suchte Kieselsteine und trug sie in allen Taschen heim. Als sein Enkel Gottlieb dies bemerkte, ließ er einige Wagen voll anfahren und vor den Fenstern jenes Zimmers abladen. Noch im Dezember kniete der Greis im Schnee, um mit eigner Hand, da er fremde Hülfe zurückwies, die Steine durch das offene Fenster ins Zimmer zu werfen. Als die Strenge des Winters ihn vertrieb, blieb der Steinhäufen liegen.

Der Freund Pestalozzi's, dem wir diese Nachricht verdanken, Lippe, Vorsteher der Erziehungsanstalt in Lenzburg setzt hinzu: „Ich nannte ihn den heiligen Steinhäufen.“ Er lag noch längere Zeit nach dem Tode Pestalozzi's an jener Stelle.

Jedenfalls auf Veranlassung und unter Mitwirkung Niederers erschien eine Schmähchrift gegen Pestalozzi unter dem Titel: Beitrag zur Biographie Heinrich Pestalozzi's und zur Beleuchtung seiner neuesten Schrift: „Meine Lebensschicksale u.“ von Eduard Viber. Der unsaubere Pamphletist war Lehrer an der Anstalt, die Krüsi in Yverdon leitete.

Eine ähnliche, wo möglich noch niederträchtigere Schrift erschien von einem gewissen Hurter, die ich aber nicht kenne.

Diese Angriffe erregten ihn tief. Als er nun gar noch in der Zeitung seines Freundes Aleri las: „Es scheint, Pestalozzi habe es, wie gewisse Thiere, die sich unter den Ofen verkriechen, wenn man ihnen den Stoch zeigt, sonst würde er auf solche Angriffe antworten,“ rief er aus: „Nei, bim Dunner, jez chan i's nimmme ushalte!“

Die Erschütterung seines Innersten warf ihn aufs Krankenbett. Er fühlte das Nahen des Todes, äußerte aber gegen seinen Arzt, Dr. Stäbli in Brugg, daß er noch sechs Wochen leben müsse, um die schändlichen Verläumdungen zu widerlegen. In jenen Tagen schrieb er noch folgende erschütternde Worte:

„O ich leide unaussprechlich! Kein Mensch vermöchte zu fassen den Schmerz meiner Seele. Man verschmäht und beschimpft den alten, schwachen, gebrechlichen Mann und sieht ihn jetzt nur noch als ein unbrauchbares Werkzeug an; dies thut mir nicht um meiner willen weh, aber es thut mir weh, daß man auch meine Idee verschmäht und verachtet und unter die Füße tritt, was mir heilig war und wonach ich während meines langen, kummervollen Lebens gerungen habe. Sterben ist nichts; ich sterbe gern, denn ich bin müde und möchte endlich Ruhe haben; aber gelebt zu haben, Alles geopfert zu haben und nichts erreicht zu haben und Alles zertrümmert zu sehen und so mit seinem Werk ins Grab zu sinken — o das ist schrecklich und ich kann es nicht aussprechen und ich wollte gerne noch weinen, und es kommen keine Thränen mehr. — Und meine Armen, die gedrückten, verachteten und verstoßenen Armen! — Arme, man wird auch euch, wie mich, verlassen und verschupfen! — Der Reiche in seinem Ueberflusse gedenkt euer nicht; er könnte euch auch höchstens nur ein Stück Brot geben, weiter nichts; er ist selbst ja arm und hat nur Geld und Anderes nicht. Euch einzuladen zur geistigen Mahlzeit und euch zu Menschen zu machen, daran wird man noch lange, gar lange nicht denken. Aber Gott im Himmel, der auch an seine Sperlinge denkt, wird euch nicht vergessen und euch trösten, wie er auch mich nicht vergessen und auch mich trösten wird.“

Im Angesichte des Todes sprach er: „Ich vergebe meinen Feinden; mögen sie den Frieden jetzt finden, da ich zum ewigen Frieden eingehe! Ich hätte gern nur noch sechs einzige Wochen gelebt für meine letzten Arbeiten, aber ich danke auch wieder der Vorsehung, die mich von diesem Erdenleben abrückt. Und ihr, ihr Meinigen, bleibet stille für euch und suchet euer Glück im stillen häuslichen Kreise.“

Um dem Arzte näher zu sein, ließ er sich am 15. Februar nach Brugg bringen, wie es der Arzt auch gewünscht hatte. Die Frau seines Enkels und zwei Wärter waren bei ihm. Am 16. besuchte ihn Herr Lippe, aber er war schon ohne Bestimmung. Am 17. gegen 4 Uhr Morgens ließen die Schmerzen (Harnbeschwerden) nach, der Kranke wurde ruhig. Um 6 Uhr kam Dr. Stäbli; der letzte Augenblick nahte. Gegen 7 Uhr hellte sich der Blick des Kranken auf. Kein Nöcheln, kein Todeskampf trat ein; ruhig lag er da, wie im Schlafe. Bald athmete er zum letzten Mal. Ein mildes Lächeln ruhte auf seinem Angesichte, als ob er dem Engel, der ihn abholt, noch entgegen gelächelt und dann seine Augen geschlossen hätte.

Am 19. Februar wurde die irdische Hülle auf dem Kirchhofe des Dorfes Birr zur letzten Ruhe gebracht. Schullehrer trugen den Sarg, dem außer dem Enkel und einigen Verwandten nur wenige Freunde und Verehrer folgten. Die Kunde seines Todes war kaum bis Aarau gedrungen. Es lag viel Schnee. Man hatte ihm sein Grab an der Hauptseite des Schulhauses zu Birr unter der Dachtraufe gegraben. Unter der Dachtraufe! Des Himmels Thränen sollten in reichlicheren Strömen auf ihn niederfallen, als auf andere Menschenkinder. Er hatte es auch verdient! Schullehrer aus der Nähe, etwa 80 an der Zahl, hatten sich auf dem Friedhofe eingefunden. Sie empfingen den Sarg mit dem Gesange des Liedes:

„Ruhe sanft bestattet,
Du, von Schmerz ermattet,
Allen Kummer deckt das Grab...“

Die Begräbnisrede hielt der Ortspfarrer Steiger. „Wenn jemals groß, so war er es in den letzten Tagen. Hätte doch Jeder Zeuge sein können, wie standhaft er seine Schmerzen ertrug und wie gottergeben und willig er der Welt und seinen Wünschen in derselben entsagte!“

Mit dem Gesange eines eigens hierzu vom Pfarrer Fröhlich verfaßten Liedes schloß die bescheidene, aber würdige Feier.

Als man ihn bei seinen Lebzeiten fragte, welches Denkmal er einst wünsche, verlangte er einen rauhen Feldstein. „Ich bin ja auch nur ein rauher Feldstein gewesen.“ Kein Denkmal, keine Inschrift, nur ein alter Rosenstrauch zeichnete achtzehn Jahre lang die Stelle, wo dieser Wohlthäter der Menschheit ruhte.

Bei einem Neubau der Schule wurde der Sarg wieder herausgenommen. Am 12. Januar 1846, der Säcularfeier seines Geburtstages, wurde der bekränzte Sarg in Gegenwart der Erziehungs- und Schulbehörden, der Lehrer und Sängler des Aargau's, der Schuljugend und der Bewohner der Umgegend, sowie mehrerer Abgeordneter anderer Kantone unter Glockengeläute und Gesang in das neue errichtete Grabmal gesetzt, das jetzt an der Siebelseite des neuen Schulhauses sich befindet. Diese ganze Siebelseite bildet ein Denkmal; in der Mitte ist eine Nische mit dem Brustbilde Pestalozzi's und darunter die Inschrift: „Hier ruhet Heinrich Pestalozzi, geboren in Zürich den 12. Januar 1746, gestorben in Brugg den 17. Hornung 1827, Retter der Armen auf Neuhof, in Stanz Vater der Waisen, in Burgdorf und Münchenbuchsee Gründer der Volksschule, in Yverdon Erzieher der Menschheit, Mensch, Christ, Bürger, — Alles für Andere, für sich Nichts. Friede seiner Nische. Unserm Vater Pestalozzi der dankbare Aargau.“ —

Kein Grabhügel zeichnet die Stelle; Steinplatten liegen längs der ganzen Seite des Siebels, eingeschlossen von einem eisernen Gitter. Als ich das Grab 1871 besuchte, konnte ich mir nicht einmal ein Blümchen zum Andenken von dem Grabe mitnehmen.

Da ruhen sie nun, die irdischen Ueberreste des Mannes der erhabensten Ideen und des liebevollsten Herzens für das Wohl der Menschheit.

Die schöpferischen Geister, welche bestimmt sind, eine neue Zeit anzubahnen, werden von ihrer Zeit oft am wenigsten erkannt. Pestalozzi ist selbst das Opfer seiner Liebe und seiner Ideen geworden. Die Wahrheit, die er verkündete, kämpfte gegen den Geist der Finsterniß, der ihn überall verfolgte.

Fanatismus und Neid vertrieb ihn aus Stanz; Bonapartismus und Aristokratismus vernichtete ihn in Burgdorf; unter dem Drucke des Despotismus und Moderantismus arbeitete er sich in Yverdon zu Grunde. Das Zeitverderbniß gab den Geistern der Finsterniß Nahrung, die er liebend an seinem Herzen groß gezogen.

So ging er unter, eine heroische Gestalt, in tragischem Geschick.

Am Ende seines Schwanengesanges fragt er die herzzerreißende Frage: „Ist denn der Zweck meines Lebens wirklich verloren gegangen?“

Da ergreift ihn ein Gefühl innerer Erhebung und reißt ihn empor über Zeit und Raum, daß er triumphirend jubeln kann: „Der Herr hat geholfen! Er, der das zerknickte Rohr nicht zerbricht und den glimmenden Docht nicht auslöscht, wird ferner helfen.“

„Der Zweck meines Lebens ist nicht verloren gegangen. Nein,

meine Anstalt, wie sie in Burgdorf gleichsam aus dem Chaos hervorging und in Sferten in namenlosen Unförmlichkeiten sich gestaltete, ist nicht der Zweck meines Lebens.“ —

Der Strom der Wahrheit und der Liebe, der von ihm ausging, er fließt noch, und fließt immer reicher. Männer, wie Karl Ritter, Fichte, Nicolovius, Silvern, K. v. Raumer, Blochmann, Henning, Harnisch, Grafmann, Diesterweg, Karl Schmid und viele, viele andere haben aus diesem Strome Leben getrunken.

„Wenn meine Wahrheit zu der Reife gedeiht, zu der sie gedeihen muß, so wird sie auch Frucht bringen . . . Zu dieser Kraft und zu dieser Größe ist's, wohin ich den Geist und das Herz der Edlen und des Volkes meines Vaterlandes zu erheben suche. Mögen hinter meinem Grabe Männer mit vollendeteren Kräften fortwirken zu diesem großen Ziel meines Lebens . . .“

Nicht jene Anstalten waren sein eigentliches Werk, sie waren nicht einmal der Gegenstand seiner Sehnsucht, sondern die lebendigen Persönlichkeiten, die, von seinem Geiste beseelt, weiter gebaut haben und noch weiter bauen werden den herrlichen Dom der Bildung der Menschheit zu einer Wohnung Gottes auf Erden.

Sein Werk wird bestehen.

„Tieffinnige Gedanken, welche eine heilige Liebe unter schweren Wehen geboren hat, sie sind Gedanken des ewigen Lebens und hören, wie die Liebe, nimmer auf.“

Verlag von Siegismund & Volkering in Leipzig.

Pädagogische Bibliothek.

Herausgegeben von A. Richter.

Von dieser Bibliothek erschienen bisher 33 Hefte à 5 Sgr., enthaltend:

- Pestalozzi, Wie Gertrud ihre Kinder lehrt. Bearb. von Albert Richter. 20 Sgr.
Salzmann, Noch etwas über die Erziehung. Bearb. von Karl Richter. 10 Sgr.
— Ameisenbüchlein. Bearb. von Karl Richter. 10 Sgr.
— Ueber d. wirksamsten Mittel, Kindern Religion beizubr. Bearb. v. A. Richter. 15 Sgr.
Comenius, Große Unterrichtslehre. Bearb. v. Jul. Veeger u. Franz Joubert. 1/2 Thlr.
Montaigne, Ansichten über Erziehung der Kinder. Bearb. von Karl Reimer. 5 Sgr.
Rousseau, Emil. Bearb. v. Karl Reimer. 1. u. 2. Hest. 5 Sgr.
Frände, Schriften üb. Erziehung u. Unterricht. Bearb. v. A. Richter. 1—9. Hest. à 5 Sgr.
Kode, einige Gedanken über Erziehung. Bearb. v. Dr. Schuster. 1—3. Hest.

Jedes Hest und jeder Band ist einzeln zu haben.

Die weiteren Hefte werden bringen:

Den Schluß von Frände; Rousseaus Emil (Fortsetzung); Lockes Gedanken über Erziehung (Fortf.); Kant, über Pädagogik; Dinter, Schulreden und anderes; Campe, Auswahl seiner Schriften; Luther, Ansichten über Erziehung und Unterricht u. s. w.
Jeder Schul- und Lehrerbibliothek sollte die Anschaffung dieser Werke in erster Reihe stehen; aber auch für jede Familie ist die Sammlung von bleibendem Werthe.

Verlag von Siegismund & Volkering in Leipzig.

Biographische Bibliothek.

- Beethoven, Ludw. van. Ein Lebensbild, entworfen von W. Friede. 1870. geb. 10 Gr. in Pwbbd. 15 Gr.
- Comenius, Joh. Am., nach s. Leben und s. pädagogischen Bedeutung. Nebst einem Anhang, enth. Auszüge aus seinen Schriften. Von L. W. Seyffarth. 2. Aufl. 1871. 16 Gr.
- Curtman's, Dr. W. G., Leben und Lichtgedanken aus s. Werken. Von Dr. J. Fölling. (im Erscheinen.) ca. 12 Gr.
- Friedrich Wilhelm, der Kronprinz von Preußen und Deutschland. Ein Bild seiner Thaten und seines Wirkens. Für das deutsche Volk herausgegeben von W. Friede. 3. Aufl. (im Erscheinen.) geb. ca. 15 Gr., in Pwbbd. eleg. geb. ca. 24 Gr.
- Jahn, Friedrich Ludw. Sein Leben und ein Auszug aus seinen Schriften mit besonderem Hinweis auf die Neugestaltung Deutschlands und die Volkserziehung. Von R. Nothenburg. 1871. 9 Gr.
- Pestalozzi, H. Biographie. (Volksausgabe.) Von L. W. Seyffarth. (im Erscheinen.) ca. 12 Gr.

In Vorbereitung sind ferner:

- Arndt's, Ernst Moritz, Leben. Von Dr. R. Höcker.
- Rüdert's, Friedr., Leben und seine pädagog. Bedeutung. Von Dr. E. Deher.
- Simrock's, Karl, Leben und Schaffen. Von Dr. R. Höcker.
(wird fortgesetzt.)

Verlag der verbreitetsten Lehrerzeitungen:

Freie deutsche Schulzeitung.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 12½ Gr.

Die deutsche Volksschule

Magazin für die Praxis der Erziehung und des Unterrichts.
Erscheint am 1. und 16. jedes Monats. Preis vierteljährlich 8 Gr.

Zeitung für das höhere Unterrichtswesen Deutschlands.

Erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 20 Gr.

Diese Zeitschriften ergänzen einander.

Probenummern zur Prüfung und zur Vertheilung an Kollegen werden auf Wunsch von der Verlagshandlung und von allen Buchhandlungen gratis geliefert.

Ergebnisse des physikalischen Unterrichts in der Elementarschule.

Von C. Schröder. 2. Aufl. mit 10 Holzschnitten. 1872. kart. 3 Gr.

Partiepreise: 25 Expl. roh. 2 Thlr. — Gr., geb. 2 Thlr. 10 Gr.

50	"	"	3	"	20	"	"	4	"	10	"
100	"	"	6	"	20	"	"	8	"	—	"

Der 32jährige Lebenskampf eines ostpreuß. Volksschullehrers. Dem Druck übergeben von Dr. W. U. Zütting 1872. Preis 4 Gr.

Jeder Lehrer und jeder wahre Schulfreund müßte es sich angelegen sein lassen, dieses Schriftchen, ein Beitrag zur Mildrerung der Lehrersnoth, in weitere Kreise zu verbreiten.

Grunow, H., Die gewerbliche Fortbildungs-Mittelschule, Bedürfnis, Organisation und Lehrplan derselben. Prämiert von der Funke'schen Stiftung in Hagen. 1872. 6 Gr.

Druck von Grefner & Schramm in Leipzig.



